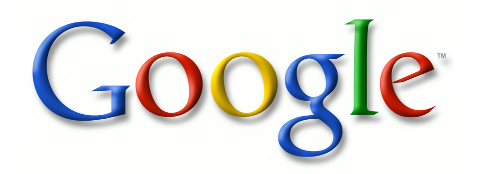
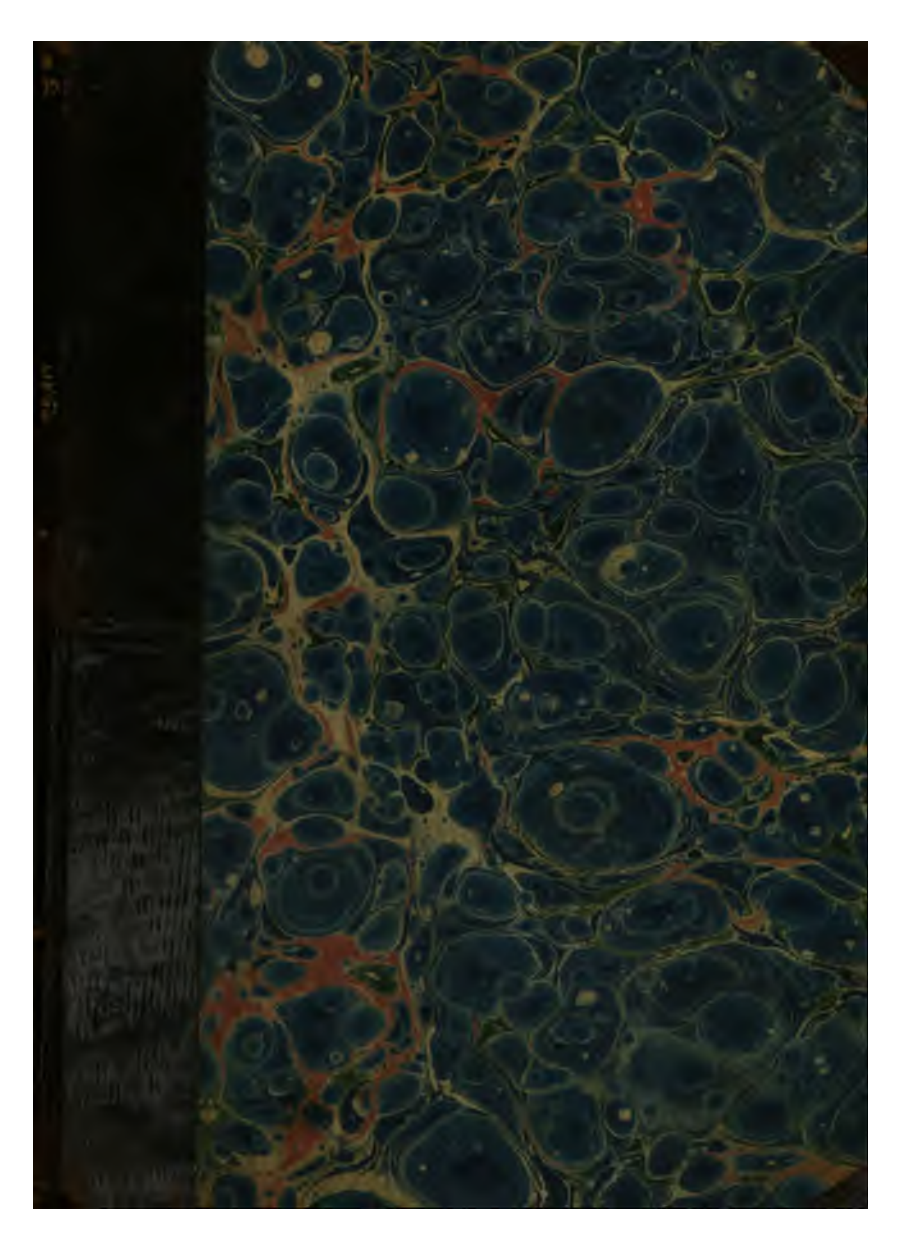
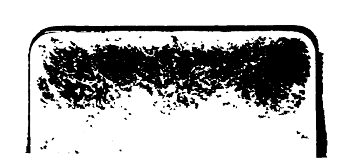
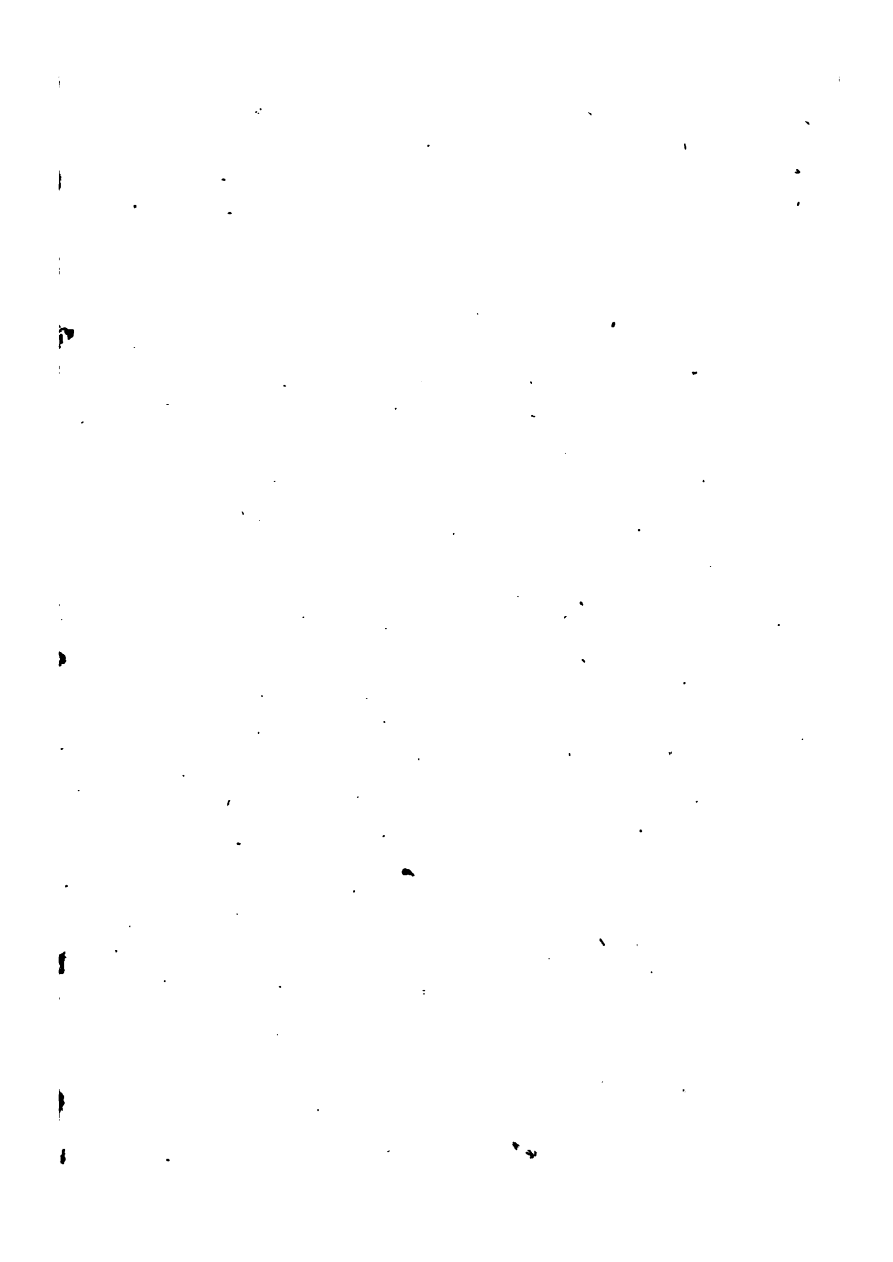
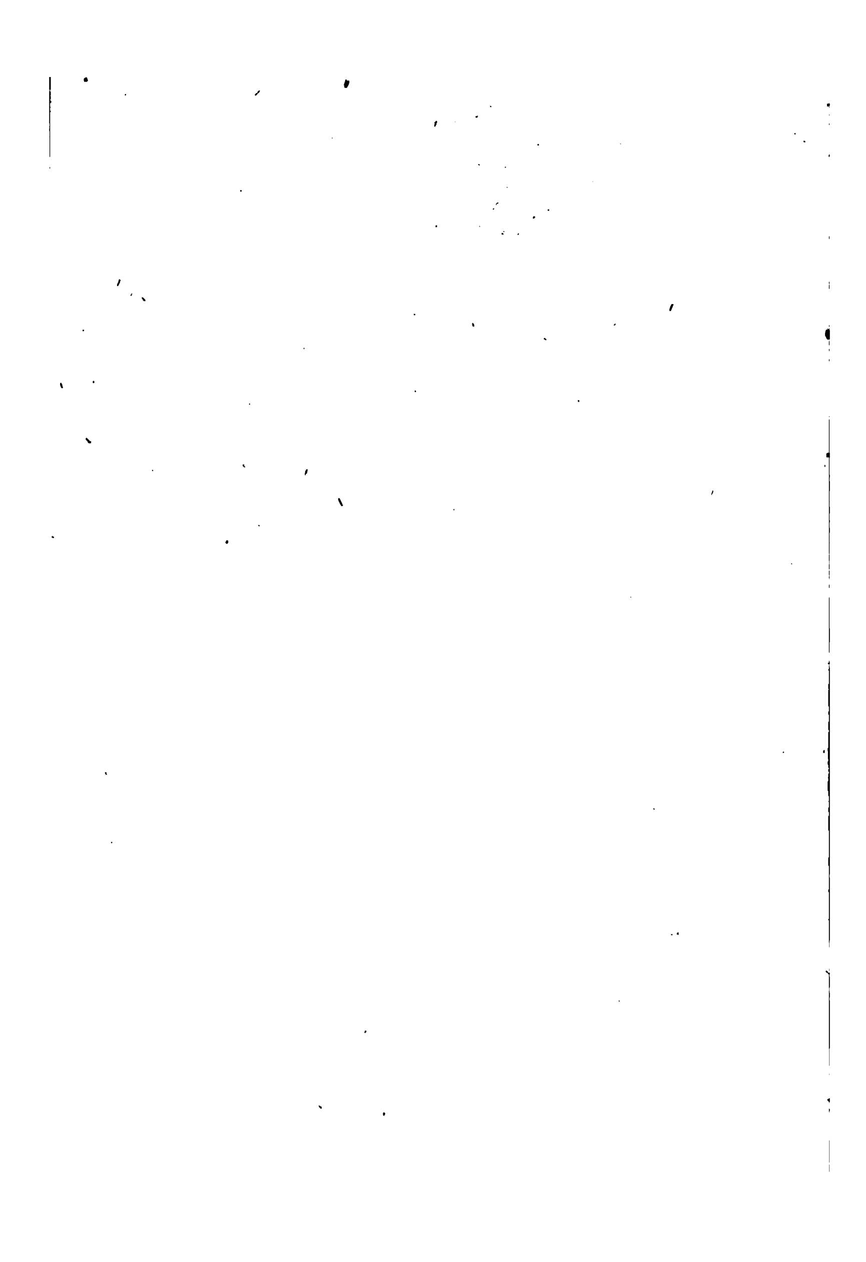





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA







August's von Kotzebue

ausgewählte

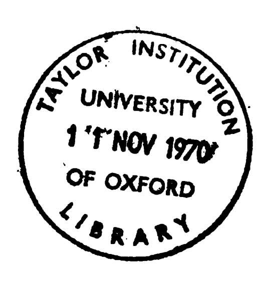
prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfunddreißigster Band.

Wien, 1848.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Die Biene,

oder:

Neue kleine Schriften

von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorbericht.

Es ist mir eine Meinung zu Ohren gekommen, als ob ich in diesen Heften nicht immer schriebe, wie es sich in unsern Zeiten geziemt. Ich weiß nicht, was man damit sagen will. Ich halte mich lediglich an das Censur-Edict meines Kaisers, dieses schöne Denkmahl seiner Weisheit und Milde, wo es §. 22 ausdrücklich heißt:

„Eine bescheidene und vernünftige Untersuchung jeder Wahrheit, die auf Religion, Menschheit, bürgerliche Verfassung, Gesetzgebung, Staats-Regierung, oder irgend einen Zweig derselben Bezug hat, verdient nicht nur nicht die geringste Strenge von Seiten der Censur, sondern genießt einer vollkommenen Preßfreiheit, die die Fortschritte der Aufklärung befördert.“

Ferner §. 21: „Die Censur befolgt den Grundsatz einer vernünftigen Nachsicht, und hütet sich vor jeder parteiischen Auslegung der Aufsätze, oder einzelner Stellen in denselben, die sie

aus besondern scheinbaren Ursachen verbieten zu müssen glauben möchte. Hat die Stelle, worüber der Zweifel entsteht, einen doppelten Sinn, so ist es in diesem Falle besser, sie auf die für den Verfasser vortheilhafteste Art auszulegen, als ihn deshalb verantwortlich zu machen."

Man verzeihe mir die anscheinende Eitelkeit, daß ich, bei einem Werke von so geringer Wichtigkeit, als meine Biene ist, diese Paragraphe anführe; allein ich bin durch schiefe Urtheile dazu veranlaßt worden. Meine Biene ist ein sehr unschuldiges Flugblatt — (kein Feuerbrand, kein Lösch-Eimer, keine Gallerie preußischer Charaktere, keine Sammlung vertrauter Briefe, und wie sonst noch die Tritte alle heißen, mit welchen verschiedene Thiere den verwundeten Löwen betasten); — ich kann mir unmöglich einbilden, daß irgend Jemand Anstoß daran nehmen könne, wenn ich meine Meinung über Grundsätze der Moralität äußere; wenn ich über die Leiden klage, welche der Krieg mit sich bringt, und worüber schon seit Anbeginn der Welt auch noch kürzlich von Villers, Lettre à Mdme

de B*) geklagt worden; wenn ich Ausschweifungen beseufze, die etwa hie und da die Sieger in ihrem Taumel sich erlaubten, und die vermuthlich der Feldherr selbst nicht billigt; wenn ich frappante Züge aus der Geschichte aushebe, die man gar nicht auf neuere Zeiten zu deuteln braucht, um ihnen Interesse zuzugestehen; wenn ich moralische Urtheile und Aussprüche alter Schriftsteller anführe; wenn ich, wie schon Tausende vor mir, Sittenverderbniß züchtige oder bespöttele u. s. w.

Immer spreche ich nur im Allgemeinen von Menschen oder Fürsten, nie von Einem Menschen oder Einem Fürsten. Ich weiß auch wohl, daß es Niemanden einfallen wird, sich selbst für angegriffen zu halten; doch leider weiß ich auch eben so gut, daß es jetzt überall elende Kriecher gibt, die sich gnädige Blicke zu erwerben hoffen, wenn sie irgend einem Machthaber in's Ohr raunen können: „In diesem oder jenem Worte, in dieser oder jener Zeile liegt Gift verborgen;" und die — im Gefühl ihrer Charakterlosigkeit und ihres Undanks — jeden Schriftsteller, der seinem Charakter getreu blieb, mit fremden Füßen gern zertreten, da ihre eigenen Spindelbeine nicht

Kraft genug dazu haben. Ich verachte solche Wetterhähne, die, wenn heute der Wind sich dreht, auch gleich wieder eine andere Flagge aufstecken; ich ehre jede rechtmäßige Gewalt; ich bewundere jede wahre Größe; ich preise jede beharrliche Tugend; ich erlaube mir bescheidene, und, wie ich meine, auch vernünftige Urtheile über manche Dinge, welche die Menschheit angehen, und also befolge ich pünktlich das Edict meines geliebten und höchst liebenswürdigen Kaisers.

Wahrlich! man sollte kaum für möglich halten, daß bei einer solchen Schrift eine solche Vorrede nothwendig geworden ist.

Kotzebue.

Die Biene.

Die kleine Sklavin.

(Eine wahre Geschichte.)

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts plünderten die Türken eine kleine Stadt in Circassien, und schleppten deren Einwohner in die Sklaverei. Die schönsten Mädchen wurden nach Konstantinopel geführt, um die Harems der Großen zu zieren. Unter diesen Mädchen befand sich auch ein allerliebstes Kind von vier Jahren, wahrscheinlich die Tochter eines circassischen Fürsten, denn ihr Räuber hatte sie in einem der schönsten Häuser von dienenden Sklaven umringt gefunden. Der damalige französische Gesandte bei der hohen Pforte, Herr von Ferioles, sah dieses Kind, und dessen Schönheit sowohl als dessen unglückliches Schicksal bewegten ihn tief. Er liebkoste der kleinen Sklavin, sie liebkoste ihm wieder, das rührte ihn noch mehr, und er beschloß, ihr wo möglich eine glücklichere Zukunft zu bereiten. Er kaufte sie für fünfzehn hundert Livres, und als er bald darauf in sein Vaterland zurückberufen wurde, nahm er sie mit dahin. In Paris bat er Madame de Ferioles, die Gemahlin seines Bruders, in deren Hause er selbst wohnte, sich des Kindes anzunehmen, und sie gewann es auch in der That so lieb, daß es nicht aus ihrem Zimmer weichen durfte. Wer nur in das Haus kam, wurde von dem kleinen Mädchen bezaubert. Der Gesandte, reich und unbeweibt, sparte nichts an ihrer Erziehung. Wenigstens lernte sie

alles, was man wissen muß, um in der großen Welt zu glänzen, nur in den moralischen Pflichten gab ihr Niemand Unterricht; im Gegentheil, das arme Kind lebte unter wollüstigen Weibern, welche sein Herz zu vergiften strebten; besonders wiederholte man ihm täglich: das Dichten und Trachten eines armen Mädchens müsse blos darauf gerichtet sein, sich ein sogenanntes Sort in der Welt zu machen.

Aber Mademoiselle d'Aissé — diesen Namen hatte man ihr, ich weiß nicht warum, gegeben — hatte von der gütigen Mutter Natur, außer den körperlichen Reizen, eine so schöne Seele empfangen, daß weder Wort noch Beispiel verderblich auf sie wirkten. Sie besaß ein tiefes Gefühl, den feinsten Geschmack, die liebenswürdigste Aufrichtigkeit. Ihre Sanftmuth, ihre gefällige Freundlichkeit, machten sie zum Abgott aller, die sie kannten, und die Tugend blieb ihr werth mitten unter den lockenden Beispielen des Lasters. Der Gesandte, ein leidenschaftlicher Wollüstling, konnte so vielen Reizen nicht widerstehen, er wurde ein Sklave seiner Sklavin; er verliebte sich in sie bis zum rasend werden, wollte Gegenliebe erzwingen, und quälte sie durch die schrecklichste Eifersucht. Sie vermied sorgfältig jede Gelegenheit mit ihm allein zu sein; sie fühlte sich zur höchsten Dankbarkeit für seine Wohlthaten verpflichtet, nur verweigerte sie standhaft den allzu hohen Preis, welchen er darauf setzte; und eben so standhaft ertrug sie die Leiden, welche diese Weigerung ihr zuzog. Kaum aber wurde er gefährlich krank, als sie [illegible]ne Leiden vergaß, und in dem Herrn, der seine [illegible]nißbrauchen wollte, nur noch den Wohlthäter er-

blickte. Sie flog zu ihm, wich nicht aus seinem Zimmer, pflegte den Kranken wie eine Tochter ihren Vater. Sein Zustand verschlimmerte sich, er fühlte die Annäherung des Todes. Durchdrungen von ihrer rührenden kindlichen Sorgfalt, setzte er ihr eine Leibrente von vier tausend Livres aus, und schenkte ihr noch außerdem ein ansehnliches Kapital, welches seine Erben auszahlen sollten. Er sprach darüber mit seiner Schwägerin, empfahl ihr seine Pflegetochter auf das wärmste, und starb.

Gleich nach seinem Tode nahm Madame de Ferioles sie zu sich, räumte ihr ein schlechtes Zimmer ein, und warf ihr die Wohlthaten ihres verstorbenen Schwagers täglich vor, gleich als wären sie erschlichen worden. Die hohe Seele der jungen Circassierin konnte das nicht dulden, sie brachte eines Tages die Obligation, welche ihr das Kapital zusicherte, und warf sie in Gegenwart der Frau von Ferioles in den Kamin. Die geizige Dame machte nicht die geringste Bewegung, sie daran zu hindern.

Daß ein so schönes, mit den angenehmsten Talenten ausgestattetes Mädchen viele Bewunderer fand, ist natürlich. Der Herzog von Orleans sah sie eines Tages bei Frau von Parabert, und wurde entzückt von ihr. Ungewohnt, Widerstand zu finden, erklärte er ihr seine Leidenschaft ohne Umschweif, und erstaunte nicht wenig, als er trocken abgewiesen, und alle seine glänzenden Vorschläge mit Abscheu verworfen wurden. Er ließ sich dennoch nicht abschrecken. Er wandte sich an Madame de Ferioles selbst, und diese edle Dame konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei,

sich so kindisch aufzuführen. Vergebens bediente sie sich ihres ganzen mütterlichen Ansehens, um die Widerspenstige zu überreden; Mademoiselle d'Aissé warf sich endlich zu ihren Füßen, und erklärte sehr bestimmt, wenn man nicht ablasse, sie auf diese Weise zu quälen, so werde sie in ein Kloster fliehen. Frau von Ferioles zuckte die Achseln, beklagte die Verblendete, allein bewunderte sie nicht.

Einige Zeit nachher sah der Ritter Daidy die reizende Fremde, und von diesem Augenblicke an liebte er sie bis an seinen Tod. Er gab alle seine Bekanntschaften auf, ließ sich bei Frau von Ferioles einführen, und kam fast nicht mehr aus ihrem Hause. Er war der liebenswürdigste junge Mann, von einer edlen Gestalt und dem reinsten Charakter. Man hatte ihn bisher für einen Flattergeist gehalten, weil er hie und da mit hübschen Weibern gebuhlt, die wohl seine Sinnlichkeit reizen, aber sein Herz nicht fesseln konnten. Die schöne Circassierin lehrte ihn wahre Liebe kennen. Die Eroberung eines solchen Mannes, dem die schönsten Damen des Hofes wetteifernd zu gefallen strebten, der sie alle verließ, und mit der zärtlichsten Ehrfurcht einer armen, fremden Waise huldigte, eine solche Eroberung mußte ihr wohl schmeichelhaft sein. Sie blieb nicht unempfindlich gegen seine Vorzüge. Unglücklicherweise war er ein Malthefer-Ritter und durfte sich also nicht vermählen; allein er liebte sie so wahrhaft, daß er selbst die zarteste Sorge für ihren guten Ruf trug; ja es währte nicht lange, als sein Rittergelübde ihm lästig wurde, und er bereit war, sich die päpstl. Lossprechung zu erkaufen, um Mademoiselle d'Aissé seine

Hand bieten zu können; doch nimmer konnte er ihre Einwilligung zu einem Schritte erhalten, von dem sie fürchtete, er möchte den Geliebten in den Augen der Welt herabsetzen.

Indessen fühlte sie bald, daß ihr eigenes Herz ihr Gefahren bereite, welche sie nicht bekämpfen, höchstens vermeiden könnte. Sie wandte sich an Madame de Ferioles, mit der Bitte, den allzu liebenswürdigen Ritter aus ihrem Hause zu entfernen. Diese wackere Dame, die von Ueberwindung der Leidenschaften nie geträumt hatte, rief laut lachend: »Wie? Sie lieben den Ritter und wollen ihn entfernen? Sie sind nicht wohl gescheit. Einen Liebhaber müssen Sie ja doch einmal haben, das versteht sich; so preisen Sie Ihr Glück, welches einen solchen Ihnen zugeführt hat, den alle Weiber Ihnen beneiden. Um Ihrer Grille willen werde ich ihm mein Haus nicht verbieten; Sie selbst würden sehr bald mir das wenig Dank wissen.«

Von nun an wurde Daidy wo möglich noch besser als zuvor bei Frau von Ferioles aufgenommen. Sie ließ ihn oft allein mit ihrer schönen Pflegetochter, deren scheue Tugend von der einschmeichelnden Liebe nach und nach gezähmt, und von Blume zu Blume geführt wurde, bis sie auch die letzte, zwar seufzend aber kraftlos zu längerem Widerstande pflücken sah. Der Ritter, statt im Genuß das Grab seiner Liebe zu finden, wurde nur feuriger, nur zärtlicher, und jetzt drang er mit verdoppelter Innigkeit in die heiß Geliebte, das Opfer seines Standes anzunehmen, damit er die Verirrungen der Leidenschaft vergessen machen

dürfe. Umsonst! sein Ruf war ihr theurer, als ihr eigener, und selbst dann, als bedenkliche Zufälle sie ängstigten, beharrte sie standhaft bei ihrer edlen Weigerung.

Aber wem sollte sie sich nun anvertrauen? der herzlosen Madame de Ferioles? die würde doch nur gelacht und dem Weltgespötte sie Preis gegeben haben. Sie faßte ein Herz und entdeckte sich der Lady Bolingbroke, einer vortrefflichen Frau, einer Nichte der Madame de Maintenon und Gemahlin des berühmten Lord Bolingbroke, der damals in Frankreich eine große Rolle spielte. Diese edle Frau war schon längst der schönen Circassierin schwesterlich zugethan, und bewies es ihr jetzt. Sie bat Frau von Ferioles um Erlaubniß, ihre Pflegetochter auf einige Zeit mit nach England zu nehmen. Es wurde zugestanden, alle Anstalten zur Reise wurden getroffen; man reiste aber nur in eine entlegene Vorstadt von Paris, wo Lady Bolingbroke eine Wohnung für ihre Freundin eingerichtet, und ihr einen sichern Engländer zum Kammerdiener, ein wackeres Mädchen, Namens Sophie, zur Kammerfrau gab. Daidy verließ die Geliebte fast keinen Augenblick, und als ihre Stunde gekommen war, brachte er selbst ihr eine verschwiegene Hebamme. Das neugeborne Kind, eine Tochter, nahm er in Empfang und überlieferte es der Lady Bolingbroke, die es mit sich nach England nahm, und nach einiger Zeit zurück nach Frankreich brachte, wo sie das allerliebste kleine Mädchen, unter dem Namen Miß Block, für eine Nichte ihres Gemahls ausgab, und es in einem Kloster erziehen ließ.

Das Geheimniß blieb verschwiegen. Mademoiselle

d'Aissé sah ihre Tochter oft und gewann, wenn gleich ungekannt von ihr, des Kindes zärtliche Liebe, weinte aber auch oft im Stillen, vor dem theuren Mutternamen erröthen zu müssen. Unaufhörlich marterte ihr Gewissen sie mit Vorwürfen, einem Geschöpf das Dasein gegeben zu haben, welches einst verlassen in der Welt herumirren werde. Dieser Kummer weckte einen Hang zur Frömmigkeit; ihre Reue schien ihr unverträglich mit der Leidenschaft für Daidy; sie entsagte der sinnlichen Liebe, und der Ritter ehrte ihren Entschluß. Sein Betragen bewies, daß nicht Sinnlichkeit ihn an sie gefesselt hatte, denn er blieb nach wie vor der zärtlichste Liebhaber, auch dann noch, als eine auszehrende Krankheit Aissé's jugendliche Reize zerstört hatte. Sie selbst beschreibt, in einem ihrer letzten Briefe, seine Sorge um sie äußerst rührend.

»Wenn Sie ihn sehen sollten,« schrieb sie an eine Freundin, »er würde Sie jammern. Jedermann betrachtet ihn mit Mitleid und versucht ihn zu trösten. Er glaubt, er könne mein Leben durch Freigebigkeit erkaufen; er beschenkt alle Leute im Hause mit vollen Händen, hier einen alten Bedienten, damit er sein Kind ein Handwerk lernen lasse, dort ein Mädchen, damit es sich Bänder und Schmuck kaufe; ja, als er erfahren, daß ich auf Milchdiät gesetzt worden, so hat er sogar meine Kuh mit dem trefflichsten Heu beschenkt. Wahrhaftig, er kommt mir fast ein wenig wahnsinnig vor. Als ich ihn fragte, warum er das thue? — antwortete er mir mit Thränen in den Augen: damit

alles, was dich umgibt, Sorge für dich tragen möge. Mich selbst hat er unaufhörlich gequält, um hundert Pistolen von ihm anzunehmen, hat sogar meine Freunde aufgeboten, mich zu überreden. Ich habe sie endlich nehmen müssen, habe sie aber sogleich einer Person anvertraut, die sie nach meinem Tode ihm zurück geben wird. Lieber wollte ich betteln, als Geld von ihm behalten. Sie würden lachen, wenn Sie seine Angst sehen, so oft ich den Mund aufthue, denn der Arzt hat mir das Sprechen bei Todesstrafe untersagt. Meine gute Sophie verläßt mich weder Tag noch Nacht; das rührte ihn so, daß er das Mädchen gern in sein innerstes Herz verschliessen möchte. Er ist außer sich darüber, daß er ihr kein Geld anbieten darf, und zermartert sein Gehirn, um es dennoch mit guter Art thun zu können. Ach! ich fühle es, ich kann mein Herz nicht von ihm losreißen, um es Gott allein zu widmen. Ich liebe ihn noch zu sehr und werde ihn lieben bis in's Grab!»

Mit diesen Gefühlen starb sie im fünfundzwanzigsten Jahre ihres Alters. Der Ritter konnte den Aufenthalt in Paris nicht ertragen, er ging auf seine Güter in Perigord, nahm seine Tochter zu sich, gab ihr eine treffliche Erziehung, und vermählte sie an einen benachbarten Edelmann mit einer Aussteuer von fünfzig tausend Livres.

Vor etwa zwanzig Jahren ist ein kleines Bändchen an eine Freundin gerichteter Briefe von Mademoiselle d'Aissé erschienen, die ganz den Stempel ihres Geistes und Herzens, und folglich den der Natur und Wahrheit tragen. Sie sind hie und da mit Noten von Vol-

taire versehen, und enthalten, außer den Ergießungen der Freundschaft, eine Menge unterhaltender Anekdoten aus der damaligen Zeit. Ich glaube keinem Leser Langeweile zu machen, wenn ich einige Fragmente aus diesen Briefen mittheile. — Schreiben eines Invaliden, der sich zu verheirathen wünschte, an seinen Chef. Monseigneur, der heilige Paulus hat ganz Recht, wenn er sagt: »Es ist besser Freien als Brunst leiden.« Darum bin ich so frei, Ew. Excellenz um Erlaubniß zu bitten, Mademoiselle d'Auval zu ehelichen. Das ist eine vortreffliche Person, wie Jedermann Ihnen bezeugen wird, nur nicht unser Gouverneur, der mir, bei Verlust meiner Stelle, verboten hat, an sie zu denken. Da muß ich wohl gehorchen, aber ich bitte Ew. Excellenz unterthänig, wenn ich diese Mademoiselle d'Auval nicht heirathen soll, mir, um meiner ewigen Seligkeit willen, eine andere zu proponiren, oder doch meinem Beichtvater, dem ehrwürdigen Pater Pasqual, anzubefehlen, daß er mich absolvire, wenn ich in die Beichte komme; denn das hat er mir abgeschlagen, und ich thue doch mein Möglichstes, aber Gott hat mir in meinem achtunddreißigsten Jahre die Gabe der Enthaltsamkeit noch nicht zukommen lassen. Kurz, Monseigneur, wenn Sie mir auch ohne Weiber die ewige Seligkeit verschaffen, so will ich, im Fall ich früher sterben sollte als Ew. Excellenz, dem lieben Gott keine Ruhe lassen, bis er Ihnen einen der besten Plätze in seinem himmlischen Freudenreich angewiesen hat.« — (Mademoiselle d'Aissé hat nicht hinzu gesetzt,

welche Wirkung dieses wehmüthige Schreiben hervor gebracht.) —

— — Neulich befand sich Herr von Prie, der Gemahl einer sehr galanten Dame, in dem Zimmer des Königs, kam einem Lichte etwas zu nahe, und seine große Perücke gerieth in Brand. Er that, was jeder andere an seiner Stelle auch gethan haben würde, er warf die Perücke auf die Erde, trat die Flamme mit den Füßen aus, und setzte seinen Schmuck dann ruhig wieder auf. Jetzt trat der König herein, roch den Gestank, und sagte in aller Unschuld: Es riecht hier fast wie verbranntes Horn. Die Höflinge brachen, trotz der königlichen Gegenwart, in ein unmäßiges Gelächter aus, und der arme Hörnerträger eilte beschämt aus dem Gedränge. — —

— Gestern starb der Prinz von Bournonville. Eine Viertelstunde nach seinem Tode wurde die Vermählung seiner Witwe mit dem Herzog von Rufage öffentlich bekannt gemacht, und zwar durch ihre eigene Mutter und ihren eigenen Oheim, den Kardinal von Noailles. Zu diesem letztern kam des Bräutigams Mutter, Madame de St. Simon, außer Athem, als der Prinz nur eben die Augen geschlossen hatte, sie ließ ihn nicht einmal seine Mittagsmahlzeit vollenden; er mußte auf der Stelle die neue Verbindung zu Stande bringen, und ehe Bournonville noch begraben war, wußte schon ganz Paris davon. In sechs Wochen wird die Vermählung gefeiert. Man kann sich leicht vorstellen, wie und was die Pariser davon sagen. Die beiden Schwestern des Verstorbenen machten, den Tag

nach dessen Ableben, der jungen schönen Witwe den Kondolenzbesuch, fanden sie in tiefer Trauer und den Bräutigam an ihrer Seite, der ihnen auch als solcher vorgestellt wurde, und doch ist es nicht einmal eine Heirath aus Liebe! — —

— — Vor einigen Tagen empfing der Wundarzt Jsessé ein Billet von unbekannter Hand, worin man ihn bat, sich Abends gegen 6 Uhr in der Eisengasse, nicht weit vom Palast Luxemburg einzufinden. Er kam, fand einen Menschen, der ihn erwartete, einige Schritte weiter führte, in ein Haus treten ließ, und, ohne mit hinein zu gehen, die Thüre hinter ihm verschloß. Da stand Jsessé und wußte nicht recht was er machen sollte, als der Thürsteher erschien und ihm sagte, daß man ihn im ersten Stockwerk erwarte. Er ging also die Treppe hinauf, öffnete eine Thüre und befand sich in einem ganz weiß tapezirten Zimmer. Ein Bedienter, schön wie die Liebe, trat ihm entgegen, weiß gekleidet, weiß gepudert, mit einem weißen Haarbeutel, zwei Schuhbürsten in der Hand haltend, mit welchen er sogleich über die Füße des Wundarztes herfuhr, obgleich dieser versicherte, das sei ganz überflüssig, da er nur eben aus seinem Wagen steige, und gar nicht beschmutzt sei. Es half nichts, die Schuhe wurden schweigend gebürstet, und der Wundarzt dann in ein zweites, ganz weißes Zimmer geführt, wo abermals ein weißer Bedienter ihn mit zwei Schuhbürsten empfing, und dieselbe Ceremonie wiederholte. Nun öffnete sich ein drittes weißes Zimmer, in welchem nicht blos Bett und Tapeten, sondern auch Stühle, Tische weiß, und sogar der Fußboden mit weißer Leinwand

überzogen war. Am Kamin saß eine lange Gestalt in einem weißen Schlafrocke mit einer weißen Maske vor dem Gesicht. Als dieses Gespenst den Wundarzt erblickte, sagte es weiter nichts, als: Ich habe den Teufel im Leibe, schwieg nun drei Viertelstunden lang mäuschen stille, und that nichts weiter, als daß es sechs Paar weiße Handschuh, Eins um das Andere, an und auszog. Der nicht wenig bestürzte Isessé ließ seine Augen in dem Zimmer umher schweifen, und erblickte einige Paar Pistolen, die ihn so sehr in Furcht setzten, daß ihn ein gewaltiges Zittern ergriff, und er genöthigt war, sich auf einen von den weißen Stühlen zu setzen. Endlich wurde ihm das Schweigen, und das Spiel mit den Handschuhen unerträglich, und er bat das Gespenst mit zitternder Stimme, ihm seine Befehle zu ertheilen, weil er keine Zeit habe länger zu warten. »Warum nicht?« erwiederte die weiße Figur sehr trocken, »wenn man Sie nur gut bezahlt.« — Und es erfolgte ein abermaliges Schweigen von einer ewigen Viertelstunde. Die sechs Paar weißen Handschuhe wurden wieder aus und angezogen, bis die weiße Gestalt es endlich selbst müde wurde und eine weiße Klingelschnur zog. Sogleich traten die beiden weißen Bedienten herein. Das Gespenst forderte Aderlaßbinden, und befahl dem Wundarzt, ihm fünf Pfund Blut abzuzapfen.

Erstaunt wagte Isessé die Frage: Welcher Arzt ihm eine so reichliche Aderlaß verordnet habe? — Ich selbst, erwiederte es, und fing an, nachdem warmes Wasser gebracht worden, seine Strümpfe auszuziehen; es waren

weiße seidene und zwar sechs Paar übereinander. Nach dem sechsten und letzten Paare erschien das niedlichste Bein und der niedlichste Fuß von der Welt; weshalb Isessé vermuthet, er habe ein Frauenzimmer vor sich gehabt. Die Gestalt wurde ohnmächtig nach dem Aderlassen. Isessé wollte ihr die Larve abnehmen, um ihr mehr Luft zu schaffen, allein die Bedienten litten es nicht, sie legten sie der Länge lang auf die Erde, und er verband die Ader noch während der Ohnmacht. Sie erholte sich, befahl das Bette zu wärmen und legte sich darein. Die Bedienten gingen hinaus, der Wundarzt fühlte den Puls, und ging dann zum Kamin, um seine Lanzette abzuwischen. Plötzlich sieht er im Spiegel, daß das Gespenst aus dem Bette springt, und hinkend mit Einem Sprunge auf ihn loskömmt. Jetzt, meint er, sei es um ihn geschehen; aber es wollte blos fünf Thaler vom Gesimse des Kamins nehmen, die es ihm mit der Frage hinreichte: Ob er zufrieden sei?

»Vollkommen,« stammelt er zitternd. — »Nun so können Sie gehen.« — Das ließ er sich nicht zweimal sagen, empfahl sich schnell, fand draußen die beiden weißen Bedienten, die ihm leuchteten, und von Zeit zu Zeit die Köpfe weg drehten, um ihm nicht in's Gesicht zu lachen. Ungeduldig fragte er nun: was dieser Spaß bedeuten solle?

»Mein Herr,« antwortete der Eine, »haben Sie Ursache sich zu beklagen? hat man Sie nicht gut bezahlt? hat man Ihnen irgend ein Leids zugefügt?« — Sie geleiteten ihn bis zu seinem Wagen, er war herzlich froh als

er darin saß, und beschloß, von diesem Abenteuer gar nichts zu verlautbaren. Allein am andern Morgen schickte man zu ihm, und ließ sich erkundigen, wie er sich auf die Aderlaß befinde, die er an einer weißen Gestalt verrichtet habe? — Nun machte er weiter kein Geheimniß aus der Begebenheit, die vielen Lärm erregte. Der König erfuhr sie, und der Kardinal hat sie sich selbst von Isseé erzählen lassen. Man erschöpft sich in sonderbaren Vermuthungen. Ich glaube, es sind junge Leute gewesen, die sich einen Spaß mit dem furchtsamen Wundarzt haben machen wollen. —

— — Hier ein anderer Vorfall, aber nicht von der lustigen Gattung. Ein Edelmann, aus der Gegend von Villers-Cotteret, mit seinem Bedienten über Land reitend, wurde in einem Busche durch einen jungen Menschen angefallen, der ihm seinen Beutel, seine Uhr mit goldenem Petschaft und beide Pferde nahm, worauf er ihn in großer Verlegenheit stehen ließ. Er wanderte zu Fuß weiter, erblickte endlich von ferne ein hübsches Haus, und schickte seinen Bedienten, um Erkundigung einzuziehen, wer es bewohne? — Mit großem Vergnügen erfuhr er, daß es einem Offizier, seinem alten Freunde, zugehöre, mit dem er lange gedient hatte. Der Kriegskamerad, ein alter, wackerer Mann, empfing ihn sehr freundschaftlich, bedauerte das ihm zugestoßene Unglück, und bot ihm seine Börse an. Einige Minuten vor dem Abendessen trat ein Jüngling herein, den der Offizier seinem Gaste als seinen Sohn vorstellte, und den der Beraubte sogleich für den Räuber

erkannte. Er hatte so viel Gewalt über sich, zu schweigen. Nach dem Essen begab er sich sogleich auf sein Zimmer. Da sagte sein Bedienter sehr erschrocken zu ihm: „Mein Herr, wir sind an einem verdächtigen Orte, unsere Pferde sind hier im Stalle.» — Der Edelmann befahl ihm zu schweigen, wachte, bis Alles im Hause schlief, worauf er mit einem Lichte zu dem Schlafzimmer seines Freundes schlich, diesen weckte und ihm seine Entdeckung mittheilte. »Das Herz blutet mir,» sagte er, »Ihnen eine solche Nachricht bringen zu müssen, aber besser, Sie erfahren es von mir, als durch die Häscher.» — Der arme alte Vater wurde so dadurch erschüttert, daß er in Ohnmacht fiel. Als er zu sich kam, überließ er sich einem wüthenden Schmerz, wankte in das Schlafzimmer des Sohnes, welcher schlief oder sich so stellte. Auf dem Tische vor dem Bette lag, neben ein Paar Pistolen, die goldene Uhr mit dem Petschaft seines Gastes. Der Sohn erwachte, bebte und will entfliehen. Der Vater, seiner selbst nicht mehr mächtig, ergreift eine der Pistolen, schießt, und zerschmettert seinem Sohn den Kopf. Alsobald überlieferte er sich selbst den Gerichten. Jedermann ist überzeugt, daß man ihn begnadigen werde; denn ein redlicher Vater, der in seinem Sohne einen Straßenräuber findet, darf wohl nicht nach sonst giltigen Gesetzen gerichtet werden. — —

— — Zweierlei ist jetzt hier (in Paris) an der Tagesordnung. Erstens, der verheirathete Philosoph, ein neues Lustspiel von Destouches, welches, wie man sagt, seine eigene Geschichte enthält, und wozu bei der eilften

Vorstellung schon alle Logen vermiethet sind. Zweitens, das Ausschneiden illuminirter Kupferstiche, welches mit einer wahren Wuth getrieben wird; eben so arg als vor einiger Zeit das Spiel mit den Bülboquets. Die ganze Welt schneidet aus vom Höchsten bis zum Geringsten. Man klebt diese Bilder auf Pappe und überzieht sie dann mit einem Firniß. So macht man Tapeten, Bettschirme, Kaminschirme. Man vernichtet auf diese Weise Kupferstichwerke, die zweihundert Livres gekostet haben. Die vornehmen Damen zerschneiden Kupferstiche, von hundert Livres das Stück. Wenn das so fortgeht, so werden sie endlich noch Gemälde von Raphael ausschneiden. — —

— — Der Herzog von Gesvres ist krank und braucht eine große Kur. Er hat sich nach St. Ouen begeben, wohin ganz Frankreich geht, reitet und fährt, um ihn zu besuchen. Er liegt auf einem mit Spitzen und Bändern besetzten Bette; die Vorhänge sind zurückgeschlagen, Blumen auf das Bett gestreut; und so empfängt er die ganze Welt. Zwanzig Höflinge umgeben ihn, sein Vater und sein Bruder machen die Honneurs. Zwei Tafeln, bisweilen auch drei, jede von zwanzig Couverts, sind immer gedeckt. Man hat eine Art von Uniform für die gefälligen Gäste eingeführt, nämlich ein grünes Kleid, grüne Strümpfe, grüne Schuhe, grüne Hüte. Gegen dreißig solche Uniformen sind ausgetheilt worden, und wer so gekleidet ist, darf zu jeder Zeit ganz vertraulich hereintreten. Der König hat gelacht und gesagt: es komme ihm da vor wie in der Charité, wo die Bedienenden auch alle grün gekleidet gehen. —

Vor einigen Tagen war Einer meiner Bekannten dort; er fand den Herzog, Knötchen strickend, auf einem grünen Sopha, in einem grünen Schlafrock, die Füße ruhend auf einem grünen Teppich, einen grauen Hut mit grüner Kante und grüner Feder auf dem Kopfe, einen großen Strauß von Weinraute vor der Brust. — Der Herzog von Espernon hat eine andere Liebhaberei, er will durchaus den Wundarzt spielen; er läßt zur Ader und trepanirt Jeden, der ihm aufstößt. Neulich zerschmetterte sich ein Kutscher den Kopf. Der Herzog hat ihn trepanirt, vermuthlich nach allen Regeln der Kunst, aber der arme Teufel ist doch gestorben. — Ein andermal wollte man ländliche Feste veranstalten. Der zierliche Herzog von Gesvres stattete ein Bauermädchen aus. Der Herzog von Espernon trug großes Verlangen, dem Bräutigam in der Hochzeitnacht zur Ader zu lassen. Der arme Teufel wollte durchaus nicht daran; mit hundert Thalern machte ihn der erlauchte Wundarzt endlich willig dazu. Solches Zeug treibt man nun täglich vor den Augen der ganzen Welt, und die Regierung schweigt dazu, und die vornehmsten, vernünftigsten Hofleute machen den beiden Ungeheuern die Kour! — —

»Es gibt keinen Helden für seinen Kammerdiener,« hat die witzige Madame Cornuel gesagt. Aber es ist ihr auch noch etwas ähnliches entschlüpft, was nicht allein eben so witzig, sondern vielleicht noch wahrer ist, nämlich: »es gibt keinen Kirchenvater für seine Zeitgenossen.« — —

Madame du Defent trug seit langer Zeit großes Verlangen, sich mit ihrem Manne auszusöhnen. Sie hat viel

Verstand, und es fehlt ihr also nicht an guten Gründen. Sie benutzte manche Gelegenheit, um die Aussöhnung anständig und dauerhaft zu machen. Sie erbte viertausend Livres jährlicher Einkünfte von ihrer Großmutter; nun war sie nicht mehr arm, konnte die Umstände ihres Mannes verbessern, erbot sich dazu und alles ging erwünscht. Jedermann ertheilte ihr Lobsprüche darüber. Ich wünschte nur, sie hätte nicht zu sehr geeilt. Ich rieth ihr, noch eine Probezeit von sechs Monaten zu bestimmen, welche der Mann bei seinem Vater zubringen sollte. Aber ihre Einbildungskraft malte ihr die Zukunft so rosig, daß sie den auf's neue verliebten Gatten überredete, seine Reise aufzugeben, und wenigstens vor der Hand Mittags und Abends bei ihr zu speisen; denn die erneuerte Hochzeitfeier schob sie selbst noch auf drei Monate hinaus, um alle etwaigen üblen Deutungen zu vermeiden. Sechs Wochen lang ging das Ding vortrefflich; es war eine rührende Freundschaft; aber nach sechs Wochen war sie des guten Mannes wiederum so überdrüssig als jemals. Sie zankte nicht mit ihm, aber sie wurde so einsilbig, so traurig, daß er endlich zu seinem Vater reiste, und nicht von ihr gehalten wurde. Im Gegentheil nimmt sie nun alle Maßregeln, damit er nie zurückkehre. Ich habe ihr die Niederträchtigkeit ihres Betragens vorgerückt, sie hat viel geweint, und das ist alles. Sie kann durchaus mit Niemand leben. Ihr letzter Liebhaber ließ sie sitzen, weil er es nicht länger aushalten konnte. Als er hörte, daß die Versöhnung mit dem Manne im Werke sei, schrieb ihr wieder zärtliche Briefe und Vorwürfe. Ihre alte

Neigung erwachte, sie meinte, ein Liebhaber sei doch besser als ein Ehemann, und der letztere mußte weichen. Nun ist sie die Fabel des Publikums geworden, verachtet von ihrem Liebhaber, verlassen von ihren Freundinnen. Sie weiß nun selbst nicht, wie sie das aus einander wirren soll; sie wirft sich Jedermann an den Kopf, um glauben zu machen, sie gelte noch etwas in der Gesellschaft; allein das gelingt ihr auch nicht. Bald affektirt sie eine gewisse Zuversicht, bald schimmert wieder die Verlegenheit hindurch. Kurz, sie hat ihre eigene Existenz vernichtet. — —

— — Die berühmte Schauspielerin Le Couvreur ist todt. Man erzählt sich wunderliche Dinge. Madame de B** (vermuthlich Berry) ist heftig, launenhaft, sehr galant, hängt sich bald an Prinzen, bald an Komödianten. Vor Kurzem fand sie Geschmack an dem Grafen von Sachsen, der keinen an ihr fand; nicht, als hätte er eben den getreuen Schäfer gegen seine Geliebte, die Le Couvreur spielen wollen, denn er hatte nebenbei noch viele kleine Abenteuer; aber die Auszeichnung der Madame de B** schmeichelte ihm nun einmal nicht, sie wüthete über diese Verschmähung ihrer Reize, und da sie die Le Couvreur für das einzige Hinderniß der Erfüllung ihrer Begierden hielt, so beschloß sie, sich diese beglückte Nebenbuhlerin vom Halse zu schaffen. In dieser Absicht ließ sie kleine Zuckerkuchen (pastilles) machen, und wählte einen jungen Abbé, der sehr gut malt, zum Werkzeug ihrer Rache.

Eines Tages wird der junge Mensch in den Tuillerien von zwei Unbekannten angeredet, die, nachdem sie lange

wegen seines mühsam verdienten Unterhalts ihn bedauert, mit dem Vorschlag herausrücken, sich als Maler bei der Le Couvreur einzuschmeicheln, und ihr die Zuckerkuchen gelegentlich zu präsentiren. Der arme Abbé schaudert, und verwirft den Antrag mit Entsetzen. Die Unbekannten gaben ihm aber zu verstehen, daß es nicht mehr von ihm abhänge, sich zu weigern, und daß sein Widerstand ihm leicht das Leben kosten könne. Erschrocken willigt er in alles. Man führte ihn zu Madame de B**, welche sowohl die Versprechungen als die Drohungen ihrer Satelliten wiederholt, und ihm die Zuckerkuchen eigenhändig überliefert. Er nahm sie und bat nur um einige Tage Aufschub, um sich gehörig vorzubereiten. — Eines Abends, als die Le Couvreur mit einem meiner guten Bekannten und einer Schauspielerin, Namens La Motte, nach Hause kommt, findet sie ein anonymes Billet, worin man sie dringend ersucht, allein oder mit sichern Freunden in den luxemburgischen Garten zu kommen, wo sie bei dem fünften Baume einer der großen Alleen einen Menschen antreffen werde, der ihr die wichtigsten Dinge zu entdecken habe. Sie steigt, nebst ihren Begleitern, sogleich wieder in den Wagen. Am bestimmten Orte kommt ihr der Abbé entgegen, erzählt ihr ohne Umschweife, daß er den Auftrag erhalten, sie zu vergiften, daß er eines solchen Verbrechens unfähig sei, aber sich in der peinlichsten Lage befinde, weil man sicher nunmehr ihn ermorden werde.

»Zu unserer beider Sicherheit,« antwortet ihm die Le Couvreur, »müßte man die Sache der Polizei anzeigen.«

Der Abbé äußert zwar Furcht vor den mächtigen Feinden, die er durch diesen Schritt sich auf den Hals laden werde, allein wenn sie für die Sicherheit ihres Lebens diese Vorsicht nöthig halte, so sei er auch bereit, seine Aussage dort zu wiederholen. Darauf bringt die Le Couvreur ihn selbst in ihrem Wagen zu dem Polizeimeister, der die Zuckerkuchen einem Hunde vorwarf, welcher nach einer Viertelstunde starb. Uebrigens schien der Polizeimeister gar nicht erstaunt, als man ihm die Herzogin von B** nannte, weil er schon bei manchen ähnlichen Gelegenheiten sie hatte kennen lernen. Er fragte den Abbé, ob er es wagen wolle, seine Aussage vor Gericht zu bestätigen? — »Sie können mich in's Gefängniß setzen lassen," antwortete dieser, „und mit Frau von B** mich confrontiren.» — Der Polizeimeister schickte ihn für diesmal fort, und unterrichtete den Kardinal von der ganzen Sache, der in der ersten Hitze die strengste Untersuchung verlangte; allein die zahlreichen Freunde und Verwandte des Hauses B** wußten es dahin zu bringen, daß, um des Skandals willen, die Sache unterdrückt wurde. Indessen wurde sie doch nach einigen Monaten allgemein bekannt, man weiß nicht wie oder durch wen. Der Schwager der Verbrecherin erklärte seinem Bruder, es sei durchaus nothwendig, daß seine Frau von einem so schändlichen Verdacht sich reinige, man müsse einen Verhaftsbefehl gegen den Abbé auswirken. Das war nicht schwer. Der arme Teufel wurde arretirt, in die Bastille gesetzt, verhört, und bestand, trotz aller Versprechungen und Drohungen, auf seiner Aussage.

Vergebens gab man ihm allerlei Ausflüchte unter den Fuß; er sollte Wahnsinn vorschützen, oder eine heftige Leidenschaft für die Le Couvreur, die ihn verleitet habe, eine solche Fabel zu schmieden, um Gegenliebe zu erwerben. Er antwortete trocken, er habe die Wahrheit erklärt, widersprach sich auch nie in seinen Aussagen. Die Le Couvreur schrieb an seinen Vater, der in der Provinz wohnte, und von dem Unglück seines Sohnes nichts wußte. Er kam sogleich nach Paris, machte Lärm und forderte, daß man seinen Sohn in Freiheit setzen, oder ihm förmlich den Prozeß machen solle. Mit dieser gerechten Forderung wandte er sich geradezu an den Kardinal, welcher Frau von B** fragen ließ, ob sie in eine förmliche Untersuchung willige? weil man sonst den Abbé nicht länger im Verhaft lassen könne. Sie scheute die Aufklärung der Sache, und da sie ihren Ankläger, so lange er in der Bastille saß, nicht konnte meuchelmorden lassen, so willigte sie in seine Befreiung. Der Vater blieb noch zwei Monate in Paris, und so lange sagte man dem Sohne kein Wort. Als aber Jener in seine Provinz zurückgekehrt, und der Abbé so unklug war, nach wie vor in Paris sich aufzuhalten, verschwand er plötzlich. Man wußte nicht, ob er todt sei; man hörte nichts mehr von ihm reden.

Seit dem war die Le Couvreur auf ihrer Hut. Eines Abends im Theater ließ Madame de B**, nach Endigung des ersten Stückes, ihr sagen, sie möchte in die Loge der Herzogin kommen. Sie entschuldigte sich mit ihrer nachlässigen Kleidung, versprach jedoch beim Herausgehen sich

der Frau Herzogin in den Weg zu stellen. Das geschah, und Madame de B** überhäufte sie mit Liebkosungen und Lobsprüchen, wegen ihres vortrefflichen Spiels. — Einige Zeit nachher wurde die Le Couvreur krank, und immer kränker, so daß einmal ein Schauspiel, in welchem sie eine wichtige Rolle hatte, nicht geendigt werden konnte. Sie zehrte sich täglich immer mehr und mehr ab. Ihre letzte Rolle war Jocaste in Voltaire's Oedip. Ihr Uebelbefinden war so auffallend, daß das ganze Publikum sie bemitleidete. Vier Tage nachher starb sie unter schrecklichen Zuckungen. Man öffnete ihren Leichnam. Die Eingeweide waren durchfressen; es heißt, sie sei in einem Klystier vergiftet worden. Madame de B** hatte die Unverschämtheit, sich täglich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Das Publikum war so erbittert, daß es jene vornehme Dame sicher mißhandelt haben würde, wenn sie es während dieser Zeit gewagt hätte, im Theater zu erscheinen. Alles, was ich hier erzählt habe, ist unbezweifelt wahr, denn ich habe es aus dem Munde einer vertrauten Freundin der Le Couvreur. —

(Ungeachtet Mademoiselle d'Aissé mit dieser Versicherung schließt, so ist dennoch, wenigstens die Todesart der Le Couvreur, nur eine Stadt-Klatscherei gewesen, denn Voltaire hat mit eigener Hand folgende Note hinzu gefügt: »Sie starb in meinen Armen an einer Entzündung der Eingeweide. Ich bin es, der ihren Leichnam öffnen ließ. Alles, was Mademoiselle d'Aissé darüber sagt,

ist ein völlig ungegründetes Volksgeschwätz." Wenn Voltaire hierunter auch die vorhergehende Geschichte von der angesponnenen Vergiftung versteht, so ist das ein neuer Beweis, wie täuschend oft die Verleumdung die Wahrheit nachäffe.) —

— — Ein reicher Edelmann aus Perigord vermählte sich vor vielen Jahren mit einem Frauenzimmer, welches starb und ihm keine Kinder hinterließ. Die Verwandten seiner verstorbenen Gemahlin schickanirten ihn dermaßen über die Mitgabe derselben, daß er krank vor Verdruß wurde. Indessen hatte er doch Lust sich wieder zu verheirathen, nur mit keiner Frau, die Verwandtschaften hätte. Er schrieb an den Vorsteher des Hospitals, und bat, ihm ein Mädchen von siebzehn bis zwei und zwanzig Jahren auszusuchen, hübsch, wohl gewachsen, mit schwarzen Augen und schönen Zähnen; die solle er ihm zuschicken, er werde sie heirathen. Der Vorsteher zeigte den Brief dem Polizeimeister, der ihm rieth, den Auftrag ohne Bedenken zu erfüllen. Es geschah, der Edelmann heirathete das Mädchen, mit dem er sehr glücklich lebte. Nachdem sie ihm aber drei Kinder geboren, starb auch sie, und nun schrieb er zum zweiten Mal an den Vorsteher des Hospitals, mit der Bitte, ihm diesmal ein Mädchen von acht und zwanzig bis vierzig Jahren auszusuchen, die blond, wohlbeleibt, noch frisch und von gutem Temperament sei. Er habe mit der vorigen die glücklichsten Tage verlebt, und hoffe, man "rde ihn auch diesmal gut bedienen. Sein Wunsch wurde

zum zweiten Mal erfüllt. Die Prinzessin von Conty unterzeichnete den Heirathskontrakt.

— — An der Seine wohnt ein Mann, der seit sieben oder acht Jahren täglich von ein Uhr bis sechs Uhr auf dem Quay spaziren geht, das Wetter möge sein wie es wolle. Der Polizeimeister erfuhr das, und ließ ihn zu sich rufen, erhielt aber die Antwort, er habe mit der Polizei nichts zu schaffen. Da fuhr der Polizeimeister selbst zu ihm, kletterte vier Treppen hinauf, und fand ihn lesend, in einem mit Büchern tapezirten Zimmer. »Warum haben Sie nicht zu mir kommen wollen?" fragte der unerwartete Gast.

»Mein Herr," versetzte der Wirth, »ich habe nicht die Ehre zu Ihren Freunden zu gehören, und, Gott sei Dank! als Beklagter brauche ich nicht vor Ihnen zu erscheinen." — »Es hat auch Niemand über Sie geklagt, aber Ihre täglichen Spazirgänge, immer um dieselben Stunden, sind auffallend." — »Warum? das Spazirengehen ist mir gesund. Ich bin ein guter Edelmann, mein Herr, ich hatte zwei tausend Livres jährlicher Renten auf den Staat, von welchen mir nicht mehr als fünf hundert übrig blieben, Sie wissen wohl, durch welches neue Sistem. Ich mußte mich also einschränken. Meine Bücher hab' ich behalten. Die Luft hier an der Seine thut mir wohl. Ich wählte diese Wohnung. Ein Rest von Eitelkeit bewog mich, meinen Namen zu verändern. Den Vormittag lese ich. Meine Mahlzeiten sind natürlich sehr frugal. Nachmittags gehe

ich spaziren, und so beweise ich, daß man auch mit fünf hundert Livres unabhängig, folglich glücklich leben kann.»

Der Polizeimeister fand Geschmack an dem Manne. Er erzählte die Begebenheit eines Tages dem Kardinal, welcher ausrief: »Aber mein Gott! wenn der Mensch einmal krank wird, so hat er ja nicht so viel, daß er dem Wundarzt eine Aderlaß bezahlen kann? — Sagen Sie ihm, daß der König ihm eine Pension von drei hundert Livres gibt.»

Sogleich ließ der Polizeimeister den Sonderling rufen, um ihm die frohe Neuigkeit mitzutheilen; erhielt aber, gerade wie das erste Mal, die Antwort: er habe nichts mit der Polizei zu schaffen; und als der Polizeimeister wiederum selbst hinfuhr, so schlug er die Pension standhaft aus, versichernd, er habe sich mit seinen fünf hundert Livres so eingerichtet, daß er nichts weiter brauche; er wolle nun einmal Niemanden Dank schuldig sein. — Trotz der traurigen Einförmigkeit seines Lebens, ist dieser Mann sehr heiter. Er besitzt zwei geistreiche Freunde, die auf dem Quay mit ihm schwatzen. Seine Kenntnisse sind sehr ausgebreitet, unter andern versteht er sich sehr gut auf Physiognomik, und sieht den vorübergehenden an der Nase an, welches Handwerk, oder welches Geschäft sie treiben. Dieser hier, sagt er zum Beispiel, ist Haushofmeister bei einem Bischof, jener bei einem Finanzier; dieser ist ein Chevalier d'Industrie; jener ein Gascogner u. s. w. Selten irrt er sich. — —

— — Geschichte meiner Liebschaft mit dem

Herzog von Gesvres. Ja, liebe Freundin, ich muß es bekennen, trotz Ihrem Zorn und meiner Hochachtung für Sie, ich war in den Herzog von Gesvres verliebt, und ich habe diese große Sünde sogar im Beichtstuhle eingestanden. Mein Beichtvater hat mir freilich keine strenge Bußübung deshalb auferlegt, denn ich war nur acht Jahr alt beim Entstehen dieser Leidenschaft, und schon in meinem zwölften spottete ich darüber. Der Herzog war zwei oder drei Jahr älter als ich, und wir kamen uns überhaupt weit vernünftiger und erwachsener vor als unsere Gespielen. Wir unterhielten uns ganz ehrbar, während die andern Blindekuh spielten. Von Liebe haben wir zwar nie gesprochen, denn wir wußten nicht was das war; allein ich erschien doch so oft als möglich an einem Fenster, aus dem ich seinen Balkon übersehen konnte. Er, hinwiederum, war galant, führte mich zum Johannisfeuer, auch oft nach St. Ouen. Da man uns beständig beisammen sah, so scherzten unsere Hofmeister und Gouvernanten unter sich darüber; das gelangte endlich zu den Ohren meines Aga (des Herrn von Ferioles), der einen schönen Roman daraus zusammen setzte. Ich wurde geneckt, betrübte mich, und faßte, als eine wohlerzogene Person, den Entschluß, mich selbst genau zu beobachten, ob ich denn wirklich verliebt sei? — Es kam mir so vor; und da ich zugleich sehr fromm war, so ging ich zur Beichte, bekannte geschwind alle meine kleinen Sünden, stockte freilich erröthend als es an die größte kam, überwand mich aber heldenmäßig und beichtete: »Ehrwürdiger Vater, ich liebe einen jungen

Menschen.» — Der gute Priester stutzte. Er fragte, wie alt der junge Mensch sei? — Eilf Jahr war die Antwort. — Liebt er Sie wieder? und hat er es Ihnen gesagt? — Nein. — Wie lieben Sie ihn denn? — Wie mich selbst. — Lieben Sie ihn eben so sehr als Gott? — Ich wurde böse, und fand es sehr sonderbar, daß er so etwas argwohnen könne. Er lächelte und sagte, ich möchte in Gottes Namen hingehen, und mich nur stets hüten, mit irgend einer Mannsperson allein zu sein; Buße werde er mir vor der Hand nicht auflegen. Das verdroß mich wieder, denn ich hätte gar zu gern gebüßt, und wäre das geschehen, vielleicht würde ich dann in allem Ernst mich verliebt haben. — Ich will Ihnen auch noch bekennen, daß eines Tages — ich war dann schon zwölf und er vierzehn oder fünfzehn Jahr alt — er mit Entzücken davon sprach, daß er den nächsten Feldzug mit machen werde, und daß ich es ihm sehr übel nahm, gar keinen Schmerz über unsere Trennung zu empfinden. Ich sagte ihm sogar, seine Freude sei eben nicht schmeichelhaft für mich, und er machte mir gewaltige Entschuldigungen darüber. Das ist das Stärkste, was zwischen uns vorgefallen, und damit war der Roman zu Ende. Seitdem, wenn wir uns gesehen, haben wir uns wohl zuweilen unserer Kinderjahre erinnert, doch sind wir nie zu tief in den Text gerathen. Hat man Ihnen mehr gesagt, so ist es eine elende Klatscherei. — —

— — Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß der König befohlen hat, den Kirchhof von St. Medard zu verschließen. Ist es nicht unbegreiflich, daß man, seit fast

fünf Jahren, alle möglichen Albernheiten auf dem Grabe des Abbé Paris mit angesehen hat? — Fontenelle sagt uns neulich, daß, je lächerlicher eine Meinung wäre, je mehr hitzige Vertheidiger fände sie. Carre de Montgeron, ein ehrenfester Parlamentsrath, schwört bei seiner Seelen Seligkeit, daß er Zeuge von übernatürlichen Begebenheiten gewesen; er hat sogar dem Könige ein dickes Buch überreicht, lauter Erzählungen von wunderbaren Kuren enthaltend. Blindgeborne, Taubstumme, Lahme sind geheilt worden, und hundert Zeugen, die als ehrliche Leute allgemein bekannt sind, haben es schriftlich bestätigt. Die Nachwelt wird es kaum glauben können, daß zwanzig tausend Menschen sich so albern aufgeführt haben. Am Morgen, nachdem der Kirchhof verschlossen worden, fand man an der Pforte folgenden Reim:

De par le Roi defense à dieu
De plus opèrer en ce lieu.

(Diese Fragmente aus den Briefen der Mademoiselle d'Aissé schildern oft so lebhaft das interessante Paris, wie es vor fast hundert Jahren war, daß deren Mittheilung gewiß den meisten Lesern willkommen sein wird.)

Die Militär-Akademie, oder die Helden vom zweiten Range.

So ist eine Art von Roman betitelt, der vor mehr als dreißig Jahren erschien, und schnell hinter einander mehrere

Auflagen erlebte. Er verdiente diese Auszeichnung, denn er ist mit Feuer, Witz und Fröhlichkeit geschrieben. Sechs französische Soldaten bilden während des Krieges von 1741 eine Akademie, die sich verbindet, die nur zu oft vergessenen Heldenthaten der Alexanders zu vier Pfennigen den Tag (wie Voltaire sie nennt) zu preisen. Sie versammeln sich, mit Glas und Feder in der Hand, um eine Trommel, die ihnen zum Schreibtisch dient, und da erzählt denn ein Jeder seine militärischen und galanten Abenteuer.

Die Zueignungsschrift ist an den berühmten Vacarmini gerichtet, General-Trommelschläger und Mitglied aller musikalischen Akademien in Deutschland, Italien, Böhmen und der Schweiz. Man versichert in einer Note, daß dieser Vacarmini die ganze Oper Alceste, und auch einen Theil der Oper Orpheus für die Trommel komponirt hat; sie sollen nächstens bei einer Revue im freien Felde aufgeführt oder getrommelt werden. Hier einige Stellen aus der Zueignungsschrift:

»Hochgeehrter Kamerad! Ich liebe den Ruhm, und da ich Niemanden kenne, der mehr Lärm in der Welt gemacht hat, als du, so bin ich so frei, dieses kleine Werk deiner lärmenden Protektion zu übergeben. Trommle es aus unter unsern Schönen und schönen Geistern. Wenn du brav wirbelst, so kann mir's nicht fehlen. — Ich hatte vormals einige Freunde unter den Schriftstellern, aber heutzutage sind Kabale, Intrigue und Neid die Tirannen der Literatur; Zwerge, auf Stelzen schreitend, dünken sich Riesen

und schreien so laut, daß selbst deine Trommel Mühe haben wird, durchzudringen. Die Bühne unserer Literatur gleicht dem Operntheater: Die erstickte gesunde Vernunft wird täglich aufgeführt.» C'est tout comme chez nous.)

Racine's letzter Wille.

Sterbend bat Racine seine Frau um Gotteswillen, zu verhüten, daß keines seiner Kinder jemals Verse mache. Er wußte, wie schwer es ist, gute Verse zu machen, und wie unerträglich die mittelmäßigen sind. — Einige Zeit nach seinem Tode besuchte die Witwe ihren Sohn Louis, der in einem Kollegio studirte. Einer der Professoren glaubte ihr eine große Freude zu machen, indem er ihr sogleich Verse vorlas, die ihr Sohn gemacht, und von welchen der Lehrer versicherte, er selbst würde sich nicht schämen, Verfasser davon zu sein. Louis war erst zwölf oder dreizehn Jahre alt, und es hieß schon, sein berühmter Vater werde in ihm wieder aufleben. Aber die Mutter, der letzten Worte ihres Mannes gedenkend, erschrack heftig, begab sich sogleich zu dessen Freunde, dem alten Boileau, und klagte ihm ihre Noth. »Lassen Sie den jungen Menschen zu mir kommen,» sagte der strenge Gesetzgeber des Parnasses. Madame Racine theilte ihrem Sohne die Einladung mit. Dieser hat nachher oft erzählt, er habe bei dem bloßen Namen Boileau gezittert. Indessen mußte

er gehorchen. Als er zu Boileau in das Zimmer trat, rief der grämliche Richter ihm donnernd entgegen:

»Ist Er es, junger Herr, der sich mit Versemachen abgibt? Er soll wissen, daß der unsterbliche Homer keinen Sohn hatte, der Verse machte, und der göttliche Virgil eben so wenig; und daß der unnachahmliche Jean Racine gleichfalls keinen haben wird.«

Aber — wie es denn zu gehen pflegt — Louis kehrte sich daran nicht, sondern dichtete muthig darauf los. Sehr trockene und langweilige poetische Abhandlungen über die Religion und über die Gnade flossen aus seiner Feder. Es gab auch damals fromme Seelen, die ihn wirklich für einen Dichter hielten, vielleicht gar für einen größeren als sein Vater war; allein heutzutage liest ihn Niemand mehr, er ist vergessen.

Jean Racine hatte wohl übrigens ganz Recht, seine Kinder vor einer Laufbahn zu warnen, wo selbst die sparsamen Rosen nur vom Neide begeifert blühen; denn die Zeiten sind längst vorbei, in welchen Karl IX. an Ronsard schrieb:

L'art de faire des vers, dut-on s'en indigner,
Doit être à plus haut prix que celui de regner.

Die wenigsten denken von der Dichtkunst wie dieser König, mehrere hingegen wie eine gewisse Demoiselle Margerot, welche zu sagen pflegte: »Wir sind lauter ehrliche Leute in unserer Familie, ausgenommen mein Bruder, der uns durch Versemachen entehrte.«

Zwei Appendixe.

Erstens, ein ernsthafter Appendix.

Der Redakteur des Telegraphen, Herr Schlange, hat in Nro. 312 seinen Giftzahn an einem in Königsberg erschienenen Gedicht, und an dem vormaligen Herrn Minister von Stein gewetzt. Das geht mich nun weiter nichts an, denn ich habe das Gedicht nicht gemacht, und kenne den Herrn von Stein nicht, sondern habe blos viel Rühmliches und viel Böses von ihm gehört, woraus ich denn geschlossen, daß er ein ausgezeichneter Mann sein müsse. Das bei Seite, so hat es dem Herrn Schlange beliebt, den Zahn auch bis zu mir hinaus zu recken, uneingedenk, daß ich Zähne auszubrechen verstehe, besonders wenn sie so wacklig sind, wie der seinige. Er sagt, man müsse Männer wie Genz und mich verachten, weil jede Zeile ihrer Schriften mit Guineen bezahlt werde. Ich weiß nicht, ob Herr von Genz Guineen aus England empfängt, und frage auch nicht darnach; allein was mich betrifft, so verbürge ich meinen Kopf dafür, daß kein englischer Schilling von mir empfangen, noch mir jemals angeboten worden.

Wie geräth denn nun Herr Schlange auf den Satanskniff, mich nicht allein fremden Regierungen, sondern auch derjenigen verdächtig machen zu wollen, unter deren Schutz ich in stiller Einsamkeit lebe? und die — weil sie jetzt gleichfalls im Kriege mit England begriffen ist — alle und jede Kommunikation ihrer Unterthanen mit den

Engländern scharf verboten hat. Meint denn Herr Schlange, wenn man nicht über Alles so denkt und schreibt, wie etwa gewisse Leute es verlangen, so müsse man durchaus dafür bezahlt werden? Hat er diese Regel von seinem eigenen Bewußtsein abstrahirt? erinnert er sich noch der Zeiten, wo er vor dem preußischen Hofe kroch? und zählt er etwa noch die Thaler, die ihn anders Sinnes machten?

Nun, so wisse er, daß er an mir keine Wetterfahne findet; daß ich nie krieche, und auch nie anders Sinnes werde, als ich schon vor fünfzehn oder sechzehn Jahren war. — Wenn Fürsten ihren Gedanken, oder vielmehr ihren Handlungen, bisweilen unvermuthet eine andere Richtung geben, so geschieht das oft aus nothwendigen Rücksichten auf das Glück ihrer Unterthanen, auf ihre Macht u. s. w. Allein solche Rücksichten hat der Privatmann nicht zu nehmen; seine Meinungen müssen auf moralische Grundsätze gebaut, und folglich unveränderlich sein, dann ist er achtungswerth. Derjenige hingegen, den man auf ein paar Seiten ein paar hundert solche elende Widersprüche vorrücken kann, wie die Feuerbrände dem Herrn Schlange vorgerückt haben, der ist der Mann, welchen Verachtung trifft.

Ich liebe die Franzosen und alle Nationen auf dem Erdboden, wenn sie das Glück und die Ruhe ihrer Mitvölker nicht stören; ich hasse die Engländer und alle Nationen auf dem Erdboden, wenn sie rauben, plündern, verwüsten, unterjochen. Ich bin nicht gewohnt, Handlungen, und wären es Heldenthaten, nach ihrem Erfolg zu beurtheilen, sondern nach ihren Motiven, die einzig und

allein ihren Werth oder Unwerth bestimmen. Ich ehre den Unglücklichen, wenn er schuldlos leidet; ich verachte den Glücklichen, wenn er schuldbewußt triumphirt. So hat jeder ehrliche Mann gedacht, schon lange zuvor, ehe es englische Guineen in der Welt gab. So wird Herr Schlange nie denken, wohl aber allenfalls so schreiben, wenn die Engländer jemals siegreich in Erfurt einrücken sollten. Daraus erklärt sich also, warum er mich angespien, und warum er von Herzen wünscht — (von Herzen? nein, er hat kein Herz) — Männer, die ihn beschämen, durch sein Gift aus dem Wege zu räumen. — O Schlange! Schlange! hüte dich! verzehre künftig ruhig deinen Erfurter Rettig unter dem Schutze des Adlers, der seine Flügel über dir auszubreiten dich würdigt; oder berausche dich in dem Mohnsaft der dich umgebenden Gefilde, damit man wenigstens von dir sagen könne: seine Wuth ist nicht Niederträchtigkeit, sondern eine bloße Trunkenheit.

Zweitens, ein lustiger Appendix.

Ein gewisser Müller, der sich königl. bairischer Hofmaler nennt, hat 1807 ein Schreiben über meine Reise nach Italien drucken lassen, welches mir sehr spät, nämlich erst im Dezember 1808, in die Hände gefallen, denn es ist einer der Vorzüge meiner jetzigen Lage, daß ich von dem vielen dummen Zeuge, welches gegen mich geschrieben wird, selten etwas erfahre. Ungeachtet ich in der Vorrede zu meiner Reise ausdrücklich erklärte, daß die eigentlichen Kunstmenschen sie nicht lesen müßten, weil sie sich nur daran

ärgern würden, so hat Herr Müller sie doch gelesen, und sich richtig dabei geärgert; aber auch dermaßen geärgert, daß man wirklich besorgt um seine Gesundheit wird.

Der Stil ist ein wenig preziös, ein wenig schwülstig und auch ein wenig massiv. Hier ein Pröbchen davon, wie es mir eben in die Hand fällt. Ich habe nämlich gesagt, daß Canova's Venus mir besser gefällt als die mediceische, weil die letztere in meinen Augen ein steifes porte des bras macht, als ob sie es vom Tanzmeister gelernt hätte. Hierüber drückt sich Herr Müller, Seite 41, folgendergestalt aus: Dies Urtheil dient, wie die Säulen des Herkules dem Göttermuth, dem letzten Hinabsinken an die Bestialität zum Grenzsteine.

Ich will mich nicht bei der schönen Poesie des Bildes aufhalten, wo ein Hinabsinkender einen Grenzstein findet, der ein Urtheil ist, und zwar sein eigenes Urtheil, welches den Säulen des Herkules gleicht u. s. w. Schlegel sagt, der Mensch sei eine ernsthafte Bestie, man muß aber doch gestehen, daß es auch Leute gibt, welche komische Bestien sind. Ich habe in meiner Reise bestimmt erklärt, daß ich Niemanden nachschwatzen, sondern blos meine Empfindungen beim Anblicke von Kunstwerken wiedergeben würde. Wem diese Empfindungen barbarisch, oder gar bestialisch vorkommen, der mag mich bedauern und mein Buch ungelesen lassen. Aber einem toleranten Künstler würde es interessant wesen sein, zu sehen, welchen Eindruck Kunstwerke auf

einen übrigens ganz gut organisirten Menschen machen, der nur kein Kunstmensch ist, und auch keiner sein will; der dies nicht aus falscher Scham verbirgt, und — wie so mancher thut, um sich ein Ansehen zu geben — das Maul aufsperrt, als ob er bewunderte, indessen er eigentlich gähnen möchte. Ich wette, daß unter tausend gebildeten Menschen wenigstens neunhundert achtzig dasselbe bestialische Urtheil über die Venus von Medicis und die von Canova fällen würden, allein sie wagen es nicht zu bekennen, denn das Kunstgeschwätz imponirt ihnen, und sie meinen, man werde sie für dumm halten, wenn sie nicht auch die Miene machten, als verstünden sie es. Ich aber habe mir von Lessing's Maler Conti zurufen lassen: Wehe dem, der erst von uns lernen soll, was schön ist! Ich meine, ich sei auch mit einem Sinn für das wahre Schöne begabt. Herr Müller meint das nicht; in Gottes Namen! Er hält mich für eine Bestie, ich halte ihn für einen Menschen, und wir haben vielleicht beide Unrecht.

Aber daß er mir auch zum Verbrechen macht, unglücklicherweise eine feinere Nase zu haben, als er — ei ei, mein lieber Herr Müller, das ist doch nicht recht. Ich habe nämlich geklagt, daß es an manchen Orten in Rom, mitten unter berühmten Kunstwerken, gewaltig stinkt. Herr Müller hat nichts gerochen, dazu wünsche ich ihm Glück, aber stinken thut es darum doch.

Hin und wieder ertappt er mich auch auf Unwissenheiten und freut sich sehr darüber. Mein Gott! es können nicht alle Menschen so gelehrt sein, wie der königlich-baierische

Herr Hofmaler Müller. So z. B. hab' ich gemeint, die Statue Konstantin's von Bernini sei später verfertigt, als die Statue Karl's des Großen von Cornachini; sie ist aber, wie Herr Müller durch gelehrte Citate beweist, einige Jahre früher gemacht, ferner habe ich nicht gewußt, daß die Säulen der Paulskirche ehemals zum Grabmahl Hadrian's gehörten; daß Nero nicht im Kolisseum gekämpft hat u. s. w. Die Welt wird ihm sonder Zweifel gerührten Dank wissen, daß er die Güte gehabt hat, dergleichen gräßliche Unwissenheiten zu berichtigen.

Da meine Reise nach Italien nicht allein in Deutschland mit Beifall aufgenommen, sondern auch, übersetzt, in England so begierig gelesen worden, daß sogar Einer der angesehensten Londoner Buchhändler (Philippson) mir unter sehr vortheilhaften Bedingungen den Vorschlag machte, nach England zu kommen, um über diese Insel ein ähnliches Werk zu schreiben; so muß es doch wohl eine Menge ganz gescheite Leute geben, die anders über mein Buch denken, als Herr Müller, und deshalb wäre es verlorne Zeit, mich in eine Fehde mit ihm einzulassen, da er ohnehin, neben seiner erhabenen Kunst, auch die Pöbelkunst zu schimpfen, in einem so eminenten Grade besitzt. Ich mache ihm also mein Kompliment und wünsche ihm eine glückliche Wiederherstellung von seinem Gallenfieber.

Nur Eines muß ich rügen, weil es ein wenig gar zu maliziös ist. Ich soll nämlich — weil mir der Historienmaler Schmidt in Neapel kein großer Historienmaler geschienen — den Dolch wie ein Rasender nach

dem Herzen dieses Mannes gezückt haben; denn es hätte geschehen können (meint Herr Müller), daß der Hof von Darmstadt, der jenem Künstler eine Pension gibt, dadurch bewogen worden wäre, einen übereilten Entschluß zum Nachtheil desselben zu fassen. — Mein werther Herr Müller! das war wenigstens ein übereilter Schluß. Wenn ein solcher Nichtkenner, als ich bin, seine Gedanken über Gemälde sagt, so sind das keine Dolche, und es kehrt sich auch kein Hof daran. Herrn Schmidt's moralischen Charakter hab' ich auf keine Weise angetastet. Er mag ein sehr braver Mann sein, ich will es gern glauben, aber seine Gemälde gefallen mir nicht. Mich deswegen zum Meuchelmörder zu machen — ei ei, Herr Müller! Sie, der Sie Adam's erstes Erwachen geschrieben haben — was meinen Sie wohl, was Adam sagen würde, wenn er noch einmal erwachte und solche maliziöse Enkel unter seiner Nachkommenschaft fände?

Der Bär Marko.

Der Verfasser eines historischen Versuches über die Stadt Nancy erzählt:

Der Canton Bern in der Schweiz, welcher bekanntlich einen Bär in seinem Wapen führt, hatte René dem Zweiten, Herzog von Lothringen, Hilfe gegen den Herzog von

Burgund geleistet, und, aus dankbarem Andenken an diese Begebenheit, unterhielten seitdem die Herzoge von Lothringen beständig einen Bären auf ihrem Schloßhofe. Der Bär des Herzogs Leopold hieß Marko. Während des harten Winters von 1709 trieb die grimmige Kälte einen fast erstarrten kleinen Savoyarden in die Hütte dieses Marko, die Gefahr nicht ahnend oder aus Noth ihr trotzend. Der Bär, weit entfernt das Kind zu beschädigen, nahm es zwischen seine Pfoten, drückte es an die Brust, wärmte es bis zum andern Morgen, und ließ es dann frei gehen, um, wie gewöhnlich, in der Stadt sein Stückchen Brot zu verdienen. Der kleine Savoyard stellte sich am Abend, und an vielen folgenden Abenden wieder ein, und wurde nicht allein jederzeit eben so freundlich aufgenommen, sondern auch sogar bewirthet, denn Marko legte von seiner Portion täglich einen Theil zurück, den er dem hungrigen Gaste vorsetzte. Es währte lange, ehe man dies seltsame Freundschaftsbündniß bemerkte.

Eines Abends brachte der Bärenwärter später als gewöhnlich dem Thiere sein Futter, und erschrack nicht wenig, als er es fürchterlich brummen hörte und seine Augen zornig funkeln sah. Es schien ihm gleichsam Stille zu gebieten, weil ein schlafendes Kind an seiner behaarten Brust lag. Es rührte sich auch nicht um zu fressen, so gierig es sonst nach seinem Futter war. Der Hof erfuhr sogleich dies Wunder. Leopold selbst und seine Höflinge waren öfters Zeuge, daß Marko nie sein Futter anrührte, so lange seinem ...nen Gast zu schlafen beliebte.

Als das Kind erwachte und sich entdeckt sah, fürchtete es Strafe seiner Verwegenheit und bat um Gnade. Allein der Bär liebkoste ihm freundlich, und schob es hin zu dem Futter, um sich satt zu essen. Der gerührte Herzog nahm den kleinen Savoyarden in seine Dienste, und gewiß würde dieser, durch seinen Gönner, den Bären, in der Folge sein Glück bei Hofe gemacht haben, wäre er nicht bald darauf gestorben.

Napoleon's Genealogie.

Noch kürzlich haben wir in den Zeitungen gelesen, daß die Familie Bonaparte von den griechischen Kaisern herstamme. Der Artikel war, wo ich nicht irre, aus dem Journal de Paris entlehnt, und da bekanntlich dieses Journal außerordentlich gelehrt und außerordentlich wahrhaft ist, so wage ich nicht daran zu zweifeln. Indessen gibt es noch andere Bücherwürmer, die sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und nicht begnügt haben, für den Helden Napoleon einen königlichen oder kaiserlichen Ursprung aufzufinden, sondern die ihn ohne Bedenken von den Göttern selbst herleiten. Nämlich im vierundzwanzigsten Theile von Muratori's rerum italicarum Scriptoribus hat ein gewisser Peter Cymäus in vier Büchern de rebus corsicis gehandelt. Dieser Peter Cymäus macht einen Sohn des Herkules zum Könige von Corsica, von welchem Strabo

erzählt (L. V. c. 225), daß er Sardinien beherrscht habe. Nach diesem glücklichen Fund war der Stammbaum nicht schwer zu machen: Napoleon stammt in gerader Linie von jenem Könige ab, und ist folglich ein Ur-Ur-Enkel des Herkules.

Wie mag es doch zugehen, daß, wenn ein Genie aus dem Staube sich empor schwingt, man ihm sogleich eine hohe Abkunft anlügt? als ob die Menschen den Bäumen glichen, die, wenn sie einmal veredelt sind, immerfort edlere Früchte tragen. Jene elenden Schmeichler scheinen dadurch das Bekenntniß abzulegen, daß der Stand, in dem sie selbst geboren sind, keine Helden hervorbringen könne. Nächstens werden sie wohl auch den Pontius Pilatus einen Brief an Napoleon's Vorfahren schreiben lassen, damit die Familie Dalberg nicht die einzige sei, welche dieser Ehre sich erfreut. Dieser Brief, in welchem die Kreuzigung Christi sehr höflich gemeldet wird, könnte jetzt mit gleicher Höflichkeit von jener Familie vergolten werden, denn es ist ja über so Manchen das Kreuziget ihn! ausgerufen worden.

Klageschreiben eines Gastwirths in J** an den Herausgeber der Biene.

Vermuthlich, mein Herr, lesen Sie auch den hamburgischen unparteiischen Korrespondenten, denn wer liest nicht gern etwas Unparteiisches? — Ach mein Herr! der

Grausame hat, in einem seiner Novemberblätter des abgewichenen Jahres, meinen guten Ruf und folglich auch meine zeitliche Glückseligkeit auf immer zerstört. Er sagt nämlich, ich hätte einen König, der mir die Gnade angethan, bei mir zu logiren, als er zum Erfurtschen Olymp reiste, schamlos geprellt. Ja, mein Herr, geprellt! das ist der abscheuliche Ausdruck, dessen er sich bedient.

Was hilft es mir nun, daß ich meinen Ruf seit vielen Jahren unbefleckt erhalten? daß ich eine Maß Wein, welche mich selbst acht Groschen kostete, nie höher als für zwei Thaler verkauft habe? was hilft es mir nun, daß ich für alles, was die Reisenden nicht verzehrten, höchstens die Hälfte des Werthes ansetzte? — Es ist aus mit mir! Niemand kehrt mehr bei mir ein! man zeigt mit Fingern auf mich, man nennt mich den Königs-Preller.

Lieber Gott! um einen König zu prellen, dazu gehören ganz andere Leute als ich bin, und die werden sich auch wohl finden. Solche Prellereien geschehen aber nicht in Wirthshäusern.

Ich dachte anfangs, es hat nicht viel zu sagen, und ich werde mich schon vertheidigen. Aber wie soll ich das anfangen? ja, wenn ich das ganze Publikum auf unsern großen Markt versammeln, und mitten darunter treten und schreien könnte wie ein hiesiger Professor? Aber Niemand will meine Vertheidigung hören, Niemand will sie drucken. Man ist so gottlos, mir zu sagen, man dürfe keine Lügen drucken. Ach, du mein himmlischer Vater! es werden, mit Respekt zu melden, entsetzlich viele Lügen gedruckt, und meine

Wahrheit soll **nicht** an das Tageslicht kommen? — Ich habe mich an den **unparteiischen Korrespondenten**, an den **Freimüthigen**, an den **Zuschauer**, an den **Telegraphen**, und Gott weiß an wen sonst noch gewendet, aber Alles vergebens! Der Eine spricht: er sei nur noch unparteiisch in partibus fidelium, gleichwie es Bischöfe gäbe in partibus infidelium. (Das verstehe ich, mit Ihrer Erlaubniß, nicht.) Der Andere spricht: seine Freimüthigkeit habe ein gewisser Herr von Hutten mit zu Grabe genommen, und dieser Herr von Hutten sei an einer bösen Krankheit gestorben. Das thut mir leid, ob ich gleich den ehrlichen Mann nicht gekannt habe. Der Dritte meint: ein Zuschauer müsse auch manchmal die Augen zudrücken. Der Vierte antwortet: er könne mir mit dem Telegraphen nicht dienen, weil er schon längst vermiethet oder gar verkauft sei.

So gehe ich trostlos von Einem zum Andern, und wenn sich Ihre Biene meiner nicht erbarmt, so **prellt** mich der Kummer um das bischen Leben, das heißt, so ziemlich um Alles, was ich besitze, denn ich bin ein Deutscher.

Indessen will ich, in der Voraussetzung, Mitleid bei Ihnen zu finden, meinen Spruch anheben: Ich könnte sagen, das Prellen überhaupt sei eben kein Schimpf, wenn man es nur recht in's Große treibt; aber dazu hat es mir leider an Genie gemangelt. Ich habe bisweilen hohe Reisende logirt, die weit her kamen, blos um sich prellen zu lassen, aber nicht von **mir**. Die Schriftsteller prellen das

Publikum täglich; die Politik prellt die Moral; die Gewalt prellt die Gerechtigkeit; von alle dem spricht Niemand. Wenn aber einmal ein armer Gastwirth mit doppelter Kreide schreibt, weil er mehr Kreide als Brot im Hause hat, so schreit die ganze Welt. Leben wir denn etwa in Zeiten, wo die Uneigennützigkeit Mode ist? ich richte mich so gut nach der Mode wie ein Anderer, und alte Moden mache ich nicht mit.

Sie wissen nicht, mein Herr, wie es hier bei uns aussieht, und was, die Kreide ausgenommen, alles von mir requirirt worden ist. Zuerst hab' ich die schweren Kriegsbürden tragen müssen: mein Haus hat ein paarmal gebrannt, und meine hübsche Tochter ist mir ganz verloren gegangen. Dann hab' ich mich unterthänigst freuen müssen, habe zu Ehrenpforten, Ehrengarden, Ehrensäulen, Ehrengedichten und dergleichen vornehmen Dingen meine paar Groschen mit entzückter Wehmuth herzahlen müssen, so daß ich fast vor lauter Freuden verhungert wäre.

Endlich kam die tröstliche Botschaft, ein König werde bei mir logiren. Da dachte ich gleich an den alten Magister, der, ehe er verhungerte, meine Kinder lesen und schreiben lehrte; der führte immer ein lateinisches Sprüchlein im Munde, von einem gewissen Horazius, der hatte gemeint, die Könige wären Schuld daran, wenn wir armen Teufel des Teufels würden. Ferner dacht' ich: müssen wir doch Alles ohne Murren leiden, wenn wir in der Gewalt der Könige sind; nun ereignet sich einmal der seltene Fall,

daß ein König in meiner Gewalt ist, warum sollt' ich nicht in aller Unschuld Nutzen davon ziehen?

Ich werde ihn aber nicht prellen, Gott bewahre! ich werde nur seine Gnade ein wenig in Requisition setzen. Wer weiß, wo es ihm der liebe Gott auf einer andern Seite wieder beschert, denn unter den hohen Häuptern ist jetzt heiliger Christabend. Sehen Sie, mein werther Herr, so dacht' ich, und nahm flugs die Kreide und schrieb ein wenig dick, das ist es Alles. Ich verließ mich auf das alte Sprichwort: Wer das Kreuz in Händen hat, der segnet sich. Aber nun spricht mein Nachbar: das gälte nicht mehr vom Kreuze, sondern nur vom Schwerte. Das hab' ich nicht gewußt, denn unser Eins weiß nicht viel.

Mein verhungerter Magister, der ein grundgelehrter Mann war, hat mich auch berichtet: daß — vermuthlich vor alten Zeiten — ich weiß nicht mehr bei welchem Gastwirth, ein König seine Zeche mit seinem ganzen Königreiche bezahlen müssen. Ein anderer, reisender Monarch hat einmal für ein halbes Dutzend Eier eben so viele Goldstücke erlegen müssen. »Ei, ei,« sagten Se. Majestät zu dem Gastwirth, »sind denn die Eier hier so selten?« — Die Eier nicht, versetzte der Unterthänige, allein die Könige. Nun, die Könige sind freilich heutzutage nicht so gar selten mehr, allein durch unser liebes J** passiren sie doch wunderselten. Darum bitte ich Sie, mein Herr, erbarmen Sie sich meiner! sagen Sie den Leuten, daß ich nicht schlechter bin als mancher, der nicht besser ist. Laden Sie alle Reisende freundlich in meinen Gasthof, und ver-

sprechen Sie in meinem Namen, daß ich Ihnen gratis den Platz zeigen will, wo der König ausgespuckt hat.

Wenn Sie, mein werther Herr, meine Ehre retten, so soll es mir auch auf ein Fäßchen getrockneter Zwetschken nicht ankommen, der ich selbst, vor Kummer wie eine Zwetschke zusammengetrocknet, verharre, meines hochgeehrten Herrn und seiner Biene

dienstwilliger N. N.

S ch w e r l i ch.

Am 21. November 1782 hielt das Pariser Museum eine Versammlung, in welcher unter andern ein Bildhauer des Königs, Namens Couasnon, die Büste Ludwig des XVI. der Gesellschaft schenkte. Der Präsident sprach bei dieser Gelegenheit von dem Glücke, die Abbildungen großer Männer, und besonders solcher Fürsten vor Augen zu haben, welche die Freude ihrer Unterthanen und der Stolz der Menschheit sind. Er schloß mit heißen Wünschen für den Monarchen, und ein gewisser Herr Girard de Lourmarin ließ Verse ablesen, in welchen Ludwig »ein Vater seiner Unterthanen, ein gerechter, weiser, standhafter König genannt wurde, der stets das Gute wolle, die Wahrheit suche, Mißbräuche abstelle, die Sklaverei vernichte. In alle Ewigkeit sollte Ludwig XVI. den schönen Titel: Freund der Gerechtigkeit und Menschlichkeit« führen.

Ich will hier nicht rügen, was man, trotz dieser herrli-

chen, und zum Theil **verdienten** Lobsprüche, Ungerechtes und Unmenschliches an jenem Könige gethan hat; ich will nur noch die Tirade abschreiben, mit welcher die Anzeige der erwähnten Feierlichkeit schließt: Si les rois pouvoient être témoins de scenes aussi intéressantes, ils trouveroient bien plus leger le poids de leur auguste couronne. (Wenn die Könige Zeugen solcher interessanten Scenen sein könnten, so würden sie die Last ihrer erhabenen Krone weit leichter finden.) — **Schwerlich! schwerlich!** wo gäb' es wohl einen König, der noch heutzutage so leichtgläubig wäre, auf die Schmeicheleien solcher Versammlungen auch nur den mindesten Werth zu setzen? wo gäb' es wohl Einen, der nicht wüßte, daß die Herren gerade das Nämliche nicht nur zu seinem rechtmäßigen Nachfolger, sondern auch, wenn es die Umstände erheischen, zu seinem Todfeinde, zu dem Räuber seiner Krone sagen werden? Leider lehrt die Erfahrung, daß die gebildetesten Männer einer Nation in diesem Punkte eben solche Wetterhähne sind, als der gemeinste Pöbel. Sie rühmen und schmeicheln aus Furcht, oder Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Gewohnheit; keiner fühlt und denkt was er spricht. Sie machen, wie abgerichtete Thiere, ihre Künste, weil sie den Stock fürchten, oder weil sie gefüttert werden. Und solche Erbärmlichkeiten sollten die Last einer Krone zu erleichtern im Stande sein?

Man bemerke noch, daß gerade unter diesen Schmeichlern, die am 21. November 1782 Ludwig den XVI. so hoch priesen, sich mehrere befanden, die, wenige Jahre

später, wüthende Revolutionsmänner waren, unter andern der berüchtigte Anacharsis Cloots.

Die französischen Politiker.

»Gott verhüte,« sagte der kluge Sammler der Melanges tirés d'une grande bibliotheque, »Gott verhüte, daß wir mit jenem ehrlichen, aber übel unterrichteten Prälaten glauben sollten, die Politik sei eben so wohl die Kunst, die Menschen zu betrügen, als die Kunst, sie zu regieren.« (Der gute Prälat mochte nicht ganz Unrecht haben.) »Man muß den Mißbrauch der Wissenschaft »nicht mit der Wissenschaft selbst vermengen. Gibt es eine falsche, verrätherische Politik — (o ja, es gibt eine) — so müssen wir sie blos kennen, um uns vor ihr zu hüten, und nie, um sie anzuwenden.« (Worte in den Wind geredet.)

Der Erste aller politischen Schriftsteller war Plato. Man weiß, daß die Gesetze, welche er in seiner Republik den Menschen vorschrieb, unausführbar sind; der Traum einer edlen Seele. Ihm folgte Xenophon, dessen Cyropädie, eine politische Fiction, wahrscheinlicher, unterrichtender und minder langweilig ist, als Plato's Republik. Auch Aristoteles und Cicero werden unter die alten Politiker gezählt.

Die Jahrhunderte der Unwissenheit gebaren doch gleichfalls einige politische Werke, zum Beispiel die der

griechischen Kaiser Manuel Paleologus II. und Konstantin VII.; die lateinischen Abhandlungen des Alcuin, Smaragdus, Hincmar, St. Bernhard u. s. w.

Endlich, unter Philipp dem Schönen, erschien das erste französische politische Werk von Gilles, betitelt: Regierung der Fürsten, welches viel Gutes enthält. Im XVI. Jahrhundert schrieb Guillaume Budée (dem man das erneuerte Studium der griechischen Sprache, den Gebrauch der lateinischen Beredsamkeit und der römischen Jurisprudenz verdankt) eine Institution du prince. Er war Sekretär und Bibliothekar Franz des Ersten, der ihn auch zu seinem Gesandten am päpstlichen Hofe ernannte. Er besaß eine geliebte Frau, welcher er die Sorge für das Hauswesen so gänzlich überließ, daß er eines Tages einem Bedienten, der mit der Nachricht herein stürzte, es brenne im Hause, sehr gelassen antwortete: »Sage es meiner Frau, du weißt, daß ich um die Wirthschaft mich nicht bekümmere.»

Er pflegte zu scherzen, er habe zwei Weiber; mit der Einen erzeuge er Kinder, mit der Andern (der Philosophie) Bücher, und, fügte er hinzu, »die Letztere wird länger fruchtbar bleiben als die Erstere.»

Um dieselbe Zeit wurden zwei italienische Politiker, Mombrino Roseo und Francesco Patrici, ins Französische übersetzt. Institution du prince chretien und Parangon de vertu pour l'instruction des potentats u. s. w. waren die Titel ihrer, nicht sehr bedeutenden Werke, aus welchen doch einige Stellen angeführt zu werden verdienen.

»Die meisten Menschen verschlechtern sich, wenn sie den Thron besteigen. Indessen gibt es doch ein Beispiel vom Gegentheil, Vespasian, der, nach dem Zeugniß des Tacitus, als Privatmann grosse Fehler hatte, die er, als Kaiser, sämmtlich ablegte.»

»Cato, wenn er das thätige Leben rühmen will, vergleicht den Menschen mit einer Stange Eisen, die, fleißig gebraucht, sich zwar abnutzt und zerbrechen kann, die sich aber auch dadurch abschleift und zu etwas nützt, da sie hingegen ungebraucht vom Rost verzehrt wird.»

»Das Mißtrauen der Tirannen, welches man zuweilen mit dem Titel Politik zu beehren beliebt, hat schreckliche Wirkungen. Der alte Denys, Tirann von Syracus, wollte eines Tages mit einem seiner Günstlinge sich im Werfen üben, hatte zu diesem Behuf sein Schwert und eine Art von Panzerhemde, welches er immer zu tragen pflegte, abgelegt, und einem Knaben zu halten gegeben. Der Günstling sagte scherzend: Du gibst dein Leben in die Hände dieses Knaben. Der Knabe hörte es und lächelte. Denys bemerkte das und stellte folgende Betrachtung an: Jener hat ein Mittel gelehrt, mich umzubringen; dieser hat es zu billigen geschienen; beide müssen sterben. Er winkte, und beide wurden auf der Stelle ermordet.»

Das Utopia des berühmten, enthaupteten Kanzlers von England, Thomas Morus, wurde auch in's Französische übersetzt. Es ist ein allerliebstes Märchen, welches man den Traum eines guten Politikers nennen könnte,

so wie man die Projekte des Abbé de St. Pierre die Träumereien eines ehrlichen Mannes genannt hat. — Postel, als Gelehrter in andern Fächern bekannt, schrieb: Die Gründe einer Monarchie, und welche Mittel nöthig sind, um dazu zu gelangen. Er zeigte darin, daß die Gallier und Franken stets eine monarchische Verfassung gehabt, und — was in seinem Zeitalter Muth bewies — daß Priester, Bischöfe und selbst der Papst kein Recht hatten, Kronen zu vertheilen; sondern daß sie blos die Krone segnen durften, welche durch das längst herkömmliche Erbrecht einem Fürsten zugefallen. Postel's Werk ist selten geworden, so wie die Geschichte des Chelindonius Tigurinus, von der Einsetzung der christlichen Fürsten in dem Ursprung der Königreiche. Der französische Uebersetzer hat eine lange Vorrede dazu geschrieben, aus der man aber nicht erfährt, wer Chelindonius gewesen, und in welcher Sprache er geschrieben; sondern welche blos beweisen soll, daß die Fürsten, um zu lernen, was sie wissen müßten, Bücher lesen sollen, weil die Bücher leidenschaftlose Richter wären. (Das möchte wahr sein, wenn die Bücher sich selber schrieben; da sie aber von Menschen geschrieben werden, deren Brust von Leidenschaften und deren Köpfe von Vorurtheilen wimmeln, so ist auch den Büchern nicht zu trauen.)

Leroi oder Regius, Professor am Kollege Royal, hat Entwürfe zu mehreren politischen Werken hinterlassen, und auch drei derselben ausgeführt. Das erste handelt von der Vortrefflichkeit der königlichen Regie-

rung; das zweite ist ein Zuruf an die Franzosen über die Uebel, welche ein Volk durch Aufruhr und Bürgerkrieg erduldet (ein Zuruf, der wenigstens im achtzehnten Jahrhundert längst verhallt war); das dritte zeigt die Hinfälligkeit und Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge. (Die wir jetzt vor Augen sehen und nicht zu lesen brauchen.)

François de Rosieres schrieb ein Buch, in dem er bewies, daß die Prinzen aus dem Hause Lothringen von Karl dem Großen herstammen. Es ist merkwürdig und der Nachwelt schimpflich, wie ganz, um einiger glänzenden Thaten willen, die Tirannei und Grausamkeit dieses Karl vergessen worden. Es mag sein, daß durch ihn eine neue, und für spätere Generationen bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt wurde; aber seine Zeitgenossen waren höchst unglücklich — wie denn das die Zeitgenossen eines Eroberers immer sind, so viele feige und feile Federn ihn auch preisen mögen. — Immerhin möge die Nachwelt dankbar den Wein trinken, der etwa auf der Lava wächst, welche vor tausend Jahren ausströmte; allein den Feuerstrom selbst sollte sie nicht rühmen, weil er damals alles verwüstete, was in seinem Wege lag.)

Ein vortreffliches Werk erschien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die Republik von Jean Bodin. Es ist keines Auszugs fähig. Bodin erzählt unter andern, daß der Kanzler Poyet ein weises Gesetz entworfen habe, Kraft dessen die Pfarrer genaue Geburts- und Sterbelisten halten sollten; er findet dies Gesetz sehr ersprießlich, um die Be-

völkerung von Frankreich zu kennen, die Besitzungen und Einkünfte eines Jeden zu erfahren, und die Auflagen gleich zu vertheilen. Er klagt, daß dies Gesetz so schlecht befolgt worden.

Auch Bodin gibt der monarchischen Verfassung den Vorzug. Er vergleicht die verschiedenen Stände eines Staats mit den Saiten eines Instruments. Die Saite der Geistlichkeit, sagt er, ist am behutsamsten zu berühren; auf die Saite des Volks wird der Bogen am stärksten gedrückt.

»In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gab es in Frankreich sehr lächerliche Aemter; dennoch hießen die Verwalter derselben königliche Räthe. Die Parlamentsregister zum Beispiel vom Jahre 1544 erwähnen eines solchen königlichen Raths-Schweinzungen-Untersucher. Er mußte nämlich untersuchen, ob die Schweine keine Finnen hätten.«

»Unter der Regierung Karl V. machten zu Montpellier, die alten Bewohner von Languedoc, welche die Sprache von Oc redeten, einen Aufstand gegen die Franzosen, die nur die Sprache von Oui verstanden, und vom Könige gesandt worden waren, um die Provinz zu regieren. Die Aufrührer beschlossen, alle Franzosen umzubringen; um sie aber zu erkennen, verhaftete man ohne Unterschied einen Jeden, zeigte ihm Bohnen, und fragte, was das sei? — Die Franzosen antworteten feves und wurden todt geschlagen; die Languedoker sagten hâves und wurden verschont.«

»Ein Richter soll nicht verurtheilen nach dem was er allein gesehen, soll auch nicht Zeuge und Richter zugleich sein. Heinrich II. ließ zu Melun einen Italiener verhaften, den er auf einem todeswürdigen Verbrechen selbst ertappt haben wollte. Er sandte ihn an das Parlament, um ihn zu verurtheilen. Da aber nur Ein Zeuge da war, nämlich der König, so verurtheilte das Parlament den Unglücklichen nicht. Derselbe König legte in einem Civilprozeß, über die Erbschaft des Kardinal d'Amboise, ein Zeugniß ab, und begehrte, man solle es als hinreichend erkennen. Allein das Parlament erklärte abermals, der König sei nur ein einzelner Zeuge.» (Ob die Richter in Frankreich auch jetzt noch solchen Muth besitzen? und wem diese Züge wohl mehr Ehre bringen? dem Parlament, welches wagte, seine Pflicht ohne Ansehen der Person zu erfüllen? oder dem Könige, der sich, ohne zu grollen, den Gesetzen unterwarf?)

Der Sammler liefert zweckmäßige Auszüge aus La Noue, Justus Lipsius, Anton von Guevara und Guichardin, hält sich aber, wie natürlich, länger bei Machiavel auf. »In unsern Tagen,» sagt er, »ist Machiavel's Werk, der Fürst, doppelt interessant geworden, weil ein großer König (Friedrich der Große) ihn zu widerlegen sich herabgelassen. Diese Widerlegung war die Ankündigung der glänzendsten Regierung in unserm Jahrhundert. Ohne Machiavel's unläugbar großes Genie würde er keinen solchen Widersacher gefunden haben.» Er schilt übrigens gewaltig

auf Machiavel, und nennt ihn einen bösen Menschen. (Was er doch gar nicht war.)

Noch eine Menge vergessene, oder wenig gelesene, oder der Vergessenheit werthe Schriftsteller hat der Sammler durchgegangen und gewürdigt: Paul Paruta, Botero, Sansonino, Pasquier, du Haillan, l'Alouette u. s. w. Ihre Werke haben kein Interesse für uns. Er schließt mit einem sehr lesenswerthen Gemälde des Handels von Frankreich im sechzehnten Jahrhundert.

Das heimliche Gericht des Seifensieders.

Folgende wahre Begebenheit ist besonders merkwürdig für den Psychologen.

Ein Seifensieder zu Messina, ein armer, ehrlicher Mann, war gleichsam mit einem Instinkt für Ordnung und Gerechtigkeit geboren. Da stand er nun freilich nicht an seinem Platze und auch nicht am rechten Orte, denn Sicilien hatte sich damals eben keiner musterhaften Justiz zu erfreuen, und die größten Verbrechen blieben ungestraft. Das preßte dem ehrlichen Seifensieder manchen Seufzer aus. Er sah Banditen frech herumgehen; er sah unschuldige Mädchen durch vornehme Wollüstlinge verführen, und dann der Armuth und Schande Preis geben; er sah den Müssiggänger vom Schweiß des fleißigen Landmanns gemästet; und mehr dergleichen, was unterm Monde eben nicht neu ist.

Aber sein Gefühl dabei war in der That ganz neu unter dem Monde. Er begnügte sich nicht, wie andere gutgeartete Menschenkinder, darüber zu seufzen, die Achsel zu zucken, oder auch wohl zu raisonniren; sondern er dachte in allem Ernst darauf, wie dem Unwesen abzuhelfen wäre. Die Gerichtsstühle? — freilich, die waren dazu eingesetzt, aber lau in Erfüllung ihrer Pflichten. Vehmgerichte gab es in Sicilien nicht, und auch keinen Sultan, der verkleidet herumgeschlichen wäre, um Verbrechen zu entdecken und zu bestrafen.

In dieser Noth faßte er den Entschluß, sich selbst auf den Richterstuhl zu setzen, dem verborgenen Laster nachzuspüren, den schamlosen Bösewicht zu züchtigen, die leidende Tugend von ihren Peinigern zu befreien; doch alles im Stillen, ohne Prunk, ohne die gewöhnlichen Formen zu beobachten. Kurz, er stiftete ein Vehmgericht, welches von unsern bekannten Vehmgerichten des Mittelalters sich nur darin unterschied, daß er allein zugleich Richter, Beisitzer, Kläger, Advokat und Henker war. Hatte er ein Verbrechen in Erfahrung gebracht, so bestieg er mit großem Ernst seinen Richterstuhl, klagte laut, vertheidigte den Angeklagten, wog dann die Gründe für und wieder mit der kältesten Unparteilichkeit, sprach endlich das Urtheil, und wenn es dem Beklagten zum Tode verdammte, so hüllte er sich feierlich in seinen Mantel, unter dem er eine Pistole mit weitem Lauf verbarg, lauerte dem Verurtheilten im Finstern auf, und schoß ihm ein halbes Dutzend Kugeln

durch den Leib. Dann ging er ganz gelassen, ohne jemals dem Ermordeten das Geringste zu rauben, wieder nach Hause, und war so zufrieden mit sich selbst, als ob er einen tollen Hund erschossen hätte.

Schon zählte man in Messina über fünfzig Mordthaten, und zwar fast alle an bedeutenden Personen verübt. Vergebens ließ der Vicekönig dem Thäter nachspüren. Am Erfolg fast verzweifelnd, bot er endlich zwei tausend Piaster für den Angeber, und schwur zugleich einen Eid am Altare, dem Mörder selber zu verzeihen; wenn er sich freiwillig vor ihm stellen werde. Da meldete sich der ehrliche Seifensieder und begehrte eine geheime Audienz. Sie ward ihm zugestanden. »Ich bin es,« sagte er mit frommer Zuversicht, »der einige fünfzig Schurken umgebracht hat, weil Ihr sie nicht bestraftet. Hier sind die Akten von ihren Prozessen. Ihr werdet finden, daß ein Jeder ordentlich verhört, vertheidigt und nicht eher hingerichtet worden, bis er überwiesen war. Ihr, Herr Vicekönig, Ihr seid Schuld durch Eure schlaffe Regierung, daß so viele Verbrechen begangen worden. Schon mehr als einmal stand ich im Begriff, auch Euch zu bestrafen, allein Ihr stellt die Person des Königs vor und das hielt mich zurück. — Jetzt seid Ihr Herr über mein Leben, wenn es Euch beliebt.«

Ich habe nicht gefunden, was aus diesem rechtliebenden Seifensieder geworden; vermuthlich hat man ihn in's Tollhaus gesetzt. Aber gehörte er dahin? Oder ist es nicht vielmehr rühmlich für ihn, daß er dahin gehört?

es beweist nämlich die Seltenheit des Gefühls für Recht unter den Menschen. Sie müssen denjenigen für wahnsinnig erklären, der es in einem höhern Grade besitzt als sie. Hätten die meisten gleiche Empfänglichkeit dafür, so würden keine Verbrechen geschehen, und es bedürfte keines Seifensieders von Messina. Ist der Mann eingesperrt worden, so hieß das eigentlich: du bist gerechter als wir.

Man hat sehr oft mit Schauder und Abscheu von den Vehmgerichten gesprochen; allein ihre Stiftung gründete sich ganz auf denselben löblichen Widerwillen Mehrerer, den, im erzählten Falle, nur ein Einzelner bewies. In Zeiten, wo das Faustrecht galt, wo man alles durfte was man konnte; da waren die Vehmrichter fürwahr Wohlthäter der Gesellschaft; wenn gleich ihre Ausartung sie später zu Geißeln derselben machte.

Die Parlamentswahlen.

Man weiß aus den Zeitungen, wie wunderlich es in England bei den Parlamentswahlen hergeht, und zu welchen Niederträchtigkeiten die Kandidaten sich oft herablassen müssen, um Stimmen zu erkaufen oder zu erbetteln. Man erinnert sich wohl noch, daß vor mehreren Jahren die schöne Herzogin von Devonshire, als sie in Person für Fox Stimmen warb, die Stimme eines Schusters durch einen Kuß erkaufen mußte. Gleich wie in London,

wird zu derselben Zeit dasselbe Schauspiel in ganz England aufgeführt. Folgendes Schreiben einer Dame, die mit ihrem Gemahl auf dessen Güter gereist war, wo er um die Wahlstimmen der Nachbarschaft buhlte, stellt ein lebhaftes Bild dar von der beschwerlichen Lage der Kandidaten und ihrer Angehörigen.

»Meine theure Fanny!»

»Ich kann nicht mehr! ich bin vernichtet! Erstaune nur nicht, wenn du vernimmst, ich sei gestorben. Welch ein abscheulicher Aufenthalt! ich hasse alle Dichter, die den Schmelz der Wiesen, die schattigen Gebüsche, den Gesang der Nachtigallen preisen; ich will lieber den ganzen Tag im Staube von St. James-Park herum wandeln, oder in einem Modemagazin in Bond Street sitzen, als hier.»

»Unser Schloß, meine Liebe, ach! unser Schloß ist nichts mehr und nichts weniger als ein Wirthshaus, wo Jeder einkehrt, dem es beliebt. Küche und Keller und ein Platz an der Tafel stehen für jeden Wicht offen, der vierzig Schillinge jährlicher Einkünfte hat. (Du weist, nur so viel ist nöthig, um bei den Wahlen mit zu stimmen.) Das Getäfel unserer Zimmer ist von den Nägeln unter den Holzschuhen gleichsam geackert worden. Auf allen Tischen sieht man runde, klebrige Spuren von da gestandenen Punschnäpfchen, und in den Sonnenstrahlen wogen Dampfwolken von Tabak, deren Fuselgeruch ein Fischweib in Ohnmacht versetzen könnte. Wir setzten uns nie zur ...fel, ohne ein Dutzend grober Gäste. Da habe ich nichts

anders zu thun, als derbe Schüsseln herum zu reichen, und Gesundheiten zu erwiedern. Ja, wenn der Wein den Herren zu Kopfe steigt, so finden sich immer einige unter ihnen, die Geschmack an mir finden, und darauf bestehen, mich zu küssen, welches denn auch mein Gemahl selbst mir zumuthet. Wahrhaftig, Fanny, ich muß mich drein ergeben, denn meine Weigerung könnte den Verlust einer Stimme nach sich ziehen. Ich darf noch obendrein nicht einmal den Mund dabei verziehen, denn die Herren sind empfindlich. — Auf mehr als drei Meilen in der Runde gibt es nicht ein einziges Frauenzimmer, deren Umgang sich auch nur für meine Kammerjungfer schickte, aber mein Gemahl besteht darauf, daß ich mit allen in der engsten Vertraulichkeit leben solle. Lady M** ist freilich unsere Nachbarin, und in London sehen wir uns oft, aber hier muß ich sie meiden, weil ihr Gemahl zu der Hofpartei gehört. Meine glänzendste Gesellschaft ist Mylady Bürgermeisterin, aus dem benachbarten Flecken, welche Töpfe und Stecknadeln verkauft, während ihr Mann Universal-Pillen fabrizirt. Solche Geschöpfe kommen mit ihrer ganzen hochwerthen Familie im Lumpen-Staat, trinken Thee bei mir, spielen Knöchelchen mit mir um einen Schilling, und ersuchen mich dann um eine Spazirfahrt in einem offenen Wagen.»

»Die lieben Kinder sind immer mit von der Partie. Will ich bei den Müttern mich in Gunst setzen, so muß ich stets auf jedem Knie eines der Kinder schaukeln, muß ihre platten Physiognomien geistreich finden, und darf mich an die Butterbrote gar nicht kehren, mit welchen sie

mir die Kleider oder den Sofa beschmieren. Die Frau Bürgermeisterin bringt auch jedesmal zwei Doggen mit, die ihr noch lieber sind als ihre Kinder, und die ich streicheln und füttern muß. Dagegen hat sie uns auch die Ehre erzeigt, ihre Doggen umzutaufen; sie führen jetzt die Namen meines Gemahls und meines Bruders."

»Vor einigen Tagen überredeten mich meine hiesigen Freundinnen einen Ball zu geben. Ich eröffnete denselben mit Sir Humphry Käse, der gestiefelt und gespornt mit so vieler Grazie tanzte, als ein Bär in den Londoner Straßen. Trotz meiner wachsamen Aengstlichkeit, den Rang eines Jeden zu beobachten, widerfuhr es mir dennoch, daß ich ein himmelschreiendes Verbrechen mir zu Schulden kommen ließ. Miß Betty nämlich, die Tochter eines armen Schneiders, kam früher zum Tanz als Miß Polly, die Tochter eines reichen Bierbrauers. Als die Frau Bierbrauerin das gewahr wurde, sprang sie wüthend auf, ergriff Miß Polly bei den dicken rothen Armen, und verschwand mit ihr. Mein Gemahl war außer sich darüber, denn er verliert sicher mehrere Stimmen dadurch."

»Nun solltest du erst einmal sehen, liebe Fanny, wie es an meiner Toilette aussieht. Du würdest sie für eine Krämerbude halten. Seit drei Tagen sind meine Kammerjungfern und ich mit nichts anderem beschäftigt, als Kokarden zu machen, und sie an die fettigen Hüte unserer Stimmengeber zu befestigen. Ich selbst darf mich nicht einmal nach meinen Gefallen kleiden, sondern muß durchaus die blaue Farbe tra-

obgleich gerade diese Farbe gar nicht zu meinem Teint

paßt. Dabei sind unsere Ausgaben so entsetzlich groß, daß mein Gemahl, der Barbar, schon davon gesprochen hat, künftigen Winter gar nicht nach London zu ziehen. Ach Fanny! wenn das geschieht, so beweine nur den Tod deiner verzweifelten Arabelle."

Niemand wird der guten Dame ihre Klagen verargen. Welche Beschwerden! welche Erniedrigungen! welche Kosten! blos um Parlamentsglied zu heißen, das ist: um die Ehre zu haben, entweder zu der Mehrheit der vom Hofe bestochenen, oder zu der Minderzahl der Ueberstimmten zu gehören; sich beißende Dinge in's Gesicht zu sagen, und, wenn es zu arg wird, sich herum zu schießen.

Lob des Schweigens.

Man kennt ein Lob der Narrheit und sogar ein Lob des Fiebers. Beide sind Spiele des Witzes, nicht so das Lob des Schweigens, dieser stummen, oft so beredten Sprache. Was ist majestätischer als das Schweigen in den heiligen Hainen unserer Väter, oder in den Tempeln unsers Gottes! was schauerlicher als das tiefe Schweigen auf dem Eylauer Schlachtfelde! was rührender als das Schweigen einer schönen Sommernacht! — Die Natur ist groß im Schweigen und auch die Seele des Menschen.

Schöne, edle, erhabene Gedanken bezeichnet oft blos das Schweigen. Als Ulysses in die Unterwelt hinabsteigt, dem zürnenden Schatten des Ajax begegnet, und dessen

Thaten schmeichelnd preist, da schweigt Ajax, würdigt den Schmeichler keiner Antwort, und diese Stelle ist eine der schönsten in der Odyssee. — Virgil in seiner Aeneide hat sie trefflich nachgeahmt. Denn als Aeneas in der Unterwelt der Dido schmeichelt, kehrt sie ihm schweigend den Rücken.

Es gibt ein erhabenes Schweigen des Angeklagten, der sich zu groß fühlt, um zur Vertheidigung sich herab zu lassen. Scipio, der Afrikaner, mußte vor dem Volke erscheinen, um sich wegen angeschuldigter Veruntreuung öffentlicher Gelder zu rechtfertigen. »Römer!« sagte er, »an diesem Tage habe ich den Hannibal überwunden und Karthago unterworfen; laßt uns gehen, den Göttern dafür zu danken.« Mit diesen Worten nahm er den Weg zum Kapitol, und das ganze Volk ging mit ihm. — Es ist bekannt, daß Epictet seinen Herrn, der ihn schlug, warnte, ihm nicht das Bein entzwei zu schlagen. Dennoch zerbrach der Herr das Bein ihm wirklich, und Epictet lies blos die Worte hören: »Hab' ich es nicht vorher gesagt?« — Ein heidnischer Philosoph rückte den Christen vor, ihr Stifter habe bei seinem Tode sich nicht so erhaben gezeigt. Doch, antwortete der heilige Justinus, denn er schwieg. —

Ein Gesandter von Abdera begehrte von Agis, dem Könige von Sparta, unbillige Dinge. Nachdem er viel und lange gesprochen, schloß er endlich mit den Worten: »Herr, welche Antwort soll ich meinem Volke in deinem Namen bringen?« — »Daß ich,« erwiederte Agis, »dich habe reden lassen, was und wie viel du gewollt, ohne dir eine Silbe

zu antworten.« — Montaigne nennt das ein taire-parlier, ein redendes Schweigen.

Es gibt auch ein Schweigen der holden Scham. Pausanias erzählt: Kurz nach Penelope's Vermählung wurde sie von Icarus, ihrem Vater, und von Ulysses, ihrem Gemahl, befragt, ob sie dem letztern nach Ithaca folgen, oder lieber bei dem Erstern in Sparta bleiben wolle? Sie schwieg und ließ den Schleier fallen. Der dankbare Ulysses errichtete der Schamhaftigkeit einen Altar.

Le silence du peuple est la leçon des rois, sagt ein französischer Dichter. Als die berüchtigte Isabeau, aus Schiller's Jungfrau von Orleans den Damen bekannt, den rechtmäßigen Thronfolger enterbt, und dessen Schwester mit Heinrich V. von England vermählt hatte, zogen die Engländer in Paris ein, und Isabeau, auf einem Balkon prunkend, hoffte von den Vorüberziehenden Beweise dankbarer Ehrfurcht zu empfangen. Aber alle schwiegen und wandten ihre Blicke vom Balkon.

Die Bibel gebraucht das Schweigen oft als bildlichen Schmuck. Wenn der Prophet die Macht des Cyrus schildern will, so sagt er: »Bei seinem Anblick verstummte die Erde.« — Esther trug ihre köstlichen Kleider nicht in den Tagen des Schweigens.

Es gibt aber auch ein trauriges Schweigen, nämlich das der Klöster, das der Gräber, und beinahe möchte ich auch jenen englischen Klubb hieher rechnen, in welchem das Reden verboten war. Ein Engländer sagte einst: Das

Reden verdirbt die Unterhaltung. (To speak spoils the conversation.)

Ammian Marcellin berichtet, daß das Schweigen göttlich verehrt wurde. Die Egyptier nannten diese Gottheit Sigation, die Griechen Harpokrates, die Römer Angenora. Die Letztern hatten unter ihren Sklaven auch einen, den sie den Schweiger nannten (Silentiarium), ich weiß aber nicht, worin sein Amt bestand. Später bedeutete es so viel, als einen Kabinets-Sekretär des Kaisers. Karl der Große hatte einen Schweiger.

Alte Sitten.

Im Mittelalter durfte ein Großer keine Niederträchtigkeit begehen, ohne sich einen Volksgesang, Spottlied, Gassenhauer zuzuziehen. Das Volk verschonte sogar seine hohe Geistlichkeit nicht. Vor der Wahl Konrad's des Zweiten, zum Exempel, hatten die niederlothringischen Bischöfe ihrem Herzog Gozilo das Wort verpfändet, keinen Kaiser ohne seine Einwilligung zu erkennen; sie brachen aber dieses Wort, und das Volk geißelte sie gewaltig in seinen naiven Liedern. — Schmidt, in seiner Geschichte der Deutschen, wirft die Frage auf: Warum diese schöne Sitte abgekommen sei? Ob das Volk an den Anblick von vornehmen Schlechtigkeiten schon zu sehr gewöhnt worden? oder ob es selbst zu verdorben sei? (Zweiter Band, Seite 373.) Es ließe sich manches darauf antworten; da aber eben, bei

Peter Hammer in Kölln, die Epistel eines Nürnberger Buchhändlers aus den elysäischen Feldern im Druck erschienen, so verweise ich auf diese Broschüre, welche den eigentlichen Grund von dem Verschwinden dieser Sitte in möglichster Kürze darstellt.

Unser Adel meint, oder meinte wenigstens noch vor Kurzem, daß er den Bürgerstand necken und beleidigen dürfe, ohne zu einer Genugthuung nach den Gesetzen der Ehre, das heißt, zum Zweikampf, verpflichtet zu sein. Diese Grundsätze waren aber nicht von seinen Ahnen auf ihn verpflanzt. Als Herzog Otto von Baiern einer Verschwörung gegen des Kaisers Leben beschuldigt ward, verurtheilte ihn Heinrich IV. zum Reinigungs-Zweikampf mit einem Unadelichen, Namens Egino. Die Fürsten wandten auch nichts weiter dagegen ein, als daß dieser Egino, wegen Mord und Raub, übel berüchtigt sei (er besaß also wenigstens die damaligen a d e l i c h e n S i t t e n); und Otto von Baiern selbst sprach: Er wolle lieber mit einem verrufenen, ihm nicht ebenbürtigen Manne kämpfen, als jenen Verdacht auf sich ruhen lassen.

Eine gleiche Anklage wurde gegen Dietmar, den Bruder des Herzogs Bernhard von Sachsen, erhoben. Der Ankläger, Arnold, war Einer seiner Vasallen; dennoch verschmähte Dietmar keinesweges mit ihm zu kämpfen, und unterlag. Woher mag es denn also wohl kommen, daß unsere h e u t i g e n E d l e n sich so vorsichtig hinter ihre Stammtafeln verschanzen, wenn sie sich mit einem Bür-

gerlichen schlagen sollen? — Hat etwa der Muth ab- und der Hochmuth zugenommen?

Der Telegraph.

Ich meine nicht das feile Zeitungsblatt, welches diesen Titel führt, sondern jene wichtige neuere Erfindung, durch welche man unglaublich schnell aus den weitesten Entfernungen Nachrichten erhalten kann. Vermuthlich haben die Deutschen sich schon irgendwo diese Erfindung zugeeignet, wie sie zu thun pflegen (denn sie erfinden alles, und bringen nichts in Ausübung; sie gleichen den chinesischen Tauchervögeln, die mit Ringen um den Hals ausgesandt werden, um Fische zu fangen, die sie selbst nicht fressen dürfen, sondern blos von sich geben müssen). Die Franzosen haben vielleicht selbst den Erfinder jener Kunst vergessen, der mitten in Paris lebte, und, als er zum ersten Mal von einer solchen Geschwind-Post sprach, ausgelacht wurde. Er hieß Amontons, und war Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er machte sich anheischig, von Paris nach Rom in drei bis vier Stunden Nachrichten zu bringen. Man schüttelte den Kopf und meinte, es sei nicht recht richtig mit dem seinigen. Allein er bewies die Möglichkeit, indem er seine Erfindung auf einer Strecke von einigen Meilen wirklich ausführte. Er bediente sich dazu gerade derselben Mittel, die jetzt gebräuchlich sind. Man sah, lobte und vergaß es; denn die Menschen schienen zu glauben,

jede Erfindung, sei sie auch noch so reif, müsse eine Weile liegen wie die Winteräpfel, ehe sie genießbar werde. Uebrigens war dieser Amontons taub, und wollte nie ein Mittel dagegen brauchen, weil er meinte, ein Mensch, der alles höre, sei viel zu zerstreut, um die Wissenschaften zu kultiviren. Man könnte in unsern Tagen ihm noch manche andere Ursache angeben, aus welchen die Taubheit beneidenswerth ist. Wohl dem, der weder Kanonenschüsse noch Neuigkeiten vernimmt.

Da einmal von Erfindungen und von der menschlichen Thorheit, sie recht lange unbenutzt zu lassen, die Rede ist, kann ich nicht umhin, der Suppentafeln zu erwähnen, welche unser wackerer Chemiker Hermbstädt aus Knochen zubereitet, und welche er, wo ich nicht irre, für acht Groschen das Pfund liefern könnte. Er hat in seiner Agrikultur-Chemie bewiesen, daß der eigentlich nährende Stoff, sowohl des Fleisches als der Knochen, die Gallerte, in den Knochen fast zweimal so reichlich enthalten ist, als im Fleische. Er selbst gibt Winke, wie vortheilhaft diese Erfindung im Felde, bei ambulirenden Lazarethen und in belagerten Städten zu benutzen wäre. Mein Gott! warum gehen denn diese Winke in unsern kriegerischen Zeiten noch immer ganz verloren? Es ist noch gar nicht lange, als man bei dem Feldzug in Preußen die wichtigsten militärischen Coups würde ausgeführt haben, wenn man im Stande gewesen wäre, die Armeen beim Vorrücken nur auf einige Tage mit hinreichender Nahrung zu versorgen. Diese Fälle treten im Kriege sehr oft ein, wie jeder Offizier weiß. Wenn

man nun stets ein wandelndes Magazin von Knochensuppentafeln (die sich Jahre lang unverdorben erhalten) mit sich führte, wo in dem möglichst engen Raum die möglichst große Menge von nahrhaften Theilen enthalten ist; wenn man nur ein halbes Dutzend Wagen dazu bestimmte, was könnte man nicht alles ausrichten! Bei jeder wichtigen Expedition, wo es darauf ankäme, schnell vorzurücken, und folglich von den Magazinen sich zu entfernen, dürfte man nur jedem Soldaten in sein Tornister einige solche Suppentafeln stecken, und eine jede derselben würde ihn einen ganzen Tag reichlich ernähren.

Mein Gott! wie ist es möglich, einen so in die Augen springenden Vortheil zu übersehen! warum hat man nicht schon längst dem kunstreichen Hermbstädt aufgetragen, Millionen Suppentafeln zu verfertigen? Antwort: weil wir Deutsche sind. Ueber kurz oder lang wird eine andere Nation die herrliche Erfindung zu dem erwähnten Zweck benutzen, uns mit Hilfe derselben tüchtig auf das Haupt schlagen; und wir — nun, wir werden in allen Zeitungen beweisen, daß wir die Erfinder sind. Mit diesem Ruhm begnügen wir uns. Die Thierknochen werfen wir weg, und tragen sogar die Menschenknochen wohlfeil genug zu Markte.

Die philippinischen Inseln.

Die zahlreichen Liebhaber von Reisebeschreibungen machen es, wie die nicht minder zahlreichen Romanen-Leser,

sie greifen immer nur nach dem Neuesten, es möge das Bessere sein oder nicht. Unglücklicherweise ist es gewöhnlich das Schlechtere. Immerhin möchte die jetzt hinwelkende, abgestumpfte Generation ihre Weise befolgen, und lieber einen neuen Roman von Vulpius zum ersten Male, als Werther's Leiden oder Lorenz Stark zum zwanzigsten Male lesen; denn sie hat doch wenigstens, in bessern Zeiten unserer Literatur, das Gute genossen und sich dessen erfreut. Daß aber auch die indessen herangewachsene Generation ihre Lektüre nur nach der letzten Jahrzahl auf dem Titelblatte wählt, und die guten ältern Schriften entweder gar nicht, oder doch nur vom Hörensagen kennt; das ist bedauernswerth und beweist, daß die Literatur zu einem bloßen Modeartikel herabgesunken ist. Unter andern erscheinen jährlich eine große Menge neue, ungesalzene Reisebeschreibungen, aus denen man wenig lernt und noch weniger Unterhaltung schöpft, indessen vortreffliche, aber freilich schon im achtzehnten Jahrhundert unternommene Reisen ganz wieder vergessen würden, wenn nicht der wackere Zimmermann in seinem musterhaften Almanach jährlich einen Theil derselben in ein neues, anmuthiges Gewand kleidete. Allein es gibt deren viele, die gar keines neuen Gewandes bedürfen, und von ihrem ersten Interesse wenig oder nichts verloren haben. Die Titel derselben sollte ein sachkundiger Mann der Lesewelt bisweilen in Erinnerung bringen; ein solcher Katalog würde manchem vernünftigen Leser, dem zu einer guten Auswahl nichts fehlt, als

Bekanntschaft mit der älteren Literatur, sehr willkommen sein.

Zu diesen, von der jetzt blühenden Generation vergessenen, oder nicht gekannten Büchern gehört Le Gentil's Reise in den indischen Ocean, bei Gelegenheit des Durchgangs der Venus durch die Sonne 1761, auf Befehl des Königs unternommen. Der gelehrte Reisende kam in diesem Jahre zu spät, um jenen Durchgang zu beobachten, und blieb daher in Indien bis 1769, wo diese Erscheinung abermals die Astronomen beschäftigte. Den Zwischenraum von acht Jahren benutzte er zu den mannigfaltigsten Beobachtungen, die eben so unterhaltend als lehrreich sind. Es kostete ihm viele Mühe, in die Geheimnisse der Bramen einzudringen; denn diese Erben der Weisheit des Alterthums beantworten sehr ungern, und oft mit Verachtung, die Fragen der Europäer. Sie gleichen den egyptischen Priestern, von welchen Strabo redet; nur durch große Beharrlichkeit und demüthige Bitten erlangt man einigen Unterricht von ihnen, über den sie obendrein den dichten Schleier der Allegorie werfen. Sie wollen keine Schüler bilden, sie wollen keine Proselyten machen; das Glück ihrer Religion anzugehören, ist einzig an den Zufall geknüpft, unter ihnen geboren zu sein; keinem Fremdling wird vergönnt (wonach die Priester in Europa so eifrig trachten), sich zu ihnen zu bekehren. Sie verfolgen aber auch die Abtrünnigen nicht. Ein Indier, der seinen Glauben verläugnet, hat blos aufgehört, ein Mitglied seines Stammes der seiner Kaste zu sein.

Le Gentil hat bewiesen – wie schon Andere vor ihm — daß die Thaten Alexander des Großen in Indien von Quintus Curtius sehr übertrieben worden. Die Indier kennen diesen Helden noch, sind aber weit entfernt, ihn den Großen zu nennen, ein Titel, mit dem nur feige, aller Moral abgestorbene Völker freigebig sind. Alexander heißt bei ihnen der Welträuber, der aufgeblasene Jüngling. So erhalten sie das Andenken des übermüthigen Kriegers, der nicht einmal ihnen selbst, sondern nur ihren Voreltern so viel Böses zufügte, indessen andere Völker, im Augenblicke der fürchterlichsten Leiden, niederträchtig genug sind, die Urheber dieser Leiden unter die Sterne zu versetzen.

Im zweiten Bande beschreibt Le Gentil die philippinischen Inseln, deren genauere Kenntniß die dort herrschenden Spanier andern Nationen zu entziehen suchen; eine fast zahllose Inselgruppe, unter welchen etwa fünfzehn sich auszeichnen; die größte derselben Luçon, auf welcher Manilla, die Hauptstadt dieses ganzen Archipels, erbaut ist. Es wäre sogar eine unnütze Mühe, die sämmtlichen Inseln zu zählen, denn oft ist ihre Zahl morgen nicht mehr dieselbe, weil sie fürchterlichen Erdbeben unterworfen sind, welche die höchsten Berge verschlingen. Die Vulkane von Mindoro und Manilla donnern und speien fast unaufhörlich, und lassen neue Inseln aus Abgründen heraufsteigen. Zweimal im Jahr steht die Sonne hier im Scheitelpunkt, wodurch eine so ungeheure Menge von Dünsten sich erhe-

ben, daß die Luft sie nicht zu fassen vermag; sie stürzen herab, bilden Ströme, Bäche, Seen, überschwemmen das Land unaufhörlich. Es regnet das ganze Jahr, bald in Westen, bald in Osten der Philippinen; Stürme gesellen sich dazu, erregen die Wuth des Meeres, es wälzt sich herauf, die Straßen verschwinden, die Felder verwandeln sich in Seen, man reist dann nur zu Wasser. Hat dieses Schauspiel in Westen aufgehört, so fängt es in Osten wieder an. Sehr fruchtbar ist der Boden durch diesen ewigen Wechsel. Die Bäume werden oft zu gleicher Zeit durch Blüten und Früchte geschmückt. Tag und Nacht sind sich stets gleich; dadurch, und durch frische Winde, die Nachmittags um drei Uhr zu wehen anfangen, wird die Hitze gemildert. Man dünstet stark aus, doch ohne jene Ermattung, die man zum Beispiel in Spanien empfindet. Es friert auf den Philippinen nie, die Einwohner kennen weder Hagel, noch Schnee, noch Eis. Fremden ist im Alter das Klima dort zuträglicher als in der Jugend, vielleicht weil die Alten keine Ausschweifungen begehen. — Die Hauptnahrung ist Reiß; man trinkt Kokoswein. Das Zuckerrohr wächst vortrefflich. Die einzige europäische Frucht, welche hier gezogen wird, ist die Feige, aber sie ist selten, und die Bäume gehen bald aus. Hingegen gibt es Orangen und Citronen im Ueberfluß. Der Orangenbaum wird zwanzig bis dreißig Fuß hoch, und liefert herrliche Früchte. In Manilla speist man sie des Morgens nüchtern, hält sie aber Abends für schädlich, einem Sprichwort zufolge, welches also lautet: »Die

Orange ist Gold am Morgen, Silber am Mittag, Abends Blei.»

Viele europäische Krankheiten sind auf den Philippinen unbekannt, hingegen ist man auch in der Arzneikunst völlig unwissend. — Gold und schönen weißen Marmor findet man überall. Den letztern hatte man zwei hundert Jahre lang nicht geachtet oder nicht gekannt. Die Gebirge, welche ihn enthalten, sind auch noch gar nicht angetastet; nur die durch Erdbeben abgerissenen Felsenstücke hat man benutzt, und sie reichten hin, um zwei Kirchen zu erbauen. Dann wurde der schöne Marmor wieder vergessen, und wenn Jemand dessen bedurfte, so ließ er ihn aus China kommen (!) denn Niemand hat Sinn für Industrie oder Kunst; die Einwohner sind mit weiter nichts beschäftigt, als dem despotischen Gouverneur den Hof zu machen, ihre Rosenkränze abzubeten, und jede Berührung mit der Inquisition zu vermeiden.

Fische gibt es natürlich im Ueberfluß, auch gewaltig große Austern, die aber nicht gegessen werden. In Paris, in der Kirche St. Sulpice, dient eine ungeheure Austerschale zum Becken für das Weihwasser; Le Gentil versichert, er habe eine noch größere gesehen.

Die Indianer auf den Philippinen haben in ihrer Sprache nur drei Selbstlauter, und nur dreizehn Mitlauter, aber diese ersetzen ihnen alle die unsrigen auf eine sinnreiche Weise. Der Buchstabe allein zum Exempel klingt wie a; cm heißt also cama (ein Bett); setzt man aber einen Punkt über das c, so heißt es kema; oder darun-

ter, so heißt es como u. s. w. Es mangelt ihnen auch unsere Zeit-Eintheilung. Der Lauf der Sonne, das Hahnengeschrei, die Zeit, wo die Henne ihre Eier legt und dergleichen mehr bezeichnen ihre Stunden; längere Zeiträume berechnen sie nach dem Monde, oder nach denen durch die Jahreszeit hervorgebrachten Veränderungen. So sagt man zum Beispiel im gemeinen Leben: »in so viel Monden, oder Ernten, oder wenn dieser oder jener Baum so und so oft Früchte getragen.»

Ein Jüngling, der ein Mädchen heirathen will, muß der Mutter für die Erziehung ihrer Tochter, und der Amme für das Säugen derselben eine gewisse Summe bezahlen. Kann er das Geld nicht auftreiben, so wird er Knecht in dem Hause seiner Geliebten, und darf dann ohne Umstände bei ihr schlafen. — Kinder mit einer Sklavin erzeugt, werden schon durch ihre Geburt frei. Le Gentil rühmt mit Recht diese Gewohnheit, und klagt, daß es auf den französischen Inseln anders sei, wo er selbst mit Schaudern gesehen habe, daß Väter ihre eigenen Kinder mit sammt den Müttern verkauften.

Eine der philippinischen Inseln, Jolo, ist nicht allein wegen ihrer, von den Holländern fleißig benutzten Perlenfischerei merkwürdig, sondern theilt auch mit Preußen den Vorzug, daß die Wellen viel Bernstein an deren Küste spülen. Die Eingebornen achteten dessen nicht, (gerade wie vormals in Preußen). Die Fischer machten sich Fackeln daraus, wenn sie bei Nacht fischen wollten.

Die Stadt Manilla hat eine sehr reizende, aber sehr

gefährliche Lage, zwischen einer grundlosen, durch Erdbeben entstandenen Lagune und einer großen Bai, welche offenbar nach und nach durch das Meer ausgewaschen worden. Wahrscheinlich steht Manilla das Schicksal bevor, einst von den Wellen verschlungen zu werden. Ein Drittheil der nicht großen Stadt wird von Mönchen bewohnt, fast ein zweites Drittel ist öde und wüst; das dritte prangt mit gewaltig großen Häusern, in deren jedem ein paar Personen oder eine einzige Familie wohnen. Die Bevölkerung von Manilla beläuft sich nur auf sieben- bis achthundert Einwohner. Die ganze Insel (Luçon), so wie die übrigen Philippinen, werden blos auf Unkosten Spaniens erhalten, und wenn es wahr ist, daß die Zahl der Kirchen auf mehr als siebenhundert steigt, welche sämmtlich von spanischen Geistlichen verwaltet werden, so muß wohl die Kolonie dem Mutterstaate sehr zur Last fallen, sowohl durch das stete Auswandern seiner Unterthanen, als durch die Kosten dieser Auswanderung.

Die Wissenschaften befinden sich dort in der Kindheit. Wer ein wenig Latein weiß, ist ein Gelehrter. Alle Vorurtheile und Schulfuchsereien scheinen aus Europa nach Manilla geflüchtet zu sein. Die Physik liegt in der Wiege. Kaum kennt man die Elektricität, welche der heiligen Inquisition einen solchen Schrecken einjagte, daß sie alle Experimente streng verbot. — Hingegen herrscht eine große Sittenverderbniß, der Umgang mit Weibern ist sehr frei. Ein Mädchen von achtzehn oder zwanzig Jahren darf, ohne Einwilligung ihrer Eltern, Herz und Hand verschenken.

Wenn sich die Eltern widersetzen, so klagt sie es nur dem Erzbischof, der sie ohne Umstände aus dem väterlichen Hause holt, und ihrem Liebhaber abliefert.

Die spanischen Gastmähler in Manilla hat Le Gentil sehr unschmackhaft gefunden. Am Ende derselben wird jederzeit ein Teller mit Eingemachtem herum präsentirt, auf welchem eine einzige Gabel liegt. Die Frau vom Hause nimmt zuerst ein wenig und dann jeder Gast, immer mit derselben Gabel, die auf diese Weise aus einem Munde in den andern geht. Hierauf muß noch ein großer Becher voll Wasser ausgetrunken werden. Dann nehmen die Bedienten das Tischtuch weg, beten laut das Gratias, bringen Zahnstocher und zuletzt Tabakspfeifen. — Die Sieste wird in Manilla so allgemein gehalten, daß auch sogar die Wache am Stadtthor um diese Zeit schläft. — Man treibt viel Unfug mit der Musik. Le Gentil sagt: Die Musik klingt dort, als ob ein Haufen Besoffener aus einer Schenke käme. Die englischen Tänze sind sehr beliebt, und sogar in der Kirche wird jede Messe mit einem englischen Tanze geschlossen. — Die Hahnengefechte sind der angenehmste Zeitvertreib für die Indianer, jeder hält einen Kampfhahn. Ehe er ihn los läßt, bewaffnet er ihn am rechten Fuße mit einer kleinen Lanzette; oft bleiben beide Hähne auf dem Platze. Viele Menschen in Manilla ernähren sich blos davon, diese kleinen Dolche oder Lanzetten zu schärfen, und haben immer vollauf zu thun.

Wenn einem Indianer, besonders einem Mestizen, ein Kind stirbt, so werden große Freudenbezeugungen veran-

staltet. Man putzt das todte Kind so schön als möglich, man bedeckt es mit Blumen. Dann wird getanzt, in demselben Zimmer, in welchem die Leiche liegt; Menuets, Contratänze und Fandangos wechseln, und wenn die Tänzer ermüdet sind, so muß wenigstens die Musik immer fort ertönen. Endlich wird das Kind, von Violinen begleitet, in die Kirche getragen.

Diese kurzen Auszüge mögen hinreichen, Le Gentil's Reise den Liebhabern von Reisebeschreibungen wieder in's Gedächtniß zu bringen. Ich weiß nicht, ob eine gute Uebersetzung davon vorhanden, oder vielleicht vergriffen ist; in diesem Falle würde eine neue Auflage vermuthlich willkommen sein.

Historische Anekdoten aus der Geschichte von Lothringen.

(Vom Abbé Beron.)

Die Stadt Metz und das Herzogthum Bar führten lange Krieg mit Lothringen, wenn man anders ein unaufhörliches Rauben und Plündern Krieg nennen darf. (Warum nicht?) Im Jahre 1371 tanzten die Damen von Metz auf freiem Felde, und wurden plötzlich von den Leuten eines Herrn von Pierrefort entführt. Aber ihre Männer und Liebhaber setzten nach, ereilten die Räuber, legten ihnen Stricke um den Hals, und nahmen ihnen die schöne Beute wieder ab. — Dies abscheuliche Faustrecht war aber

nicht die einzige Geißel, unter welcher Lothringen seufzte. Ansteckende Krämpfe verbreiteten sich. Man wurde plötzlich von einer Tanz- und Singewuth ergriffen, man tanzte und sang bis man ohnmächtig niederstürzte. Der Priester tanzte, der Richter sang auf dem Richterstuhle. Der Philosoph tanzte ein Ergo, der Arzt sang ein Recept. In allen Straßen wurde getanzt und gesungen. Exorcismen halfen nichts, Wallfahrten nur wenig. Aber wenn man die Leute mit Füßen trat, und sie mit starken Binden um den Nabel brav zusammen schnürte, das half. — In dem Kriege René's von Anjou mit Alphons von Aragonien, um das Königreich Neapel, zeichnete sich ein neapolitanischer Edelmann, Namens Auriglia, außerordentlich durch Tapferkeit aus. Er drang sogar verwegen bis in das aragonische Lager. Alphons, ihn bewundernd, verbot nach ihm zu schießen, sondern ihn blos mit Lanze und Degen anzugreifen, »denn,« sagte er, »es ist nicht rechtlich, daß ein so braver Mann durch einen aus der Ferne gethanen Schuß umkommen soll, ohne sich vertheidigen zu können.« (Wie sehr haben sich die Begriffe von Rechtlichkeit im Kriege verändert!) — Eine junge Prinzessin, Renée de Bourbon, vermählte sich mit dem Herzog von Lothringen im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Ehe sie ihren Einzug in Nancy hielt, bewillkommten sie die Bauern des Dorfes Larou, wo sie durch mußte, mit einem ländlichen Feste, welches ihr so wohl gefiel, daß sie diese Bauern dafür von einer höchst wunderlichen Servitut befreite. Es befand sich nämlich ein großer Morast

dicht vor dem Schlosse. Diesen mußten die armen Leute, so oft ein Fürst seine Vermählung feierte, die ganze Hochzeit-Nacht hindurch peitschen, damit die Frösche nicht quackten. Dasselbe waren die Einwohner eines andern Dorfes, Montureux, genöthigt, für ihren Abt zu thun, wenn er schlafen wollte. Sie sangen dabei: pâ, pâ, renotte, pâ (paix grenouille) vecy Mr. l'Abbé que dieu gâ (garde). — Hordal, Professor der Rechte, stammte von dem dritten Bruder der Jungfrau von Orleans ab, deren Geschichte er geschrieben, und sie besonders mit großer Gelehrsamkeit gegen den Vorwurf vertheidigt hat, daß sie, göttlichen und weltlichen Gesetzen zuwider, Manns-Kleider getragen.

Unter den berühmten Lothringern findet sich auch ein berüchtigter Nicolas Remy, Kriminalrichter, der ein Buch hinterlassen, in welchem er von sich selbst rühmt, daß er in sechzehn Jahren acht hundert Zauberer und Hexen zum Tode verurtheilt, obgleich eben so viele entflohen wären, oder auf der Tortur nichts gestanden hätten. Während man einen Vater verbrannte, wurden dessen Kinder nackend um den Scheiterhaufen gegeißelt. Herr Nicolas Remy bedauert noch obendrein, daß er, um mehrerer Sicherheit willen, nicht auch alle diese Kinder umbringen lassen. Das, meint er, wäre gar nicht grausam gewesen, denn die Athenienser hätten einen Knaben hingerichtet, weil er seinem Sperling die Augen ausgestochen, und vierzig Kinder wären von zwei Bären zerrissen worden, weil sie sich über den Kahl-

kopf des Propheten Elisa lustig gemacht. Er schließt sein Buch auf folgende Weise, die des Ganzen würdig ist:

„Diejenigen, welche glauben, daß man, bei dieser Gattung von Verbrechen, Mitleiden wegen Alters, Geschlechts, Dummheit oder Verführung haben müsse, sind Narren, die ich verfluche! Ich, der ich durch lange Uebung sehr gut gelernt habe, dergleichen zu beurtheilen, ich sage — und meine Meinung ist das reine Licht der Wahrheit — daß, nach alten Rechten, man die Zauberer erst auf der Tortur zerfleischen und dann in's Feuer werfen muß." — Als Gewährsmänner dieser seiner vortrefflichen Meinung citirt er den Cassiodorus und den Pythagoras. — Wir schaudern bei dem Anblick eines solchen Ungeheuers! und doch — wenn man bedenkt, daß seine Verbrechen mehr noch die seines Zeitalters waren — daß die Zeitgenossen seine unsinnige Strenge sahen, duldeten, vermuthlich hoch priesen — — o arme Menschheit!

Geschwind werfen wir die Augen auf ein sanftes, liebliches Gemälde, auf einfache Menschen, die sich anspruchslos ganz dem Wohl ihrer Brüder gewidmet haben. In dem Thale von Valdajot, an Lothringens Grenzen, lebt eine Familie, die bereits durch sechs Generationen hindurch das angeerbte Talent besitzt, alle Brüche und Verrenkungen, trotz dem besten Wundarzt, zu heilen. Sie treibt diese Kunst mit so außerordentlichem Erfolg, daß man bisweilen geglaubt hat, es sei eine übernatürliche Gabe. Dabei sind diese Leute — ihr ehrenvoller Name ist Fleuriot — so gut, so liebreich, so gänzlich frei von Eigen-

nutz, daß sie nie mehr begehren, als ihre ländliche Genügsamkeit bedarf. Der Herzog Leopold wollte sie in den Adelstand erheben. Die Aeltesten der Familie versammelten sich, kamen überein, daß diese Auszeichnung ihr Glück stören würde, und schlugen bescheiden den Adel aus. (Ach! sie besaßen ihn ja längst.)

Bei einer andern Gelegenheit wollte man sie von allen Steuern und Abgaben befreien. Auch das verbaten sie sich, sprechend: sie wollten ihren Mitbürgern nicht zur Last fallen.

Der Graf von Tressan erzählt folgendes von dieser interessanten Familie: »Ich war sehr einfach gekleidet und hatte nur einen einzigen Bedienten mit mir, galt also für einen Reisenden, den der Zufall hieher geführt. Alles erbaute und rührte mich beim Eintritt in das erste ihrer Häuser. Gern möchte ich die Reinlichkeit, die Ordnung, die da herrschten, und die Biederkeit der Bewohner beschreiben. Ich wurde mit der freundlichsten Gastfreiheit aufgenommen. Mein Zweck war, zu erfahren, wie weit die Geschicktesten unter ihnen es in einer so schweren Kunst gebracht. Ich fragte nach ihren Büchern; sie sagten, ihre Bibliothek werde in einem andern Hause, bei einem der Aeltesten von der Familie aufbewahrt. Ich ließ mich dahin führen. Ein ehrwürdiger Greis trat mir entgegen, der, unter einem bäuerischen Aeußern, die feinsten Sitten verbarg. Es wurde mir leicht, mit ihm in's Gespräch zu kommen. Ich fragte ihn: welche Grundsätze seiner Kunst er studirt habe?«

»Gute Bücher,« antwortete er, »Natur und Erfahrung

waren die Lehrer meiner Väter; andere habe auch ich nicht gehabt, und andere werden auch meine Kinder nicht haben.»

»Er öffnete hierauf ein großes, einfach verziertes, aber mit Schätzen angefülltes Zimmer. Ich fand daselbst die besten, älteren und neueren Schriften: weibliche und männliche Skelette von vier oder fünf verschiedenen Altern; zerlegte Skelette, um sie zur Uebung wieder zusammen zu setzen; künstliche Puppen, die eine vollständige Knochenlehre lieferten u. s. w.

»Hier,» sagte der Alte, »lernen wir die Leiden unserer Brüder mildern. Hier lehren wir unsere Kinder lesen und verstehen, was sie lesen. Diejenigen unter ihnen, welche Anlagen dazu haben, kennen schon vor dem zehnten Jahre alle Knochen und Muskeln, wissen jedes Stück zu zerlegen und wieder zusammen zu fügen. Hier sehen Sie einen großen Schrank, der alle Gattungen von Bandagen in sich faßt; jede derselben ist mit einer Aufschrift bezeichnet, welche den Nutzen, den sie gewährt, enthält. Sehr zeitig müssen unsere Kinder die Praxis mit der Theorie verbinden. Unsere Ziegen und Hunde sind oft das Opfer davon. Wir verstümmeln sie, um sie wieder zu heilen. Da sehen Sie unser ganzes Geheimniß. Gott segnet unsere Bemühungen!»

»Ich kann nicht mit Worten ausdrücken,» fährt der Graf von Tressan fort, »wie sehr ich gerührt war.» Ich umarmte den Greis, gab mich zu erkennen, und wünschte, ihm oder seiner Familie nützlich zu werden. Er streckte die Hand gegen die Wohnungen, Felder und Gärten aus.

»Was Sie da sehen, reicht hin für unsere Bedürfnisse. Der Himmel gab uns Genügsamkeit. Wir behalten noch etwas übrig, um Unglücklichen beizustehen. Aller Ueberfluß wäre uns unnütz und vielleicht schädlich. Doch da Sie, mein Herr, das Glück haben, unserm guten König (Stanislaus) nahe zu stehen, so sagen Sie ihm, daß die Familie Fleuriot herzlich für ihn betet, und nie aufhören wird, nach ihren Kräften Nutzen zu stiften, damit sie verdiene, unter die glücklichen Unterthanen des wohlthätigsten Königs gezählt zu werden.»

Der Graf von Tressan entfernte sich mit Thränen in den Augen. — Ob diese Familie noch jetzt existirt? — der Himmel gebe es! denn nie gab es so viele Brüche und Verrenkungen als in unsern Tagen.

Anekdoten aus der Geschichte aller Richterstühle.

Der Verfasser dieser Geschichte (in sechs Bänden) ist Des Essarts. Er hat sein Werk durch eine große Menge interessanter Anekdoten aufgestutzt. Daß sie alle wahr seien, möchte ich nicht verbürgen. So erzählt er unter andern vom Czaar Iwan Wasilowitsch (den er Bosilowitsch nennt), er habe, so oft er erfahren, daß ein Richter das Volk bedrücke, diesen Pflichtvergessenen auf den Schultern von vier Henkersknechten durch alle Straßen tragen lassen, ein fünfter sei vorausgegangen mit einer großen Peitsche

klatschend. Wenn nun der Zug auf dem Schlosse angekommen, so habe der Czaar den Verbrecher gewarnt, er möge durch das Knallen der Peitsche sich erinnern lassen, welche Züchtigung ihm bevorstehe, wenn er sich nicht bessere.

Folgende lustige Anekdote erzählt er von einem Spanier: Bertrand Solas putzte sich den ganzen Tag, und meinte, wenn er ausging, alle Leute, die ihm begegneten, müßten stehen bleiben, um ihn zu bewundern. Einst stieß er auf einen Lastträger, der ein gewaltiges Bündel Reisholz auf dem Kopfe trug, und zu wiederholten Malen sein Vorgesehen! oder Aufgeschaut! mit lauter Stimme schrie. Der Elegant kehrte sich aber nicht daran, und so geschah es, daß ein dürrer Ast ihm im Vorbeistreifen seinen seidenen Mantel zerriß. Wüthend lief er zum Vicekönig und klagte. Der Vicekönig ließ den Lastträger rufen, und ihm zuvor heimlich die Anweisung ertheilen, daß er sich stumm stellen solle. Der Kerl gehorchte, und antwortete auf alle Fragen und Vorwürfe nicht eine Silbe. »Was ist zu thun?« sagte der Vicekönig zu dem Kläger, »der Beklagte ist stumm.«

»Es ist nicht wahr!« erwiederte Solas, »er stellt sich nur so. Als ich ihm begegnete, hat er ein Mal über das andere geschrien: Vorgesehen!« — »Nun, warum sahst du dich denn nicht vor?« erwiederte der Vicekönig trocken, und wandte dem beschämten Kläger den Rücken.

Die interessanteste Geschichte (im sechsten Bande) ist die einer weiblichen Furie. Marie Katharine Taperet wurde

zu Paris 1728 von geringen Eltern, in Armuth geboren, von einer Großmutter anständig erzogen. Sie war sehr hübsch und fand bald Anbeter. Ein Baumeister, Namens Lescombat, heirathete sie. Das junge Paar wohnte in der ersten Zeit bei der Großmutter, aber diese Tugendwächterin war der muntern Frau lästig, sie überredete ihren Mann, der sie anbetete, eine eigene Wohnung zu miethen, wo sie anfangs in guten Gesellschaften zugelassen wurde, allein bald sich selber durch eine ausschweifende Lebensart daraus verbannte. Der Mann wußte von dem allen nichts. Auf ihr Zureden nahm er sogar mehrere junge Leute als Pensionärs in's Haus, aus welchen Madame sich einen lustigen Hofstaat bildete.

Vor allen begünstigte sie einen gewissen Mongeot, und zwar so auffallend, daß ihr Mann endlich aus seinem Traume erwachte, ihr heftige Vorwürfe machte, und Mongeot aus dem Hause jagte. Von diesem Augenblicke an schwur sie das Verderben ihres Tirannen, wie sie Lescombat nannte. Durch Thränen und Schmeicheleien wußte sie ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, und mit Mongeot auszusöhnen. Kaum sah sie sich wieder in den Armen ihres Buhlers, als sie die teuflischsten Künste anwandte, diesen zu überreden, daß er ihren leichtgläubigen Gatten ermorden solle. Folgender Brief ist ein Spiegel ihrer schwarzen Seele:

„Erinnere dich deines Wortes, deines Schwures," schrieb sie an Mongeot, »mich von meinem Tirannen zu

befreien. Dir übergeb' ich meine Rache. Himmel! wie lechze ich nach dem Augenblick der Freiheit! — Nimm deine Zeit wohl, denke, daß dein Leben und das meinige auf dem Spiele stehen. Sieh, meine Wuth geht so weit, daß, wenn du nicht Muth genug hast, die That zu vollbringen, ich selbst durch andere Mittel mir Ruhe schaffen werde. Ja, ich bin wüthend! die Hölle ist in meinem Herzen! nichts ist mir heilig! — Ha! wenn du das Herz einer beleidigten Frau kenntest, du würdest meinen Auftrag schnell vollziehen. Mit welchem Entzücken werde ich den Tod meines Mannes vernehmen! mit welchem Entzücken seinen Mörder empfangen! Nie wirst du mir so liebenswürdig vorgekommen sein. — Aber ach! Du bist furchtsam, feige, du zitterst für dein Leben, du hast mich nie geliebt. — O warum mußte ich dich kennen lernen! Ich lebte in Unschuld, du hast mich verführt. Hätte ich einem Andern mich ergeben, ich wäre längst schon Witwe.»

»Du glaubst mich abzuschrecken durch das Bild eines qualvollen schimpflichen Todes durch Henkers Hand? Du schilderst mir die Schrecknisse der letzten Stunden eines Mörders? Du willst, ich soll mich auf den Richtplatz versetzen, dort um meinetwillen dein Blut fließen sehen? Du bedrohst mich mit gleicher Todesart? Du gestehest, du werdest nicht den Muth haben, der Tortur zu widerstehen, sondern mich als deine Mitschuldige anklagen? — Immerhin! Darauf sollst du es wagen. Kümmere dich nicht um mein Leben, es ist mir verhaßt, so lange mein Mann athmet. Ich opfere es gern, wenn nur meine Rache gesättiget

wird. Ist dir das genug? Geh' nun hin, Elender, geh' auf der Stelle, mich anzugeben. — Doch erfüllst du mein Verlangen, sehe ich dich triefend von dem Blute meines Gatten, dann erwarte alles von mir; nie hat ein Weib denn so geliebt; du wirst ewig der Gott meines Herzens sein!»

»Wohlan,» antwortete Mongeot, »ich will dir beweisen, daß ich dich anbete, und daß ich dir mein Leben opfern kann. Was auch daraus erfolgen möge, dein Mann soll sterben von meiner Hand. Aber — sei großmüthig, verwillige mir Eine Bedingung: laß mich, als ein Mann von Ehre, ihn zum Zweikampf fordern, nicht Meuchlings ihn ermorden. Ich hoffe, ihn leicht zu überwinden. So erfülle ich deinen Wunsch und werde doch kein Meuchelmörder. Habe nur noch acht Tage Geduld, ich will ihm schon zu rechter Zeit, am rechten Ort auflauern.»

»Möchte von allem, was ich dir prophezeit, nichts eintreffen! — Sind wir verloren, so werde ich dein Leben zu retten suchen, und nicht das meinige.»

Diese Antwort befriedigte die Furie nicht. Sie schrieb einen zweiten Brief, in welchem sie drohte, sich mit ihrem Manne auszusöhnen, und ihm alles zu bekennen. Sie überhäufte Mongeot mit Vorwürfen und Zärtlichkeiten; sie brach auf ewig mit ihm und schwur ihm zugleich ewige Liebe; kurz, sie erschöpfte alle Künste eines satanischen Weibes, um auch den letzten Gewissensfunken in ihrem verblendeten Liebhaber zu ersticken. Es gelang ihr. Mon-

geot lud seinen Lehrer zu einem Spazirgang im Garten von Luxemburg ein; der wackere Lescombat folgte ohne Argwohn; er war aufgeräumt und gesprächig. Gegen Abend schlug Mongeot vor, bei dem Schweizer zu speisen. Es geschah. Sie zechten und blieben bis eilf Uhr bei Tische.

Als sie den Restaurateur verlassen hatten, und kaum einige hundert Schritte entfernt waren, trat Lescombat bei Seite, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Diesen Augenblick ergriff der halbtrunkene Mongeot, ihm den Degen durch den Leib zu stoßen. Er sank nieder und badete sich in seinem Blute. Der Mörder floh und warf fliehend eine Pistole neben den Leichnam. Er stieß auf die Scharwächter, denen er sagte, er habe so eben einen Menschen umgebracht, der ihm eine Pistole auf die Brust gesetzt. Man nahm ihn in Verhaft, suchte und fand Lescombat's Leiche. Mongeot blieb bei seiner Aussage. Behauptend, der Mann habe ihn aus ungerechter Eifersucht umbringen wollen. Darauf wurde auch die Frau verhaftet, da aber der Mörder sie gänzlich frei sprach, so ließ man sie gehen, unter der Bedingung, daß sie jederzeit auf Verlangen sich stellen solle. Statt ihre Freiheit zu nutzen und zu entweichen, besuchte sie den Mörder ihres Gatten täglich im Gefängniß, aß und schlief bei ihm.

Er wurde in die Conciergerie gebracht, und durfte keine Besuche mehr von seiner Geliebten empfangen. Die Elende tröstete sich indessen in den Armen eines andern über diese Trennung. Mongeot erfuhr es, wüthete und wankte nunmehr in seiner Aussage, doch ohne sie geradezu

für seine Mitschuldige zu erklären. Hierauf nahm man sie zum zweiten Mal in Verhaft. Mongeot schien seines Lebens überdrüssig, und läugnete sein Verbrechen nicht länger. Man verurtheilte ihn zum Tode. Kurz vor der Hinrichtung begehrte er, Madame Lescombat in Gegenwart des Kriminal-Richters zu sprechen. Das schändliche Weib hatte die Kühnheit sehr geputzt zu erscheinen, und gleichsam seine Qualen zu verhöhnen. Da riß der letzte Faden seiner unseligen Leidenschaft, und er erklärte dem Richter, daß er zu dem Morde blos durch sie verleitet worden. Dann ging er und wurde lebendig gerädert.

Als die Lescombat verhört wurde, sagte sie trotzig: »Mongeot war ein Unglücklicher, der mich lange geliebt hat, und für den ich sogar einige Freundschaft empfand; doch seine letzte Aussage beweist nichts gegen mich, denn er war seiner nicht mehr mächtig.« Dann ersuchte sie um ein leidlicheres Gefängniß, weil sie seit vier oder fünf Monaten schwanger sei. Man ließ sie untersuchen. Die Vorgabe befand sich wahr. Man verschob ihren Prozeß bis zu der Niederkunft und trug Sorge für sie. Sie gebar einen Knaben. Sechs Wochen nachher verurtheilte man sie zum Strange und vorher zur Folter. Sie erklärte sich abermals schwanger. Man bewilligte ihr einen Aufschub von vier ein halb Monat und ließ sie streng bewachen. Doch war es Jedermann vergönnt, sie im Gefängniß zu sehen. Ein Augenzeuge, der von dieser Erlaubniß oft Gebrauch machte, schildert sie als ein schönes Weib von üppigem Wuchs, mit großen schwarzen Augen, einem blendend weißen

Busen, den schönsten Armen und Händen. Mit diesen körperlichen Reizen verband sie eine aus Romanen geschöpfte Bildung, und wußte lebhaft zu unterhalten. Noch im Gefängniß las sie fleißig Romane, und schien die Annäherung ihrer letzten Augenblicke gleichgiltig zu erwarten. Er kam endlich; keine Ausflucht blieb ihr übrig. Sie wurde auf dem Greve-Platz gehangen, und soll, schon unter Henkers Händen, noch eine zweideutige Reue geäußert haben.

Gedanken und Beobachtungen, bisweilen Paradoxen.

Worauf gründet sich die ganze Philosophie? — auf Neubegier und schlechte Augen; denn wenn wir bessere Augen hätten, so würden wir, zum Beispiel, wohl sehen, ob die Fixsterne Sonnen sind oder nicht; und wenn wir nicht so neugierig wären, so würden wir uns gar nicht darum bekümmern, welches denn auf eins herauskäme. Aber man will mehr sehen als man sieht; das ist schwer. Wenn wir doch wenigstens das, was wir sehen, richtig sähen! aber auch das ist selten der Fall. Daher kommt es, daß die Herren Philosophen ihr Leben damit zubringen, das nicht zu glauben, was sie sehen, und das zu errathen, was sie nicht sehen. Sie sind gleichsam fremde Maschinisten, die in Berlin in die Oper gehen. Die übrigen Zuschauer betrachten die Dekorationen, das Flugwerk u. s. w. mit Vergnügen, und bekümmern sich den Henker

darum wie es eigentlich damit zugeht; allein der fremde Maschinist kauert in einem Winkel und zerbricht sich den Kopf über irgend eine Wirkung der Mechanik, die er nicht begreift. Der Philosoph ist freilich noch schlimmer daran, denn er sieht in der Natur die Stricke nicht, welche die Maschinen in Bewegung setzen, und welche auf dem Berliner Theater wohl bisweilen zu sehen sind.

Die eigentliche Philosophie könnte den Menschen sehr nützlich werden, wenn man sich ihrer bediente, um Leidenschaften zu zügeln oder zu ordnen; allein dann wäre sie zugleich beschwerlich, darum hat man sie in den Himmel verbannt, um Planeten zu ordnen, oder man läßt sie auf der Erde herumschweifen, um von der Ceder bis zum Ysop alles zu zergliedern, nur nicht das menschliche Herz. Mich deucht hingegen, es komme nicht darauf an, die Leidenschaften zu definiren, sondern sie zu bekämpfen. Gleichwie ein armer Kranker seinen Krebsschaden jedem zeigt, eines jeden Rath verlangt und hört, doch zu einem derben Schnitt sich nicht entschließen kann, so machen es die Menschen mit ihren Leidenschaften. Sie bezahlen dafür, daß man ihnen Moral predigt, so wie die Großen bisweilen Bibliotheken kaufen, um sie nicht zu lesen.

Man hat auch wohl Recht, den schönen Worten eines Philosophen nicht immer zu trauen; denn wenn gleich hie und da einige Wahrheiten entdeckt werden, so sind sie doch entweder von geringer Bedeutung (wie die in Herkulanum gefundenen und in Portici aufgerollten Bücher), oder die

Entdecker wissen selber nichts davon. Die Philosophie gleicht darin einer Gattung des Blindekuhspiels, wo es nicht genug ist, einen zu erhaschen, sondern wo man ihn auch bei Namen nennen, und, wenn man irrt, auf's neue herum tappen muß. So geht es mit der Wahrheit. Es gibt wohl Philosophen, die, mit fest verbundenen Augen, sie bisweilen erhaschen, aber sie können selten behaupten, daß sie es wirklich ist, und augenblicklich entschlüpft sie wieder. — —

Die Menschen sind, in ihren Geistesanlagen, verschieden wie die Uhren. Es gibt grob gearbeitete Uhren, die dennoch die Stunden anzeigen, aber nur die feineren Werke eines Künstlers zeigen die Minuten.

Man hat oft darüber gestritten, ob wir angeborne Ideen besitzen? oder ob sie uns alle durch die Sinne zugeführt werden? Das letztere meinten die Alten, und ich meine es auch. Selbst die Idee des Unendlichen ist doch nur vom Endlichen abstrahirt, dessen Schranken man wegnimmt. Allein so bald das geschehen ist, kann man es nicht mehr umfassen, nicht mehr begreifen; man raisonnirt nur noch über die Voraussetzung, daß es keine Grenzen mehr habe.

Unbezweifelte Wahrheiten, die keines Beweises bedürfen, will man uns für angeborne Ideen geben, zum Exempel die: das Ganze ist größer als ein Theil desselben. Wenn, sagt man, diese Wahrheit ein Erfahrungssatz wäre, so würde man sie beweisen müssen, wie alle Erfahrungssätze; man würde jedes Ganze betrachten,

und untersuchen müssen, ob es wirklich größer sei, als jeder Theil desselben; so wie man, um zu behaupten: alle Menschen sind sterblich, erst sehr viele Menschen müßte sterben sehen. Aber ich meine, jene Wahrheit ist eben so wohl ein Erfahrungssatz wie diese. Wenn ich eine Hand sehe, die größer ist als der Daumen, so ist es mir unmöglich, eine Vorstellung von irgend einem Ganzen zu fassen, das nicht größer wäre, als ein Theil desselben; hingegen wenn ich einen Menschen sterben sehe, so begreife ich darum noch nicht, daß sie alle sterben müssen, und ich kann mir recht gut denken, daß es auch wohl eine Zusammensetzung der menschlichen Maschine geben könne, die der Auflösung nicht unterworfen wäre. Folglich ist der ganze Unterschied, daß ich, bei dem ersten Beispiel, blos einer einzigen, bei dem letztern hingegen wiederholter Erfahrung bedurfte. — —

Metaphysische Ideen gleichen, für die meisten Menschen, der Flamme des Weingeistes, die zu fein ist, um Holz anzuzünden. — —

Taube und Stumme besitzen einen lebhaftern Geist als redende Menschen, weil sie keinen Begriff von Worten haben. Die Worte erleichtern zwar dem Geiste die Mühe, aber hemmen und erkälten auch seine Thätigkeit, die am größten ist, wenn sie durch Dinge und nicht durch Worte in Bewegung gesetzt wird. Darum bedarf ein Maler eines lebhaftern Geistes als ein Philosoph, denn seine Ideen bezeichnen Dinge, die des Philosophen oft nur Worte. — —

Im Ganzen denken wohl wenige Menschen. Ihr Geschlecht ist mit dem Körper eines unter ihnen zu vergleichen, dessen Gehirn denkt, so klein der Raum auch ist, den es einnimmt, indessen die übrigen Glieder, trotz ihrer bei weitem größern Maße, blos mechanisch sich bewegen. Es war auch gar nicht die Absicht der Natur, daß der Mensch viel denken, oder seine Denkkraft sehr verfeinern sollte, das beweist die Hinfälligkeit des Körpers, die sie mit diesem Luxus des Geistes verbunden hat.

Wer viel denkt, ist selten ganz gesund. Die Natur wollte, wir sollten leben, und leben heißt: nicht wissen was man thut. Denn so bald wir recht eigentlich zu wissen glauben was wir thun, so haben wir Steine in unsern Lebensbach gelegt, er murmelt nun zwar, fließt aber nicht mehr sanft dahin, wie zuvor. — —

Nur durch die Vernunft entdecken wir das Unbekannte, allein die Vernunft selbst ist und bleibt uns unbekannt. — Woher kommt es, daß wir auch dem angesehensten Schriftsteller nicht so gern auf sein bloßes Wort glauben, als der Vernunft? Vielleicht weil jenes eine Tirannei, diese hingegen eine rechtmäßige Herrschaft über den Geist ausüben will? und weil der von Natur unabhängige Geist sich gegen jede Tirannei auflehnt? — Ich zweifle. Die Menschen glauben bisweilen stolz zu sein, wo sie es eigentlich gar nicht sind. Das Wort eines Schriftstellers genügt mir nicht, weil seine Meinung nicht in meinem Geiste erzeugt worden, wie in dem seinigen, sie ist für mich ein angenom-

menes Kind, das ich meinen eigenen Kindern nachsetze, und wenn sie auch noch so albern wären.

Die Vernunft herrscht zwar nicht unter uns, aber sie protestirt wenigstens von Zeit zu Zeit, daß ihr die Herrschaft gebühre, und dann machen es die Menschen wie bei manchen andern Gelegenheiten: sie protokolliren die Protestation und thun was sie wollen. Wenn zum Beispiel die Vernunft von einem Erben begehrt, daß er den Tod seines Verwandten beweinen sollte, so zieht der Erbe ein schwarzes Kleid an. Unsere meisten Formalitäten sind nur ein Protokoll über diejenigen Rechte der Vernunft, die wir sie nicht ausüben lassen. So machten es jene Griechen, die in Hetrurien landeten, dort die Gesetze der Barbaren annahmen, und die ihrigen vergaßen. Um aber doch nicht ganz in Barbarei zu versinken, ließen sie jährlich an einem gewissen Tage ihre alten Gesetze in griechischer Sprache öffentlich vorlesen. Kaum verstanden sie sie noch, aber sie hörten andächtig zu, weinten dabei und geriethen auch wohl in Verzweiflung. Wenn aber das vorbei war, so gingen sie lustig davon, und dachten ein ganzes Jahr nicht weiter daran. Fast waren ihre alten Gesetze ihnen doch noch theurer als uns die Vernunft, denn sie bedauerten wenigstens deren Verlust. Wir hingegen haben uns gewöhnt, die Vernunft zu kennen und zu verspotten. — —

Nur die Wahrheit überredet schnell, selbst wenn nicht alle Beweise augenblicklich in ihrem Gefolge erscheinen; sie schlüpft so behende in den Geist, daß, wenn wir sie auch zum ersten Male erblicken, wir eine alte Bekanntschaft zu

sehen glauben. Eine Wahrheit ist weder jung noch alt; sie wird nicht um der Jugend willen geliebt, und nicht um des Alters willen geachtet. Sie ist einfach, klar und stets bereit, eine andere Wahrheit schwesterlich bei sich aufzunehmen. Auf den Wegen, zu ihr zu gelangen, machen wir bisweilen selber muthwilligerweise Verhacke.

Man könnte ein dickes Buch schreiben von allen den Wahrheiten, die in der Welt übel aufgenommen worden, und von allen den Mißhandlungen, welche die Menschen diesen anspruchlosen Fremdlingen widerfahren lassen. Im Gegentheil könnte man auch ein dickes Buch schreiben von allen den Irrthümern und Albernheiten, die sich der herrlichsten Aufnahme zu erfreuen hatten. —

Menschen irren, aber nur große Menschen erkennen ihren Irrthum. —

Das Sistem von den Keimen, deren immer Einer in dem Andern verschlossen liegen bis in alle Ewigkeit, ist ein Bild unserer Fortschritte in den Wissenschaften. Jede unserer Kenntnisse entwickelt sich erst, nachdem eine andere sich zuvor entwickelt hat. — Künste und Wissenschaften verherrlichen eine Regierung vielleicht mehr, wenigstens dauerhafter als die Waffen; denn, mehr als Eroberungen, verbreiten sie die Sprache einer Nation; geben ihr die Herrschaft über den Geist, und locken Fremdlinge zu ihr, die durch ihre Neubegier sie bereichern, ihre Gewohnheiten annehmen, ihr Interesse befördern. Eine Nation, die eine gewisse Ueberlegenheit in den Wissenschaften erlangt hat, wird bald gewahr werden, daß dieser Ruhm nicht unfrucht-

bar ist, und daß sie eben so reellen Vortheil daraus zieht, als aus einer kostbaren, nothwendigen Ware, mit welcher sie allein handelt.

Praktische Wissenschaften machen die kleinsten Fortschritte. Es bedarf nur einiger Genies, um Theorien in kurzer Zeit zu vervollkommnen; allein die Praxis geht weit langsamer, weil sie von vielen, oft ungeschickten Händen abhängig ist. — Alle Wissenschaften hegen irgend eine Schimäre, nach der sie laufen und rennen, ohne sie jemals zu erhaschen; das hat aber nichts zu bedeuten, denn während des Laufens erwischen sie manche andere nützliche Kenntniß. Die Chemie hat ihren Stein der Weisen, die Geometrie ihre Quadratur des Zirkels, die Astronomie ihre Längen, die Mechanik ihr perpetuum mobile u. s. w. Sogar die Moral hat ihre Schimäre: die Uneigennützigkeit, die vollkommene Freundschaft. Nie wird man ihrer habhaft werden, aber es ist doch sehr gut, daß man darnach strebt, denn eben durch dieses Streben erlangt man viele andere Tugenden. Ach! die Menschen würden nie nach einem Ziele auslaufen, wenn sie vorher wüßten, daß sie auf dem halben Wege liegen bleiben werden. — Wissenschaft müsse stets schonend mit der Unwissenheit verfahren, denn diese ist ihre ältere Schwester, und hat, juristisch zu reden, den undenklichen Besitz für sich. — Wenn intolerante Philosophen, wie Schelling und Fichte, sich durch Schimpfen Eingang verschaffen wollen, so bewundere ich ihre Vernunftgründe und bemitleide ihre Vernunft. Sie sprechen von

der Philosophie, aber nicht als Philosophen. (Wird fortgesetzt.)

Parallele zwischen Livius und Tacitus.

(Nach Thomas Hunter.)

Livius hatte es sich zur Pflicht gemacht, nichts fremdartiges in die römische Geschichte aufzunehmen. Tacitus gefiel sich in Seitensprüngen, unterbrach seine Erzählung oft durch Beschreibung fremder Händel und entfernter Länder. — Wenn Livius Sitten und Gewohnheiten des Alterthums berührt, so geschieht es nicht, um seine Zeitgenossen herab zu würdigen, sondern um sie zu bessern; Tacitus hingegen, von übler Laune besessen, schüttet seine Galle über alles aus. — Livius wollte der Nachwelt ein klassisches, unterrichtendes Werk hinterlassen; Tacitus blos eine Satyre auf sein Zeitalter machen. Sein Styl ist gedrängt und stechend, der des Livius voll und erhaben. Die Metaphern des Tacitus sind blos witzige Einfälle; bisweilen sogar für Poesie zu stark; Livius macht keine Wasserfälle; sein Strom fließt majestätisch dahin. — Tacitus stellt so viele Personen auf die Bühne, daß sie oft ihn selbst verwirren. Livius häuft die Personen nicht, man überschaut ein klares Gemälde. Seine Personen sind kräftig aber hell, Tacitus malt nur schwarz. Livius schildert so lebhaft, daß man den Begebenheiten selbst beizuwohnen glaubt; Tacitus führt uns in ein Labirinth; jeder seiner Charaktere fordert ein tiefes Studium, und ob man dennoch seinen

Sinn errathen werde, das hängt einzig von dem persönlichen Charakter jedes Lesers ab; darum hat Tacitus so viele verschiedene Ausleger, als es Verschiedenheiten im menschlichen Herzen gibt. Im Livius hingegen ist die Bahn geebnet, man schreitet sicher nach dem Ziele, man begreift alles.

Die Reden, welche Livius anführt, tragen den Stempel der römischen Beredsamkeit in ihrem Flor. Beim Tacitus sind es Sophistereien oder pedantische Deklamationen; sein Witzhaschen ermüdet, seine Kraftsprünge sind übel angebracht. Vom Livius trennt man sich ungern, an Tacitus fesselt blos eine Art von Ehrgeiz, man will ihn doch ganz gelesen haben.

Man glaube nicht, daß es dem Livius an Kunst gemangelt habe: Er verstand die höchste Kunst, nämlich die, jede Kunst zu verbergen. Er stellt sich dar als ein schöner, wohlgewachsener, zierlich gekleideter Mann; Tacitus als ein Männlein auf Stelzen, das sich beständig ziert, und stets bewundert sein will. Es ist bewundernswürdig, daß er in der That so viele Bewunderer gefunden hat.

Livius tadelt ungern, aber er thut es mit Würde, wo es sein muß. Tacitus wirft stets mit beißendem Hohn, bisweilen mit bitteren Beleidigungen um sich. In seinem Herzen erblickt man nie weder Menschlichkeit noch Mitleid; er kennt keine Unglücklichen, er kennt nur Strafbare.

Uebrigens soll diese Parallele den Tacitus nicht herabsetzen; er bleibt immer ein Meister in der Geschichte, und ein großer Meister; allein er hat seine Manier, man

mag ihn mit Michel Angelo vergleichen, den Livius mit Raphael. Wie Michel Angelo gefällt sich Tacitus nur in grausamen, schrecklichen Scenen; Livius, gleich dem Raphael, stellt blos edle Gegenstände mit Grazie dar. Die Meister- und Lieblingswerke des Michel Angelo sind: Ein Leidender auf der Folter, ein Kranker in den letzten Zügen, indessen Raphael durch eine himmlische Jungfrau entzückt.

Im Livius ist eben so viel Moral enthalten als im Tacitus; allein jener setzt denkende Leser voraus, welche die Folgen aus den erzählten Begebenheiten selbst abzuziehen wissen; dieser hingegen erschöpft die ganze Moral, und sie verschlingt bei ihm die Geschichte. Er glaubt seine Leser unfähig sie selbst zu finden, verlangt aber doch, daß man alle seine moralischen Räthsel errathen soll.

Livius gleicht dem Germanicus; eben die Seelengröße, die Freimüthigkeit. Tacitus gleicht dem Tiber; eben die künstliche, undurchdringliche Heuchelei. Daher leihen auch beide Schriftsteller den geschilderten Personen ihre eigenen Charaktere: Die Helden des Livius sind Götter; die Götter des Tacitus sind Teufel. — (Ich habe dieses Bruchstück blos geliefert, um die Verschiedenheiten in Geschmack und Meinungen der Gelehrten zu zeigen, und nehme übrigens nicht den geringsten Theil an den Schmähungen Hunter's gegen den trefflichen Tacitus; bin vielmehr überzeugt, daß, um eine Geschichte unserer Zeit zu schreiben, wir eines Tacitus, und keines Livius bedürfen.)

Cosmus von Medicis.

Die Geschichte des Großherzogthums Toscana unter der Regierung der Medicis, von Riguccio Galluzzi, gehört unter die alten, lesenswerthen Bücher. Besonders interessirt das kräftig und wahr entworfene Gemälde von Cosmus von Medicis, der, kaum ein achtzehnjähriger Jüngling, schon als Held und Staatsmann sich auszeichnete. Freilich würde er, ohne den Beistand Kaiser Karl des Fünften, Toscana schwerlich behauptet haben, allein seinen nachmaligen Ruhm verdankte er nur sich selbst. Er triumphirte über die aus Florenz verbannten Rebellen, und schuf in der zerrütteten Hauptstadt eine Polizei, und bald schmeichelnd, bald trotzend, widerstand er dem ehrgeizigen Papst Paul dem Dritten; — blos durch Geistes-Ueberlegenheit behauptete er den Vorrang über den Herzog von Ferrara! — Lüstern nach der Eroberung von Siena wurde dieser Staat bald von ihm beschützt, bald bekämpft, dann wieder vertheidigt, und endlich unterjocht; — dem Kaiser gegenüber gelang ihm die schwere Vereinigung von Dankbarkeit und edlem Stolz; er trotzte dessen Ministern, deckte ihre Intriguen auf, vergaß aber nie des Kaisers Wohlthaten, und vergalt sie durch wichtige Dienste; — wohl fühlend, von welchem Gewicht ein ihm geneigter Papst für seinen Vortheil sei, bewirkte er die Wahl des Kardinal de Monte, seines Freundes; — er verstand die seltene Kunst,

Politik und Ehre mit einander zu verbinden; — er zeigte sich dankbar und fast groß in seiner unerschütterlichen Feindschaft gegen Frankreich; — er gab dieser Macht ein Gegengewicht in Welschland, und zwang sie, der Herrschaft über Siena zu entsagen; — mit Einem Wort, er behauptete in dem staunenden Europa das Ansehen einer Macht vom ersten Range. Sein schönes Beispiel widerlegt die gräßliche Behauptung eines neueren Schriftstellers, der sich nicht entblödet, mit dürren Worten zu versichern: Dankbarkeit sei nur Sache des Gemüths, nicht des Verstandes; Staaten und ihre Chefs, als solche, dürften sich durch kein Gefühl verleiten lassen, am wenigsten in der Politik (sie müssen also fühllos sein); in der Politik sei die Moral am unrechten Orte (großer Gott! welch ein schrecklicher Ort wäre dann dieser unrechte Ort!); man sei dankbar, so lange das Staatsinteresse es dulde; man halte Verträge gerade nur so lange, als sie Vortheil gewähren. (Und Derjenige, der diese schändlichen Lehren ausüben könnte, wie würde er sich geberden, wenn sie wiederum gegen ihn ausgeübt würden? Gibt es eine kräftigere Widerlegung solcher Grundsätze, als den Abscheu, den ihre Bekenner selbst dagegen äußern, so bald sie selbst die Opfer davon werden?)

Doch wiederum auf Cosmus zu kommen, so fordert die Gerechtigkeit, auch die Kehrseite seines Bildes zu zeigen. Seine Strenge artete bisweilen in Tirannei aus; er drückte ie Unterthanen durch unerschwingliche Auflagen; sein

ungerechter Argwohn löschte sich oft in Blut. Er führte die geheime Inquisition ein. Florenz wurde in fünf Theile getheilt, und in jedem derselben lauerten einige Angeber, die große Belohnungen erhielten, und wegen Schulden nicht verhaftet werden durften. Es ist traurig, wenn ein Regent zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt, aber noch weit trauriger, daß er für sein Gold überall Menschen findet, die sich nicht schämen, dieses niederträchtigste aller Handwerke zu treiben. O laßt uns bekennen, daß die Menschen fast immer Schuld daran sind, wenn ihre Beherrscher sie verachten, denn es ist wahrlich ein feiles Geschlecht! Auch Cosmus war gezwungen, wie sein Geschichtschreiber versichert, bisweilen grausam zu scheinen. Daß er wirklich nur so scheinen wollte, beweist unter andern eine Art von Klubb, welcher, um dieselbe Zeit, aus dreißig angesehenen Bürgern sich bildete; die Mitglieder desselben feierten Orgien, und machten sich nebenher lustig über die Regierung, ja über die Person des Großherzogs. Diesem wurde es gemeldet, er lachte darüber. »Unter so vielen Personen,« sagte er, »aus so verschiedenen Ständen, ist sicher von keiner Verschwörung gegen den Staat die Rede. Die Florentiner waren von jeher feurige Köpfe; ich sehe es lieber, daß sie lärmen und schwärmen, als daß sie den Kopf hängen.«

So verdammte er zwar auch im Jahr 1549 Jeden zu zehnjähriger Galeeren-Strafe, bei dem ketzerische Bücher gefunden wurden, wagte es aber, zehn Jahre später, sogar

ein päpstliches Dekret zu mildern, welches dieselben Bücher in's Feuer zu werfen befahl. Denn er war ein eifriger Beschützer des Handels und der Literatur, und alles, was diese antastete, schien ihm beleidigend für seine Macht und seinen Ruhm. Ueberzeugt, daß der Handel, aus dem seine Reichthümer flossen, eines großen Fürsten nicht unwürdig sei, hielt er sich für geehrt durch den Titel eines Kaufmanns. Die Wissenschaften kultivirte er aus Geschmack, und begünstigte sie aus Dankbarkeit für den Glanz, welchen sie über sein Haus verbreitet hatten. Eben so gern huldigte er den Künsten. Er brannte vor Begierde, Michel Angelo wieder in Florenz zu sehen, und schrieb ihm deswegen folgenden herzlichen Brief: »Da die gegenwärtige Lage der Dinge mich hoffen läßt, daß du wohl geneigt sein möchtest, eine Reise nach Florenz zu machen, so bitte ich dich darum von ganzem Herzen, und werde dich mit außerordentlichem Vergnügen wieder sehen. Fürchte auch nicht, daß ich dir im mindesten zur Last fallen wollte, denn ich weiß, wie viele Ehrfurcht ich deinem Alter, und deinen erhabenen Talenten schuldig bin. Komm nur, ja, komm nur, du sollst deine Zeit ganz nach Gefallen zubringen. Ich werde schon viel gewonnen haben, wenn ich dich nur wieder sehe. Mein Vergnügen soll dem deinigen keinen Eintrag thun, und ich werde mich blos damit beschäftigen, dich zu ehren, und dir alle die Annehmlichkeiten zu verschaffen, die du verdienst.« — Michel Angelo vergoß Thränen der Rührung bei Lesung dieses Briefes. Er würde augenblicklich nach

Florenz geeilt sein, wenn nicht seine Steinschmerzen und der Bau des Vaticans zu Rom ihn abgehalten hätten. Allein er führte auch von Rom aus die Oberaufsicht über die vornehmsten Gebäude zu Florenz, unter andern über die Bibliothek von St. Lorenz, einem der ehrenvollsten Denkmähler von Cosmus Regierung; denn diese Bibliothek enthielt im sechzehnten Jahrhundert den reichsten Schatz von alter und neuer Literatur.

Cosmus hat auch den Ruhm, die Universität von Pisa wieder hergestellt, und die Florentiner Akademie gegründet zu haben. Zu beiden Zwecken sparte er weder Mühe noch Kosten. Die gelehrtesten Männer in und außer Landes berief er um jeden Preis, war eines Jeden Beschützer und Freund. Vor allen liebte er den berühmten Geschichtschreiber Jovius, der sein Lehrer in der Kenntniß der Alterthümer wurde, unter welchen besonders die Münzkunde ihn von Jugend auf anzog. Als Jovius 1552 in Florenz starb, begleitete der ganze Hof seine Leiche, die in dem Begräbniß der Medicis beigesetzt wurde. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß Kaiser Karl der Fünfte den Großherzog gebeten hatte, zu verhüten, daß Jovius in seiner Geschichte nichts Nachtheiliges von ihm sagen möchte. So scheuen die Großen das Urtheil der Nachwelt, so sehr sie auch bisweilen das Urtheil der Mitwelt verachten.

Das Wirbelsistem des Herzens.

Ein grämlicher Astronom machte eine muntere Dame mit dem Sistem des Descartes bekannt, nach welchem die Welten-Gruppen aus lauter Wirbeln bestehen, und die Weltkörper durch lauter Wirbel wechselseitig angezogen werden. »Der Kopf wirbelt mir schon,« sagte die Dame, »ob dieses Sistem für den Himmel paßt, begehre ich nicht zu wissen, aber es gefällt mir, weil man auf gleiche Weise das Sistem des menschlichen Herzens sich erklären kann, und das ist meine Welt.« — Der Astronom sah sie mit Verwunderung an. Er hatte sich viel mit dem Himmel beschäftigt, aber vom Herzen wußte er nichts.

»Hören Sie,« fuhr die Dame fort, »wie ich mir die Sache vorstelle. Jeder Mensch ist so ein descartischer Wirbel. Dazu brauchen wir freilich einen Aether, um darin zu schwimmen; dieser Aether ist die Eitelkeit, als das Grundprinzip aller unserer Bewegungen; das Herz, der Mittelpunkt des Wirbels, die Sonne, um welche sich die Leidenschaften als Planeten drehen. Jeder Planet hat wieder seine Monden; um die Liebe, zum Beispiel, dreht sich die Eifersucht. Sie erleuchten sich wechselsweise durch Zurückprallen des Lichtes, doch all ihr Licht ist vom Herzen geborgt, dessen zweiter Planet der Ehrgeiz sein mag, der ihm nicht so nahe steht als die Liebe, und deshalb auch etwas weniger von ihm erwärmt wird. r Ehrgeiz hat auch seine Monden, deren manche recht

hell leuchten, zum Beispiel die Tapferkeit, die Seelengröße; andere ein trübes Licht zurückwerfen, als da sind der Hochmuth, der Uebermuth, die Schmeichelei. Der größte Planet in diesem Sistem, der Jupiter des menschlichen Herzens, ist der Eigennutz, es wimmelt um ihn von Trabanten. Die Vernunft hat auch ihr Plätzchen, sie ist der ehrliche Saturn, der dreißig Jahre schleicht, ehe man gewahr wird, daß er sich auch herum gedreht hat. Die Kometen in meinem Sistem sind nichts anders als Betrachtungen, Reflexionen, die, nach manchem Umherschweifen, auf eine kurze Zeit, in die Wirbel der Leidenschaften gerathen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß sie weder bösen noch guten Einfluß haben; sie verursachen uns ein wenig Furcht, und das ist es alles. Uebrigens gehen die Wirbel nach wie vor ihren Gang.»

Der Astronom lächelte mit offenem Munde, wie man zu lächeln pflegt, wenn man eine Sache nicht begreift, und doch aus Höflichkeit nicht widersprechen mag. „Ich versteige mich noch ein wenig weiter," sagte die Dame, »jene unwillkürliche Herzensneigung, die Sympathie, vergleiche ich mit der Kraft, durch welche der Magnet das Eisen an sich zieht. Beide sind unerklärbar. — Die Sonnenflecken möchten etwa Wirkungen des Alters sein, wo die Herzenswärme nach und nach abnimmt; denn wer steht uns dafür, daß auch unsere Sonne nach und nach verlöschen wird. Dann wird es auf der Welt so finster und kalt werden, als in dem Herzen eines Greises oder eines Eroberers. Hu! mich friert! leben Sie wohl.»

Die Dame hüpfte fort, um in einem schönen Tanzwirbel das ganze Sistem des Descartes für's erste zu vergessen. Der Astronom sah ihr kopfschüttelnd nach, und verglich sie mit einer Sternschnuppe.

Die wahren Wohlthäter der Menschen.

So lange wir blos die Namen der Zerstörer und Verwüster des Erdbodens, die privilegirten Todtschläger, in den Annalen unserer Geschichte verewigen, so lange verdienen wir auch, daß wir von ihnen mit Verachtung zertreten werden. Fragt hundert Franzosen, ob sie Alexander den Großen kennen? sie werden mit Ja antworten. Aber fragt sie einmal, ob ihnen ihr Landsmann Couplet bekannt ist, alle hundert werden die Köpfe schütteln; höchstens wird ein Einwohmer der kleinen Stadt Coulanges in Burgund sich seiner erinnern, doch wahrlich nicht um seinen Namen der Geschichte einzuverleiben, die ihren Kiel blos in das Blut der Schlachten taucht.

Jenes Städtchen führt den Beinamen das Weinreiche (la Vineuse), der nur allzugut auf sie paßte, da sie viel Wein, aber keinen Tropfen Wasser hatte. Die Einwohner mußten aus Sümpfen trinken; wenn im Sommer die Sümpfe trocken wurden, gingen sie zu einem weit entlegenen Brunnen, und da auch dieser oft austrocknete, so mußten sie noch eine Meile weiter eine Quelle suchen. Schon im Jahre 1716 war ihnen erlaubt worden, eine Abgabe

von jedem Stückfaß ihres Weines zu erheben, um für dieses Weingeld Wasser zu suchen, und alle nöthigen Unkosten davon zu bestreiten; sie ließen auch einen Ingenieur nach dem andern kommen, bezahlten sie gut, aber keiner wußte ihnen zu helfen, so sehr auch ein Jeder, um seines eigenen Ruhmes und Eigennutzes willen, dabei interessirt war. Endlich kam Couplet. Er war noch weit von Coulanges entfernt, und konnte es noch nicht sehen, fragte aber, in welcher Gegend es liege, stellte nun seine Beobachtungen an, ging mit der Nivellirmaschine in der Hand, und so bald er die Häuser der Stadt erblicken konnte, versprach er kühn den Einwohnern Wasser. Von Zeit zu Zeit ließ er einen Stab in die Erde pflanzen, um zu bezeichnen, wo man graben sollte, gab auch sogar die Tiefe an, in welcher man Wasser finden würde. Alles traf zu. Er schrieb die nöthigen Arbeiten vor, brachte sie in Gang, reiste zurück nach Paris, und versprach im Dezember wieder zu kommen, um die letzte Hand an das erseufzte Werk zu legen. Er hielt Wort. Am 21. Dezember — man denke sich den schönen Augenblick — floß das Wasser zum ersten Male in die Stadt. Welche Freude! die glücklichste Weinlese hatte nie solchen Jubel hervorgebracht. Männer, Weiber, Kinder und Greise liefen herbei, um zu trinken, und wären gern hinein gesprungen, um sich darin zu baden. Der erste Richter der Stadt, ein blinder Greis, glaubte es nicht eher, bis er seine Hand einige Mal hinein getaucht. Ein Te Deum wurde gesungen; man läutete die Glocken mit solcher Heftigkeit, daß die größte derselben sprang; man war närrisch vor

Freuden. Coulanges, vormals eine öde Stadt, in der kein baufälliges Haus reparirt, kein abgebranntes wieder hergestellt wurde, bevölkerte sich nach und nach auf's neue, und freundliche Häuser stehen jetzt an dem erschaffenen Strome. — Und die Kosten? — Gern hätte vormals die Stadt mit einer schweren, immerwährenden Auflage sich belastet, um die Wohlthat des Wassers damit zu erkaufen; jetzt besaß sie dieselbe für drei tausend Livres, kaum acht hundert Thaler. Ihre Dankbarkeit suchte den Wohlthäter durch eine Inschrift zu verewigen, und fügte ein Sinnbild hinzu· den Moses, welcher mit seinem Stabe aus einem mit Weinreben umringten Felsen Wasser schlägt.

Ist diese Inschrift noch vorhanden? denken die Einwohner von Coulanges noch an Couplet? oder ist ihr Strom seitdem so oft durch Blut getrübt worden, daß sie nicht mehr daraus trinken können?

Coulanges ist nur ein kleines Städtchen, aber in gleicher Noth befand sich Jahrhunderte hindurch das ungeheure Moskau mit seinen drei oder viermal hundert tausend Einwohnern. Alle mußten ein sumpfiges, ungesundes Wasser trinken, bis der edle, geschickte General Bawr kam, der durch ein Werk, der alten römischen Baukunst würdig, mehrere kleine Flüsse vereinigte, und die alte Hauptstadt des mächtigen russischen Reichs durch reines Trinkwasser erfrischte. Oft hat dieser tapfere General die Türken geschlagen, aber keiner seiner Siege hat ihm einen so segensreichen Ruhm erworben, als dieses ewige, wohlthätige Werk. Auch er war so erfahren als Couplet in den Kenn-

zeichen, welche das Wasser in der Tiefe verrathen. Folgende, aus seinem eigenen Munde herrührende Erzählung ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig.

Zarskoe-selo (Kaisersdorf), das Favorit-Lustschloß der Kaiserin Katharina, war durch Natur und Kunst mit jedem ländlichen Reiz geschmückt, nur fehlte ihm Wasser. Das war eben so viel, als wenn einem schönen Mädchen ein Auge fehlte. Die Kaiserin hatte schon oft darüber geklagt, aber noch Niemanden gefunden, der es unternommen hätte, ihre liebe Sommerwohnung durch einen Wasserspiegel zu verschönern. Sie sprach mit dem General Bawr davon; er fuhr nach Zarskoe-selo, umkreiste den Ort in immer weitern Entfernungen, und fand endlich, vierzehn Werste (zwei deutsche Meilen) vom Schlosse, Kennzeichen von tiefliegendem Gewässer, welches er sich anheischig machte, zu führen wohin die Kaiserin es verlangte, obwohl es, der Ebene wegen, ein schweres und mühsames Unternehmen war. Die Monarchin, hoch erfreut, ließ ihm Geld anweisen, und der unterirdische Bau begann.

Man kann denken, daß er Zeit brauchte, ich weiß nicht mehr wie lange. Die Kaiserin wurde nicht ungeduldig, wohl aber die Höflinge, welche ohnehin dem geraden, rechtschaffenen Manne aus vielen Ursachen nicht hold waren, und gern eine Gelegenheit ergriffen, ihn zu verkleinern. Es hieß: er habe etwas unternommen, was er nicht ausführen könne; das Geld werde nutzlos versplittert u. s. w. Man brachte es in der That so weit, daß die Kaiserin einige Kälte gegen ihn spüren ließ, und das war genug, um

seine Feinde zu kühnern Schritten zu ermuthigen. Die nöthigen Gelder wurden nicht mehr ausgezahlt, in einem Augenblicke, wo das Werk seiner Vollendung nahe war. Glücklicherweise besaß der General selbst Vermögen, und sparte es in diesem Augenblicke nicht. Er baute nun auf eigene Kosten, und als er sich am Ziele sah, meldete er es der Kaiserin mit dem Wunsche, daß sie selbst gegenwärtig sein wolle, wenn er das Wasser zum ersten Male anlassen werde. Sie kam, vom Fürsten Potemkin und noch manchen anderen begleitet, die mit ängstlichem Neide auf den Erfolg harrten. Der General stellte die Kaiserin an den Ort, wo noch jetzt ein schöner See das Auge ergetzt. Auch er ließ, wie Moses, das Wasser aus dem dürren Felsen springen, und siehe, es sprudelte und schäumte und verbreitete sich plötzlich vor den Füßen der Monarchin.

Auch jetzt noch wagte die Mißgunst ihr in das Ohr zu flüstern: das sei nur ein kurzes Gaukelspiel, das Wasser werde bald wieder verrinnen. Sie rief ihn zu sich und äußerte schonend diese Besorgniß. Er bat sie, das Werk von innen zu betrachten. Sie hatte die Gefälligkeit noch vierzehn Werste zu fahren, und sich dann in den Schacht selbst auf einem Sessel hinab zu lassen. Hier hatte der General eine unterirdische Erleuchtung veranstaltet, wo in dem langen, unabsehbaren Gange die vielen tausend Lampen aus der vorbeirauschenden Quelle widerstrahlten, und das Auge sich in einem blendenden Feuerpunkte verlor. Die Kaiserin war entzückt. Sie sprach leise mit dem Fürsten Potemkin, der, sonst dem General nicht hold (weil

er ein Günstling des Fürsten Orlow gewesen), jetzt ein wenig beschämt zu ihm trat, aber groß genug dachte, um freimüthig zu bekennen, daß er selbst unter die Zweifler gehört, und ihm auf das verbindlichste seine Hochachtung zu erklären. Die Monarchin belohnte ihn kaiserlich, und Zarskoe-selo prangt noch heutiges Tages mit dem von ihm verliehenen, einer schönen Landschaft so unentbehrlichen Reize.

»Hätte ich damals kein eigenes Geld gehabt,« so sprach der General nachher oft, »hätte ich nicht zehn tausend Rubel daran wagen können, so gerieth das Werk in's Stocken und ich war verloren.« — Wie mancher geschickte, aber ärmere Mann mag schon auf ähnliche Weise Ruhm und Glück eingebüßt haben! —

Ich verweile gern bei diesem trefflichen Biedermann, meinem Wohlthäter, meinem väterlichen Freunde, um seinen Staub mit einer dankbaren Thräne zu befeuchten. Ich erzähle gern noch eine Anekdote, welche ihm Ehre bringt, aber mehr noch der großen Kaiserin Katharina zum seltenen Ruhme gereicht. Ich habe sie gleichfalls aus seinem eigenen wahrhaften Munde.

Bekanntlich wird der Dünastrom bei Riga, durch seine eigenen jährlichen Ueberschwemmungen, bald mehr bald weniger versandet, und es war schon längst zu befürchten, daß diese hingewälzten Sandhügel das Fahrwasser endlich ganz unbrauchbar machen würden. Schon mehrere geschickte Männer waren nach und nach von der Kaiserin beauftragt worden, der Gefahr wo möglich vor-

zubeugen, zuletzt der brave General Weismann, den sie liebte und hochschätzte. Er hatte mit großen Kosten nichts ausgerichtet, und seine Veranstaltungen schienen, wenigstens dem General Bawr, unzweckmäßig. Als nun, nach Weismann's Tode, auch er nach Riga gesandt wurde, um zu untersuchen und der Kaiserin persönlich zu berichten, da hatte er, in diesem seinem freimüthigen, schriftlichen Bericht seine Mißbilligung der Arbeiten seines Vorgängers unverhohlen an den Tag gelegt. Er überreichte diesen Bericht der Monarchin selbst in ihrem Kabinet. Sie war bekanntlich fest in ihrer Zuneigung; wen sie einmal hochachtete, der behielt für immer seinen Platz in ihrem Herzen. Als sie daher las, daß Bawr einen Mann tadelte, dessen Andenken ihr werth war, so warf sie unwillig den Bericht auf den Tisch und sagte: es ist nicht wahr! — Der General vertheidigte sich mit geziemender Ehrfurcht; allein die Kaiserin wiederholte mit einem strengen Blicke: es ist nicht wahr! und nun schwieg der General.

Die Monarchin, gleichfalls schweigend, ging im Kabinet auf und nieder, streifte an dem Tische vorbei, auf welchem der Bericht lag, und warf diesen herunter. Bawr, nicht recht sicher, ob es zufällig oder mit Willen geschehen, hob ihn schnell auf und legte ihn wieder auf den Tisch. Aber die Kaiserin warf ihn zum zweiten Mal herunter, und nun ließ der General ihn liegen. Nur zwei Minuten währte dieses, aus einer edlen Quelle entsprungene Aufwallen Katharinens; sie wandte sich plötzlich mit der ihr eignen holden Freundlichkeit um, und sprach: »Verzeihen

Sie, Herr General, ich war ein Frauenzimmer.» — Bawr sank gerührt zu ihren Füßen, sie reichte ihm die Hand zum Kuß, und gab ihm dann ein Zeichen, ihr den Bericht wieder einzuhändigen, den sie nun gelassen mit ihm durchging. »Damals,» pflegte der General zu sagen, »habe ich den tiefsten Blick in das große, schöne Herz der Kaiserin gethan, und jetzt lasse ich mich tausendmal für sie todt schlagen.»

Aber auch sie wußte den Ehrenmann zu schätzen. Kurz nach seinem Tode arbeitete ein alter Tischler, ein Deutscher, an einem Fußboden im Palast. Die Kaiserin ging zufällig durch dieses Zimmer, blieb stehen und unterhielt sich in deutscher Sprache mit dem alten Manne. »Wie geht es Ihm?» fragte sie unter andern. — »Ach Ew. Majestät!» versetzte der Tischler, »ich habe vor kurzem einen großen Gönner verloren, den General Bawr —»

»O mein Freund,» erwiederte die Kaiserin, »da hab' ich mehr verloren als Er.» — Eine Thräne schoß ihr in das Auge und sie entfernte sich schnell.

Eine Erleichterung für Schauspieler.

Man hat bisher immer geglaubt, es sei nothwendig, daß ein Schauspieler die Sprache verstehe, in welcher er von der Bühne herabspricht, und man machte es vielen unserer sogenannten Künstler zum Vorwurf, daß sie kein Deutsch verstanden. »Wir brauchen es auch nicht zu verstehen, wenn wir es nur reden.» So hätten diese Künstler mit

vollem Rechte antworten mögen, wie folgende, von einem Augenzeugen erzählte Begebenheit beweist:

„Der Graf Johann Branicki, Kron-Großfeldherr von Polen, gab gewöhnlich herrliche Feste am Johannistage auf seinem Schlosse zu Bialistock; die vornehmsten Personen wurden dazu eingeladen, und ich befand mich daselbst mit dem päpstlichen Nuntius im Jahre 1762. Wir fanden sehr zahlreiche Gesellschaft und wurden köstlich bewirthet. Nachdem wir Feuerwerke, Bälle, Konzerte zur Genüge genossen, wurde uns ein Schauspiel angekündigt. Das Theater war in der Orangerie des Schlosses erbaut; der erste Schauspieler, ein italienischer Sänger, Tenor und Buffo, der kürzlich aus Rußland gekommen, und der sich Comparsi nannte. Man gab ein italienisches Intermezzo, in welchem Comparsi die Hauptrolle, und neben ihm eine junge Polin spielte, die eine artige Stimme hatte, etwas Musik verstand, aber nicht ein Wort italienisch wußte. Comparsi hatte ihr, mit Hilfe eines Dolmetschers, ihre Rolle einstudirt. Das Orchester war gut, die Sängerin sehr hübsch, und so unterhielt die kleine Oper recht angenehm, zwischen den Akten eines bekannten französischen Lustspiels von Destouches, der nächtliche Trommelschläger. In diesem Stücke spielte nur ein Einziger, der etwas Französisch wußte, nämlich ein Böhme, Sekretär des Feldherrn. Er hatte zwei oder drei Kammerfrauen der Generalin die Rollen einstudirt, welche sie, wie Papageien, wiederholten, ohne ein einziges Wort davon zu verstehen. Es ging aber doch recht

gut, und ich würde es schwerlich errathen haben, wenn die Schauspielerinnen, denen ich nach der Vorstellung mein Kompliment über ihr Spiel machen wollte, ihre Unwissenheit nicht selbst bekannt hätten.»

Welch ein Trost für manche deutsche Künstler! es kann also auch recht gut gehen, wenn man gleich die Sprache nicht versteht. Der Herausgeber hat vor sechs und zwanzig Jahren in Petersburg ein ähnliches Beispiel erlebt. Man wollte Lessing's Minna von Barnhelm geben: ein gewisser Herr Nabel sollte den Riccaut de la Marliniere spielen, es ging ihm aber wie jenen Polinnen, er wußte kein Wort französisch. Ich schrieb ihm die Worte so vor, wie sie ausgesprochen wurden, und half mündlich nach. Er lernte vortrefflich auswendig, sprach mit großer Geläufigkeit der Zunge und erntete allgemeinen Beifall.

Was die Polen betrifft, so wird in unsern Zeiten eine Begebenheit wie die oben erzählte sich wohl nicht mehr zutragen, denn es sind seitdem so viele französische Sprachmeister in Polen gewesen, die ihre Sprache auf so manche eindrückliche Weise gelehrt haben, daß die Polen das Französische wohl nie wieder vergessen werden.

Der Reimschmied.

Der taube Amontons, von welchem die Telegraphen ihren Namen nicht führen, hatte einen Kollegen in der

Akademie der Wissenschaften, er hieß Dangeau, der nichts weniger als taub war, und der, indessen Jener den Raum zu überwinden strebte, sich und andern, auch bisweilen dem Könige, die Zeit vertrieb.

Eines Tages hatte er die Ehre, mit dem Könige Karten zu spielen und benutzte diese Gelegenheit, um sich vom Monarchen ein Zimmer in St. Germain auszubitten, wo damals der Hof residirte. Diese Gnade war schwer zu erlangen, denn es gab dort wenig Platz. Indessen erklärte der König, er werde sie ihm verwilligen, wenn er ihn in hundert Versen darum anspräche, die er, wohl zu merken, während dem Spiele machen sollte; hundert Verse, keinen mehr und keinen weniger. Dangeau widmete nach wie vor dem Spiele die größte Aufmerksamkeit und schien nicht einen Augenblick zerstreut; doch kaum war es geendigt, als er seine hundert Verse ohne Stocken hersagte, und dadurch die Achtung des Hofes in einem weit höhern Grade gewann, als der taube Amontons durch seine bespöttelte Erfindung.

Die Spartanerin.

Irgend ein reisender Grieche machte einer Spartanerin das Kompliment: »Ihr seid die einzigen Weiber in Griechenland, welche ihre Männer beherrschen.« — »Wir sind auch die einzigen,« antwortete sie, »welche Männer gebären.« — Die Franzosen vergleichen sich so gern mit

den Römern und Griechen, und haben nicht selten ein Recht dazu. Auch eine Französin dürfte heutzutage ohne Anmaßung sprechen: »Wir sind die einzigen, welche noch Männer gebären,« wenn nicht etwa die Spanierinnen den Ruhm ihnen streitig machen. Wenigstens dürfen die deutschen Frauen um diesen Ruhm nicht mit werben. Die sind schon zufrieden, wenn fremde Männer sie en passant hübsch finden. Es ist in der That bemerkenswerth, daß die deutschen Frauen noch weniger ein Vaterland zu haben scheinen, als die deutschen Männer, und daß sie großen Theils mit Vergnügen dessen Unterjochung sehen. Kommt das vielleicht daher, weil sie längst gewohnt sind, in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens, in der Mode, fremden Gesetzen zu gehorchen?

Eine heilsame, beschwerliche und darum vergessene Verordnung Karls des Großen.

Wir Laien leben jetzt so ziemlich in den Tag hinein, ohne daß Jemand sich um uns bekümmert. Wenn wir unsere etwanigen Amtspflichten erfüllen, unsere Abgaben entrichten und das Maul halten, so dürfen wir übrigens thun, was wir wollen. Arme und Beine gehören dem Staate, bisweilen auch der Kopf, wenn einer da ist; aber was wir mit der Seele anfangen mögen, das bleibt gänzlich unserm Gutdünken überlassen. So war es vormals nicht.

Karl der Große verordnete, daß jeder Bischof jährlich einmal in seinem Sprengel herum reisen, und — nicht etwa den Geistlichen — sondern den **Weltleuten** auf den Zahn fühlen und das Gewissen schärfen sollte. Das geschah denn auch eine zeitlang, und wir besitzen noch die Fragen, welche bei solchen Gelegenheiten an die Laien erlassen wurden. Die erste Höflichkeit, welche der Bischof einem Laien erwies, war die Frage: **ob er Niemanden todtgeschlagen?** — Nämlich damals meinte ein Jeder, es stehe ihm frei, gelegentlich dieses Soldatenrecht zu üben, und es hatten zum Beispiel die Eingepfarrten der Wormserkirche in einem einzigen Jahre fünf und dreißig Menschen ermordet. Antwortete nun der Befragte: »Ja, er habe allerdings Jemanden todtgeschlagen,« so hieß es ferner: »Geschah es aus Noth? oder Raubsucht?« — (In diesem Falle mußte er vierzig Tage lang bei Wasser und Brot fasten, und dann noch sieben Jahre eine leidlichere Diät führen.) »Hattest du einen Verwandten zu rächen?« (In diesem Falle geschah dem Thäter nichts, denn die Bande der Blutsverwandtschaft waren damals noch bei weitem nicht so locker als in unsern Tagen, wo gewöhnlich blos **Verhältnisse**, die etwa beiden Theilen **angenehm** oder **vortheilhaft** sind, das Band zusammen halten, und wo, so bald diese wechseln, man um seine Verwandten sich gar nicht mehr bekümmert.) — »Hast du gemordet im Kriege?« fuhr der Bischof fort, »auf Befehl deines rechtmäßigen Fürsten? hat der Fürst den Mord befohlen **um des Friedens willen**?« — »War der, den

du umbrachtest, ein Tirann? störte er den Landfrieden?" — (Es ist sehr merkwürdig, daß in diesem Falle dem Mörder blos eine Buße von drei Fasten auferlegt wurde. Ob er nachher auch eine verdiente Belohnung erhielt, davon schweigen die Annalen.)

Nun ging der Bischof auf den Meineid über, der in jenen finstern Zeiten noch für Sünde galt. Ein Meineidiger war rechtlos, auch wenn ihm hundert tausend Mann zu Gebote gestanden hätten. — Noch schwerer fiel der Bischof solchen, welche beim Heirathen irgend eine Vorschrift der Kirche verletzt hatten. Die Hochzeiten mußten öffentlich gehalten werden; heimliche Heirathen wurden gar nicht geduldet. Ferner: in eine hübsche Cousine durfte man sich nicht verlieben, wäre gleich die Verwandtschaft noch so entfernt gewesen; es war genug, wenn es noch Leute gab, die sich deren erinnern konnten. Manche große Herren kamen durch dies strenge Gebot sehr in Verlegenheit, zumal da Kaiser Heinrich II. eine orthodoxe Wuth gegen solche Ehen äußerte. Den Grafen Otto von Hammerstein, zum Beispiel, überzog er mit Krieg, weil der ehrliche Mann seine Frau nicht verstoßen wollte, und gegen den Herzog Cuno von Kärnten ließ er, aus gleicher Ursache, Concilien halten. Eines kam dabei liebenden Eheleuten zu statten; es gab nämlich noch keine Stamm- und Ahnentafeln, auch keine Genealogisten, die im Stande sind, Verwandtschaften bis zum Noah hinauf zu beweisen. Hingegen mag auch manchem der Vorwand willkommen gewesen sein, ein böses Weib los zu werden.

Folgende Fragen mußten in jenen Zeiten noch an Christen gerichtet werden: »Hast du Sonne, Mond und Sterne verehrt? hast du bei einer Mondfinsterniß geschrien, um den Mond zu befreien? hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen, oder ein Weib zu nehmen? — hast du am Neujahrstag dich auf das Dach oder am Scheidewege auf eine Ochsenhaut gesetzt, um zu sehen, was dir im künftigen Jahre begegnen werde? oder hast du zu gleichem Behuf Brot backen lassen, um, wenn es gut aufginge, künftiges Glück daraus zu prophezeien? — bist du dabei gewesen, wenn ein Weib den Weberstuhl ihrer Nachbarinnen bezauberte? — hast du bei Brunnen, Steinen oder Bäumen dein Gebet verrichtet, dort ein Licht angezündet, oder etwas geopfert? — (Das Letztere mußte wohl noch sehr häufig geschehen, denn ein Bischof von Bremen verwandelte nicht weniger als zwölf heilige Haine in Kirchen.) —

Hast du Bücher zum Wahrsagen aufgeschlagen? an Wettermachen geglaubt? mit Teufeln in Weibergestalt, die man Strigbolde nennt, Umgang gepflogen? Kennst du den Wehrwolf? Ladest du die Parzen zu Tische? glaubst du, daß sie bei der Geburt eines Menschen sein künftiges Schicksal bestimmen können? und dergleichen mehr?«

Unter den übrigen Fragen sind noch manche seltsame, zum Beispiel, ob man etwa von Vögeln gegessen habe, die ein Falke oder Habicht zu Boden gestürzt, und die zuvor durch ein Eisen ganz getödtet werden mußten. — Be-

deutender schien die Frage: ob man einen Fremdling, der sich in Noth befunden, von der Thüre gewiesen? — Karl der Große gebot die Gastfreiheit ganz unbedingt; hier wurde sie, zwei Jahrhunderte spätır, auf den Nothfall eingeschränkt, und nun — tausend Jahre später — ist sie ein Fremdling in Europa geworden. — Dagegen ist das Volltrinken noch immer gebräuchlich, so wie der Ehebruch. Wegen beider Sünden wurde gefastet bei Wasser und Brot; — jetzt nicht mehr, weil nach beiden Niemand mehr fragt, und gäbe es auch noch Bischöfe, die fragen möchten, so gibt es doch keine Sünder mehr, die zu antworten Lust hätten.

Eine psychologische Frage.

Kann ein Eroberer sich jemals ein Ziel stecken, so lange noch irgend eine bedeutende Macht nicht von ihm unterjocht worden?" — Wenn man die Frage blos historisch beantworten wollte, so würde man mit dem Nein schnell hervorrücken, denn die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die Eroberungssucht immer ein Ziel findet. Aber auch blos psychologisch betrachtet, muß man dasselbe behaupten. Ein Eroberer nämlich kann nicht aufhören zu erobern wenn er auch wollte. Jeder ausgezeichnete Mensch verschreibt seine Seele einer Leidenschaft, die ihn beherrscht. Jedes Laster und jede Tugend wird dem Menschen zur Gewohnheit, von der er nicht mehr ablassen kann. Es

ist am Ende nicht mehr das Vergnügen, einen Zweck zu erreichen, sondern blos die gewohnte Weise, die Seele zu beschäftigen. Der Geizhals, zum Exempel, sammelt immer fort, und verspräche man ihm Krösus Schätze, unter der Bedingung, nicht mehr zu sammeln, so würde er mitten unter diesen Schätzen sich unglücklich fühlen. Was soll denn ein Held thun, der seit einer Reihe von Jahren beständig zu Felde lag, und alle seine Seelenkräfte nur auf Eroberungen richtete? welcher andere Zeitvertreib kann ihn wohl noch reizen? man gebe ihm einen Welttheil, so wird er nach dem andern streben; man gebe ihm die Welt, so wird er vor langer Weile sterben.

Wenn ein Minister den großen Geschäften sich entzieht, an die sein Geist seit vielen Jahren sich gewöhnte, wenn er auf's Land geht, um im Genuß der Natur die letzten Tage seines Lebens hin zu bringen; wird er glücklich sein? Nimmermehr! er hat keinen Sinn für diesen Genuß; er empfindet eine unaussprechliche Leere, und, wenn es von ihm abhängt, so kehrt er in den Strudel der Welt zurück, und schwimmt in seinem Elemente, bis er den letzten Athem verliert.

Eben so ein Schriftsteller, der seine Lebenszeit am Schreibtisch zubrachte. Sei er mit Ruhm gekrönt, habe er sich Reichthümer erworben; man nehme ihm die Feder und man wird ihn tödten.

Man weiß, daß Rammler sich stets damit beschäftigte, an fremden Versen zu feilen. Einst hatte er das auch mit einigen Versen von Göckingk gethan, der es übel

empfand. Die beiden Dichter schmollten mit einander. Einer geistreichen Dame gelang es, sie zu versöhnen. Der liebenswürdige Göckingk, herzlich froh über diese Aussöhnung, feierte sie in Versen, welche er der Vermittlerin brachte. Es waren recht artige Verse, welche die Dame Rammler zeigte, dem sie gleichfalls so wohl gefielen, daß er sich eine Abschrift davon ausbat. Er erhielt sie. Am andern Morgen fand er sich wieder bei der Dame ein, und brachte ihr das Gedicht, von ihm ausgefeilt, zurück. Es war eine Eroberung, die er, gleich nach dem Frieden, auf's neue in Göckingk's Gebiete gemacht hatte.

Wenn folglich überall der menschliche Geist sich nach und nach einen Wirkungskreis verschafft, ohne welchen er ein Licht im luftleeren Raume ist, welches verlöschen muß, wie darf man jemals vom Eroberer erwarten, daß er sich ein Ziel stecken werde, dessen Erreichung die Thätigkeit seiner Seele nothwendig vernichten müßte? Er kann das nicht; es müßte ihm denn gehen wie dem schnaubenden Saulus, Gott selbst mußte ihn durch eine himmlische Stimme in einen frommen Paulus bekehren.

Daher muß man die Blindheit der Vögel des Waldes bemitleiden, welche, als sie einen Adler über sich schweben sahen, ihm einige Tauben, einige Lerchen und einige Krammsvögel überließen in der Hoffnung, daß nunmehr die Rebhühner und die Wachteln in Sicherheit vor ihm bleiben würden. Kaum hatte der Adler den letzten Krammsvogel verzehrt, so stieß er auf das nächste Rebhuhn.

Anekdoten aus Portugal und Spanien.

Der Fluß Tajo oder Tejo ist, wegen der ungeheuren Felsen, die seinen Lauf beengen, nur eine kurze Strecke über Lissabon schiffbar. Unter Karl II. erbot sich eine Gesellschaft Niederländer, gegen eine ihnen zu bewilligende Abgabe ihn schiffbar zu machen. Der große Vortheil war einleuchtend. Es wurde verschiedenemal zu Lissabon und Madrid königlicher geheimer Rath deswegen gehalten, und der Beschluß lautetete wie folgt: »Hätte Gott den Tejo schiffbar machen wollen, so hätte er keiner Menschen Hilfe dazu bedurft; es würde folglich eine Sünde sein, wenn man es wagte, ein solches Werk zu unternehmen.»

Auf ähnliche Weise verschmähen die Einwohner von Minorca, jemals einen Baum zu pfropfen oder zu impfen, denn — sprechen sie — »Gott weiß am besten, wie ein Baum wachsen soll.» —

Auf den Straßen von Lissabon pflegen Männer zu sitzen, welche abgerichtete Paviane vermiethen, um — den Leuten das Ungeziefer vom Kopfe zu suchen, welches diese Bestien mit der ekelhaftesten Geschicklichkeit verrichten. Für jeden Kopf, den sie auf diese Weise vor aller Welt Augen reinigen, verdienen sie einen Viato, eine kleine Münze.

Vor mehr als dreißig Jahren legte man zu Lissabon einen öffentlichen Spazirgang an, eine lange Allee, an ..ren beiden Enden man zwei anmuthige Gegenstände

zum point de vue wählte, nämlich das Inquisitions-Haus und einen Galgen, damit der Lustwandelnde, er möge sich kehren wohin er wollte, Stoff zu erbaulichen Betrachtungen finden möchte. —

Wer Lust hat, sich im Komplimenten-Briefstil zu üben, der muß nach Oporto reisen; dort findet er in der Franziskaner-Kirche eine große Menge dergleichen offener Briefe, an Fäden gereiht, sämmtlich an den heiligen Franziskus gerichtet, in welchen ihm auf die mannichfaltigste Weise Komplimente über seinen Einfluß bei der heiligen Jungfrau gemacht werden. —

In der Sakristei des Escurials ist ein Gemälde von einem ziemlich berühmten Maler Tintorello befindlich. Es stellt das Fußwaschen vor. Unter andern seltsamen Ideen liegt auch ein Jünger Christi auf der Erde, und ein anderer gibt sich alle Mühe, ihm den Strumpf auszuziehen. —

Welche offenbare Lügen die Reisebeschreiber sich oft erlauben, beweist eine Stelle in Twiß Reisen durch Portugal und Spanien, Seite 135, wo er behauptet, es gäbe nicht zwei Nationen, die sich so vom Herzen haßten, als die Spanier und Franzosen; die letzteren würden in Spanien Gavachos genennt. Er erzählt, er habe einen französischen Bedienten Baptiste gehabt, den Weiber und Straßenjungen stets ausgelacht, und ihm nachgerufen hätten: wik, wik, Gavacho! — Nun wissen wir ja aber aus den neuern französischen Zeitungen, wie außerordentlich die Spanier erfreut waren, als die Franzosen ein-

rückten; folglich hat entweder Twiß gelogen, oder die Nationalstimmnng hat seitdem sich sehr geändert. —

In Toledo ist eine Fabrik von Degenklingen. Diejenigen, welche für die Soldaten gemacht werden, tragen eine Devise, welche (wenn sie nur auch befolgt würde) jeder Degenklinge zur Zierde gereicht: Ziehe mich nicht ohne Ursache, und stecke mich nicht ohne Ehre wieder ein. Noch besser würde es heißen: »Ziehe mich nicht ohne eine rechtliche Ursache.« O wie manche Klinge würde dann in der Scheide bleiben! —

Auf allen spanischen Märkten werden Hörner von Thon von allerlei Größe verkauft, womit man eifersüchtigen Ehemännern ein spaßhaftes Geschenk zu machen pflegt. —

Zwei Beispiele von außerordentlichem Muth.

Ein Europäer, von Jugend auf am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnend, befand sich gerade am Ufer, als ein Schiff durch einen fürchterlichen Sturm an den Klippen zertrümmert wurde. Den größten Theil der Equipage verschlangen sogleich die Wellen; die noch übrigen kämpften den ungleichen Kampf mit dem Tode, indem sie sich an die Trümmer klammerten. Ihr Geschrei konnte man nicht hören, aber die Verzweiflung sprach aus ihren Geberden. Das Meer wälzte sich über sie hin, und ging so hoch, daß keine Schaluppe den Versuch wagte, ihnen

Hilfe zu bringen. Jener Europäer — er war ein Holländer — konnte den Anblick nicht ertragen. Er ließ seinem Pferde Branntwein in die Nasenlöcher blasen, stemmte sich fest in die Steigbügel, und spornte das Roß mitten in die wüthenden Wellen, die es sammt dem kühnen Reiter bedeckten. Aber glücklich gelangte er bis zum Schiff, ließ einen Menschen auf jeder Seite des Pferdes an sein Bein sich klammern, und brachte diese beiden glücklich an's Ufer. Kaum hatte er sie abgesetzt, so unternahm er die gefahrvolle Reise auf's neue; er unternahm sie siebenmal und rettete vierzehn Menschen. Aber das achte Mal warf eine ungeheure Welle das Pferd um, der Reiter verlor die Steigbügel und wurde verschlungen. Das treffliche Roß kam allein zurück! —

Ein Creole, der tief im Lande wohnte, bekam den Krebs an der Hand, als Folge einer vernachlässigten Wunde. Da er von jeder menschlichen Hilfe zu weit entfernt war, so half er sich selbst, nahm ein Beil und hieb sich mit einem Streiche den Arm ab, den er auch selbst mit zuvor gesammelten Kräutern verband und glücklich heilte. — Man möchte fragen: in welchem dieser beiden Fälle mehr Muth erforderlich gewesen? — Alle Stimmen entscheiden für den Holländer. Freilich besaß er den schönern Muth (gleichsam die Poesie des Muthes, wie Herr Schlegel sich ausdrücken würde), denn er wagte sein Leben nicht aus Selbstliebe sondern aus Menschenliebe; aber würde er sich auch den Arm selbst abgehauen haben, wenn er in der Lage des Creolen sich befunden hätte? Dieser wußte

ganz gewiß, daß er, im glücklichsten Falle, ein Krüppel wurde; jener hoffte doch, im Vertrauen auf sein Roß, daß es gelingen werde. Dieser hatte Zeit, die Gefahr zu betrachten; jenen ergriff und betäubte der Augenblick. Es gibt wenige Menschen, die einen hohen Grad von Muth bei kaltem Blute, nach gepflogener Ueberlegung, äußern; hingegen gibt es vielleicht keinen, der nicht Momente des Muthes hätte, wo irgend ein erschütternder Gegenstand plötzlich die Nerven anspannt, durch deren Reiz er, oft zu seinem eigenen Erstaunen, Heldenthaten vollbringt.

Die Eroberung der Insel Celebes.

Es gibt sehr wenige Eroberungen in der Welt, deren ein rechtlicher Mann sich rühmen dürfte, weil sie fast immer aus Herrschsucht, Ruhmsucht oder Habgier unternommen werden. Unter diesen drei Furien, welche die Eroberer peitschen, ist die letztgenannte die häßlichste und grausamste; daher die im Jahre 1560 von den Holländern begonnene Eroberung der Insel Celebes eine der schändlichsten in der Geschichte. Wenn ich erzähle, wie es dabei zuging, so beweise ich zugleich, daß wir das Gräßlichste nicht erlebt haben.

Celebes ist bekanntlich eine große Insel, nordwestlich von den Molucken gelegen. Sie würde vielleicht, wegen der großen Hitze, unbewohnbar sein, wenn nicht häufige Stürme und Regengüsse die Luft erfrischten. Der König

von Macassar war der Mächtigste unter den Beherrschern von Celebes. Jede seiner Provinzen erfreute sich irgend einer schönen, oder reichen Gabe der Natur. Die Gebirge liefern Gold, Kupfer, Zinn; die Wälder Ebenholz, Sandelholz und andere köstliche Holzarten; die Ströme einen Ueberfluß an Fischen; in den Thälern duften Orangenbäume. Die herrlichsten Früchte aller Art winken von allen Zweigen. Die feinste Baumwolle wächst ohne Pflege; der Seidenwurm liefert im Freien sein köstliches Gespinnste. Die Häger sind belebt durch zahllose Vögel mit buntem Gefieder und lieblichen Kehlen; der Schmelz der Wiesen wird nirgends so üppig gefunden. Da weiden in großen Herden Büffel, Pferde, Hirsche, von keinem Tiger, keinem Löwen oder Elephanten verscheucht, denn diese furchtbaren Geschöpfe kennt Celebes nicht. Nur die Menge der Affen ist beschwerlich, und würde es mehr noch sein, wenn nicht unaufhörlich eine große Schlange Jagd auf sie machte.

Sichere Häfen locken Schiffe an die Insel, deren Hauptstadt Mancassara heißt. Die Bewohner waren vormals Heiden, allein die portugiesischen Christen kamen von den Molucken herüber, und die Mahomedaner von Sumatra; jene predigten das Evangelium, diese den Koran. Der König von Macassar war verlegen, welche Lehre er annehmen sollte. Er befragte seine Weisesten um Rath, und diese meinten in ihrer Einfalt: er solle dem Glauben huldigen, dessen Prediger zuerst sich bei ihm einfinden würden, sintemal Gott unmöglich zugeben könne, daß der Irrthum früher anlange als die Wahrheit. Die guten Leute wuß-

rätherei hatte. Allein sobald er sie erfuhr, zeigte er sich des Throns würdig, er sammelte seine Getreuen, die Nation griff zu den Waffen, und die Räuber wurden bis über den Grenzstrom zurückgejagt. Hier aber setzten sie sich fest, in Hoffnung baldiger Hilfe aus Batavia. Der König versuchte vergebens, sie aus diesem festen Posten zu vertreiben, ermüdete sie aber durch unaufhörliche Angriffe, und verminderte täglich ihre Anzahl.

In dieser verzweifelten Lage nahmen sie ihre Zuflucht zu einem satanischen Mittel — denn die Eroberungssucht verschmäht keines. — Sie hatten nämlich bemerkt, daß die Feinde während der Nacht an den Strom herabkamen, um zu trinken. Alsobald sandten sie Leute aus, die in den Gebirgen geboren und erzogen waren, und die dort in Menge wachsenden giftigen Kräuter kannten. Es gibt deren in diesem heißen Klima so giftige, daß man, ohne Lebensgefahr, nicht einmal ihren Duft einathmen darf. Von diesen wurde eine hinreichende Menge gesammelt, um den ganzen Strom dadurch zu vergiften. Freilich mußte der Augenblick sehr wohl berechnet werden. Man bemerkte die Stunde, in welcher die Königlichen zu trinken pflegten, man schüttete einige Meilen oberwärts die giftigen Kräuter in's Wasser, beobachtete sorgfältig die Schnelligkeit des Stroms, und brachte es nach einigen Versuchen so weit, daß die giftschwangern Wellen gerade vor dem königlichen Lager vorbeiströmten, wo die Durstigen sich einfanden, um sie mit ihren Lippen aufzufangen.

Das höllische Bubenstück gelang. Viele starben auf der Stelle; viele schleppten sich noch bis zu ihren Zelten, hauchten dort den Geist aus, und Schrecken verbreitete sich im Lager. Dieses gräßliche Schauspiel wurde mehrere Tage hintereinander erneuert, ehe man die wahre Ursache und deren Möglichkeit ahnete. Jetzt floh das sehr geschwächte Heer die furchtbaren Ufer; sogleich gingen die Holländer wieder über den Fluß, und verfolgten es bis unter die Mauern der Hauptstadt, welche sie umzingelten und alle Zufuhr abschnitten, indessen zwei ihrer Schiffe den Hafen blockirten. Alle Reißfelder wurden angezündet, alle benachbarte Dörfer geplündert, und wer nicht ermordet wurde, mußte in die Gebirge fliehen.

Der König hatte einen tapfern Bruder, Daen Ma Allé, der oft kühne Ausfälle that. Allein die Holländer zogen sich jedesmal zurück, weil sie durch Hunger zu erzwingen hofften, was sie durch offenbare Gewalt noch nicht bewirken konnten. Auch wurden die Lebensmittel in der belagerten Stadt sehr bald erschöpft; man wog den Reiß gegen Gold auf, und mehrere Monate lang fristete man das Leben mit altem in Wasser gekochten Leder.

Der König hoffte ängstlich auf die Ankunft portugiesischer Schiffe, die jährlich um diese Zeit in seine Häfen einzulaufen pflegten. Sie erschienen endlich, aber zu gleicher Zeit mehr als dreißig Fahrzeuge unter holländischer Flagge, welche die wenigen portugiesischen Schiffe umringten und im Angesicht der Stadt wegnahmen. Zwei der Holländer

setzten neue Räuber an's Land, die sich sogleich mit den Giftmischern vereinigten. Fünf andere beschossen das portugiesische Fort, und bedurften nur eines einzigen Tages, um es in Trümmer zu schießen. Der größte Theil der Besatzung, sammt dem braven Kommandanten, wurden unter diesen Trümmern begraben. Alle die noch übrigen wollten nur mit den Waffen in der Hand sterben. Die Witwe des getödteten Kommandanten, ein hochherziges Weib, (das so manchen Mann der neuern Zeit beschämt) wollte ihren Gatten nicht überleben; sie ließ die Kanonen mit Goldstangen, Edelsteinen und allen Kostbarkeiten laden, die man nur hineinpfropfen konnte, ergriff dann selbst die Lunte und feuerte sie ab, gegen das Meer gerichtet, um die holländische Habgier zu täuschen. Dann flog sie an die gefährlichsten Stellen, kämpfte und fand den gesuchten Tod.

Von der kleinen, aus sieben Schiffen bestehenden portugiesischen Flotte wurden drei verbrannt, zwei in den Grund geschossen, und nur zwei erobert. Alle sieben Befehlshaber kamen um; mit ihnen begrub sich der Ruhm in den Wellen, die Schande blieb den Siegern, welche nunmehr die Hauptstadt zu Wasser und zu Lande stürmten. Zu ihrem Erstaunen fanden sie noch immer einen verzweifelten Widerstand; der König und sein Bruder verrichteten Wunder der Tapferkeit, und erst, nachdem durch eine Miene der größte Theil der Mauern sammt des Königs Palast in die Luft gesprengt waren, begehrte der unglückliche Fürst

Frieden. Er mußte sich allen Bedingungen unterwerfen, welche den Siegern vorzuschreiben beliebte. Das Fort und der Hafen, sammt einen Distrikt von mehreren Meilen, wurde den Holländern abgetreten; die Jesuiten vertrieben, ihre Häuser und Kirchen zerstört und ihre Güter confiscirt, zum Ersatz (wie man vorgab) für die Kosten einer holländischen Gesandtschaft nach China, welche, durch die Intriguen der Jesuiten, dort ihren Zweck verfehlt habe. Die Portugiesen verloren alle Aemter und Würden, welche der König ihnen anvertraut hatte; ihre Magazine wurden verschlossen, ihre Festungswerke zerstört. Was im Lande bleiben wollte, mußte sich gefallen lassen, allem Handel zu entsagen, und in einem entfernten Dorfe verbannt zu leben. Der König mußte eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken nach Batavia schicken, um dort die Ratifikation des Traktats zu bewirken. Um diesen hohen Preis versprachen die Holländer ihn nicht weiter zu beunruhigen und auch im Nothfall zu beschützen.

Der König unterschrieb seufzend diesen schimpflichen Traktat, allein der wackere Daen MaAllé weigerte sich dessen, kehrte lieber seinem unterjochten Vaterlande den Rücken zu und floh nach Syrien, wo er arm aber frei sein Leben endete. — So sind die Holländer zum Besitz der Insel Celebes gelangt. Leider geht es mit Eroberungen der Nationen gerade so wie mit Reichthümern der Privatpersonen: die Quellen, aus welchen diese oder jene flossen, mögen noch so unrein, die angewandten Mittel noch so schändlich sein, Alles wird vergessen, die Zeit heiligt jeden Raub,

und das Zujauchzen der Schmeichler erstickt die Stimme des Gewissens, wenn sie anders je sich vernehmen ließ.

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Justiz auf der Insel Sumatra im Königreiche Achem.

Die Ehrfurcht vor den Gesetzen ist dort so unbegrenzt, daß, wenn ein schwaches Weib, oder auch nur ein Kind, einen Verbrecher auf der Straße packt, dieser nicht wagt sich los zu reißen, sondern sich ohne den mindesten Widerstand vor den Richter führen läßt, der ihm auf der Stelle das Urtheil spricht. Die Strafe für gewöhnliche Verbrechen ist die Bastonade. Der Schuldige empfängt sie, von Zuschauern umringt, aber nach der Exekution begibt sich ein jeder ganz ruhig nach Hause; man hört keine Klage, keinen Vorwurf, Niemand raisonnirt.

Ein gewisser Beaulieu hatte einst Geschäfte im Gerichtshof, wurde sehr höflich aufgenommen, und war Zeuge von mehreren Händeln. Unter andern schleppte ein Mann seinen Nachbar vor Gericht, der über den Zaun geguckt hatte, a[illegible] Frau sich badete. Die keusche Dame hatte es ihrem Manne geklagt, und dieser sogleich den lüsternen Zuschauer ergriffen. Er wurde verurtheilt, dreißig Hiebe mit dem Ratan auf die Schultern zu empfangen. Ra-n ist eine chinesische, sehr schlanke, aber sehr harte Pflanze, n man sich statt eines Korporalstocks bedient. Der Hen-

ker führte den armen Teufel, der seine Augenlust so streng büßen sollte, hinaus, um das Urtheil sogleich zu vollziehen. Der Ratan war schon aufgehoben, da fing der Delinquent an zu kapituliren, und bot sechs Mazes (eine dortige Münze). Der Henker forderte deren vierzig, und als jener sich noch bedachte, gab er ihm den ersten Streich so derb, daß er sich augenblicklich zu zwanzig Mazes verstand. Um diesen Preis wurde der Handel geschlossen, das Urtheil zwar nichts desto weniger vollzogen, allein so obenhin, daß der Ratan kaum die Kleider berührte. Diese Kapitulation ging vor sich in Gegenwart des Richters und seiner Beisitzer, die nicht das Geringste dagegen hatten. Der Bestrafte mischte sich nachher ganz ruhig unter die Zuschauer, um die folgenden Urtheile mit anzuhören.

Beaulieu erfuhr von seinem Dolmetscher, das sei so der Gebrauch. Der König ließe fast täglich Nasen abschneiden, Augen ausstechen, kastriren, Füße, Hände und Ohren abhauen. Der Henker pflegte dann den Delinquenten zu fragen: Wie er es gehalten wissen wolle? Ob man ihm recht sauber kastriren, oder die Nase mit Einem Schnitt ablösen, oder (wenn er gar zum Tode verdammt war) ihn schnell ohne viele Martern hinrichten solle? — Der Handel wurde in Gegenwart der Zuschauer geschlossen, und das Geld sogleich bezahlt. Wer kein Geld hatte, oder damit geizte, der lief Gefahr, sich die Nase dergestalt ausschälen zu sehen, daß das Gehirn zum Vorschein kam, oder, sammt dem Ohr, auch einen Theil der Backe zu verlieren u. s. w.

Allein Beaulieu bewunderte, daß selbst für Leute von

und das Zujauchzen der Schmeichler erstickt die Stimme des Gewissens, wenn sie anders je sich vernehmen ließ.

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Justiz auf der Insel Sumatra im Königreiche Achem.

Die Ehrfurcht vor den Gesetzen ist dort so unbegrenzt, daß, wenn ein schwaches Weib, oder auch nur ein Kind, einen Verbrecher auf der Straße packt, dieser nicht wagt sich los zu reißen, sondern sich ohne den mindesten Widerstand vor den Richter führen läßt, der ihm auf der Stelle das Urtheil spricht. Die Strafe für gewöhnliche Verbrechen ist die Bastonade. Der Schuldige empfängt sie, von Zuschauern umringt, aber nach der Exekution begibt sich ein jeder ganz ruhig nach Hause; man hört keine Klage, keinen Vorwurf, Niemand raisonnirt.

Ein gewisser Beaulieu hatte einst Geschäfte im Gerichtshof, wurde sehr höflich aufgenommen, und war Zeuge von mehreren Händeln. Unter andern schleppte ein Mann seinen Nachbar vor Gericht, der über den Zaun geguckt hatte, [illegible] Frau sich badete. Die keusche Dame hatte es ihrem Manne geklagt, und dieser sogleich den lüsternen Zuschauer ergriffen. Er wurde verurtheilt, dreißig Hiebe mit dem Ratan auf die Schultern zu empfangen. Ratan ist eine chinesische, sehr schlanke, aber sehr harte Pflanze, deren man sich statt eines Korporalstocks bedient. Der Hen-

ker führte den armen Teufel, der seine Augenlust so streng büßen sollte, hinaus, um das Urtheil sogleich zu vollziehen. Der Ratan war schon aufgehoben, da fing der Delinquent an zu kapituliren, und bot sechs Mazes (eine dortige Münze). Der Henker forderte deren vierzig, und als jener sich noch bedachte, gab er ihm den ersten Streich so derb, daß er sich augenblicklich zu zwanzig Mazes verstand. Um diesen Preis wurde der Handel geschlossen, das Urtheil zwar nichts desto weniger vollzogen, allein so obenhin, daß der Ratan kaum die Kleider berührte. Diese Kapitulation ging vor sich in Gegenwart des Richters und seiner Beisitzer, die nicht das Geringste dagegen hatten. Der Bestrafte mischte sich nachher ganz ruhig unter die Zuschauer, um die folgenden Urtheile mit anzuhören.

Beaulieu erfuhr von seinem Dolmetscher, das sei so der Gebrauch. Der König ließe fast täglich Nasen abschneiden, Augen ausstechen, kastriren, Füße, Hände und Ohren abhauen. Der Henker pflegte dann den Delinquenten zu fragen: Wie er es gehalten wissen wolle? Ob man ihm recht sauber kastriren, oder die Nase mit Einem Schnitt ablösen, oder (wenn er gar zum Tode verdammt war) ihn schnell ohne viele Martern hinrichten solle? — Der Handel wurde in Gegenwart der Zuschauer geschlossen, und das Geld sogleich bezahlt. Wer kein Geld hatte, oder damit geizte, der lief Gefahr, sich die Nase dergestalt ausschälen zu sehen, daß das Gehirn zum Vorschein kam, oder, sammt dem Ohr, auch einen Theil der Backe zu verlieren u. s. w.

Allein Beaulieu bewunderte, daß selbst für Leute von

und das Zujauchzen der Schmeichler erstickt die Stimme des Gewissens, wenn sie anders je sich vernehmen ließ.

Proben von der empfehlungswürdigen Criminal-Justiz auf der Insel Sumatra im Königreiche Achem.

Die Ehrfurcht vor den Gesetzen ist dort so unbegrenzt, daß, wenn ein schwaches Weib, oder auch nur ein Kind, einen Verbrecher auf der Straße packt, dieser nicht wagt sich los zu reißen, sondern sich ohne den mindesten Widerstand vor den Richter führen läßt, der ihm auf der Stelle das Urtheil spricht. Die Strafe für gewöhnliche Verbrechen ist die Bastonade. Der Schuldige empfängt sie, von Zuschauern umringt, aber nach der Exekution begibt sich ein jeder ganz ruhig nach Hause; man hört keine Klage, keinen Vorwurf, Niemand raisonnirt.

Ein gewisser Beaulieu hatte einst Geschäfte im Gerichtshof, wurde sehr höflich aufgenommen, und war Zeuge von mehreren Händeln. Unter andern schleppte ein Mann seinen Nachbar vor Gericht, der über den Zaun geguckt hatte, [illegible] Frau sich badete. Die keusche Dame hatte es ihrem Manne geklagt, und dieser sogleich den lüsternen Zuschauer ergriffen. Er wurde verurtheilt, dreißig Hiebe mit dem Ratan auf die Schultern zu empfangen. Ratan ist eine chinesische, sehr schlanke, aber sehr harte Pflanze, deren man sich statt eines Korporalstocks bedient. Der Hen-

ker führte den armen Teufel, der seine Augenlust so streng büßen sollte, hinaus, um das Urtheil sogleich zu vollziehen. Der Ratan war schon aufgehoben, da fing der Delinquent an zu kapituliren, und bot sechs Mazes (eine dortige Münze). Der Henker forderte deren vierzig, und als jener sich noch bedachte, gab er ihm den ersten Streich so derb, daß er sich augenblicklich zu zwanzig Mazes verstand. Um diesen Preis wurde der Handel geschlossen, das Urtheil zwar nichts desto weniger vollzogen, allein so obenhin, daß der Ratan kaum die Kleider berührte. Diese Kapitulation ging vor sich in Gegenwart des Richters und seiner Beisitzer, die nicht das Geringste dagegen hatten. Der Bestrafte mischte sich nachher ganz ruhig unter die Zuschauer, um die folgenden Urtheile mit anzuhören.

Beaulieu erfuhr von seinem Dolmetscher, das sei so der Gebrauch. Der König ließe fast täglich Nasen abschneiden, Augen ausstechen, kastriren, Füße, Hände und Ohren abhauen. Der Henker pflegte dann den Delinquenten zu fragen: Wie er es gehalten wissen wolle? Ob man ihm recht sauber kastriren, oder die Nase mit Einem Schnitt ablösen, oder (wenn er gar zum Tode verdammt war) ihn schnell ohne viele Martern hinrichten solle? — Der Handel wurde in Gegenwart der Zuschauer geschlossen, und das Geld sogleich bezahlt. Wer kein Geld hatte, oder damit geizte, der lief Gefahr, sich die Nase dergestalt ausschälen zu sehen, daß das Gehirn zum Vorschein kam, oder, sammt dem Ohr, auch einen Theil der Backe zu verlieren u. s. w.

Allein Beaulieu bewunderte, daß selbst für Leute von

fünfzig oder sechzig Jahren solche Verstümmelungen selten tödtlich wurden, ob man gleich keine andern Heilmittel anwendet, als Wasser und einen leichten Verband.

Uebrigens wird die Ehre des Bestraften dadurch auf keine Weise gekränkt; ja er durfte ohne Bedenken denjenigen umbringen, der es wagte, ihm den kleinsten Vorwurf deshalb zu machen; denn — sagen die Einwohner von Achem — jeder Mensch kann fehlen, allein die Strafe vertilgt den Fehler.

Sehr natürlich ist der Henker eine der reichsten und angesehensten Personen im Staate. Man sagt, er müsse mit dem Könige das Geld theilen, welches er für sauber abgeschnittene Nasen und Ohren empfängt, und Seiner Majestät Schatulle soll sich sehr wohl dabei befinden. — Wie glücklich sind wir in Europa, daß wir wenigstens solche gezwungene Anleihe nicht kennen!

Panthea.

In unsern kriegslustigen Zeiten wird der Name Xenophon öfter als gewöhnlich ausgesprochen, und vielleicht haben meine schönen Leserinnen schon von ihm gehört, als von einem Manne, der mit zehntausend Griechen einen sehr gefährlichen Rückzug glücklich vollbrachte, und dieses gefährliche Kunststück selbst sehr schön beschrieb. Vielleicht empfinden Sie aber eben deswegen eine Art von Geringschätzung gegen ihn, da — wie man behauptet — viele

unter Ihnen nur die Helden unserer Zeit bewundern, die immer vorwärts gehen, auf dem Schlachtfelde wie in der Liebe.

Sie sollen aber wissen, daß Xenophon noch ein anderes Buch geschrieben hat, die Geschichte des persischen Königs Cyrus, in welcher eine Episode vorkommt, die da beweist, daß er ein Mann, nicht allein von kriegerischem, sondern auch von gefühlvollem Herzen war, und so werden Sie ihn um so lieber begnadigen, da dieser längst vermoderte Grieche keinem Ihrer lebendigen Neu-Römer im Wege steht. Vielleicht kennen Sie auch schon das rührende Schicksal der Panthea, haben es aber als Roman aufgestutzt gelesen, da ich hingegen einen ungekünstelten Auszug aus der griechischen Urschrift Ihnen mittheile, und bei den interessantesten Stellen mich der eigenen Worte Xenophon's bedienen werde. Seine einfache Erzählung, verglichen mit unsern gewöhnlichen Romanen, ist eine Nimphe im schneeweißen Gewand, die neben einer buntgeschmückten Buhlerin steht.

Abradates, der König von Susiana, war Panthea's Gemahl und ihrer würdig. In der ersten Schlacht, welche der siegreiche Cyrus den Assyrern lieferte, befand sich dies schöne Weib unter den Gefangenen. Ihr Gemahl hatte eine Gesandschaftsreise zu dem Könige von Bactriana unternehmen müssen, und war folglich abwesend. Cyrus ertheilte einem jungen Meder, Namens Arasses, den Auftrag, ihr Hüter zu sein, bis Abradates kommen und sie zurückfordern würde. Xenophon bedient sich einer eigenen Wendung, um

Panthea's Schönheit zu beschreiben. Arasses stattet dem Cyrus Bericht ab, und fragt, ob er auch das Weib gesehen, dessen Obhut er ihm anvertrauet? — Nein, antwortet Cyrus.

»Ich habe sie gesehen,« fährt Arasses fort, »und wählte sie für dich. Als wir in ihr Zelt traten, erkannten wir sie nicht sogleich, denn sie saß auf dem Boden, von ihren Sklavinnen umringt, und gekleidet wie diese. Doch kaum hatten wir einen aufmerksamen Blick auf Alle geworfen, als wir nicht mehr in Zweifel standen, welche von ihnen Panthea sei, obgleich ein Schleier ihr gebücktes Haupt verhüllte. Wir baten sie aufzustehen, ihre Sklavinnen erhuben sich zu gleicher Zeit; da ragte sie unter Allen hervor durch hohen, schlanken Wuchs, Adel und Anmuth in ihrem ganzen Wesen. Das einfache Gewand nahm ihr nichts, das Kostbarste hätte ihr nichts geliehen. Der Schleier war in ihren Thränen gebadet, sie flossen zu ihren Füßen. Da redete der Aelteste unter uns sie also an: Sei ruhig, fasse Muth. So groß und liebenswürdig auch dein Gemahl sein mag, so dürfen wir doch kühn behaupten, daß der Held, dem du bestimmt bist, ihm an Schönheit, Geist und Macht nicht weicht. Ja, Cyrus ist es, dem Bewunderung gebührt, und dem du künftig angehören wirst. — Diese Worte vernehmend, zerriß sie ihren Schleier und brach in Wehklagen aus, in welche ihre Weiber mit einstimmten. In ihrem Schmerz sich vergessend, ließ sie Gesicht und Brust und Hände uns sehen, und wir mußten

bekennen, daß nie eine vollkommnere Sterbliche in Asien geboren worden.»

Der edle Cyrus fühlte bei dieser Beschreibung, wie gefährlich die schöne Gefangene für seinen Ruhm werden könne, und beschloß sie nie zu sehen, ihr aber alle ihrem Range schuldige Ehre zu erweisen. Nur Eins vergaß er: einem Hüter sie zu vertrauen, den sein Alter vor den, von ihm selbst geahneten Gefahren schützen könnte. Arasses sah Panthea, und sah sie nicht ungestraft. Die heftigste Leidenschaft ergriff ihn und riß ihn zu ihren Füßen. Panthea ließ den König davon unterrichten, der, um den Jüngling zu entfernen, ihm auftrug, sich als Ueberläufer zu dem Feinde zu begeben, um dessen Entwürfe auszukundschaften. Arasses gehorchte, und schnell verbreitete sich das Gerücht im Lager, er habe seines Königs Partei verlassen. Panthea war nicht die letzte, welche es erfuhr. Sie glaubte, hoffnungslose Liebe habe ihn zum Verräther an seinem gütigen Herrn gemacht. Es schmerzte sie, daß ihr großmüthiger Sieger einen treuen Freund durch sie verlieren sollte. Willst du es — ließ sie dem Cyrus entbieten — so werde ich meinen Gemahl bewegen, daß er zu dir eile, und dir den Arasses ersetze. — Cyrus willigte ein, und bald erschien Abradates an der Spitze von zweitausend Reitern, durchdrungen von des Königs Großmuth und brennend vor Begierde, ihm seine Dankbarkeit durch Thaten zu beweisen. — Es bot sich nur zu bald die Gelegenheit dar. Eine Schlacht sollte geliefert werden. Xenophon selbst möge erzählen.

»In dem Augenblicke, wo Abradates den Harnisch — nach Gewohnheit seines Landes von Leinwand genähet — anlegen wollte, brachte ihm Panthea einen goldenen Helm, Armschienen und Armringe von demselben Metall, ein Purpurgewand, das in Falten bis auf die Erde floß, und einen goldfarbenen Federbusch. Alles hatte sie insgeheim für ihn verfertigen lassen. Ueberrascht und gerührt machte Abradates ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie ihres Schmuckes sich beraubt habe, um diese köstliche Rüstung ihm zu verschaffen. Du bist mein Schmuck, war ihre ganze Antwort; du bist mein Stolz, wenn Aller Augen bewundernd auf dich gerichtet sind. So sprechend, legte sie ihm selbst die Waffen an, und mühte sich vergebens, die Thränen zu verschlucken, die über ihre Wangen rollten.

„Abradates, der ohnehin stattliche Mann, erschien noch herrlicher in der neuen Rüstung. Schon hatte er die Zügel aus den Händen seines Knappen empfangen, schon hob er den Fuß, um den Wagen zu besteigen, als Panthea die Umstehenden entfernte und also zu ihm sprach: Mein Gemahl! du bist mir Alles auf der Welt! allein ich schwöre dir bei meiner Liebe und bei der deinigen, daß ich es vorziehe, dir in ein ruhmvolles Grab zu folgen, als ehrlos mit einem entehrten Manne zu leben. Erinnere dich der Wohlthaten des Cyrus. Mich, eine Gefangene, seinen Küsten Unterworfene, hat er nicht als Sklavin behandelt, mir nicht unter schimpflichen Bedingungen die Freiheit angeboten; für dich hat er mich treu bewahrt, als sei ich Weib seines Bruders.»

»Abradates, tief gerührt, legte seine Hand auf das Haupt der Gattin, hob die Augen gegen Himmel und rief: Großer Gott! laß mich sterben, Panthea's würdiger Gemahl, des Cyrus würdiger Freund! — Mit diesen Worten schwang er sich auf den Wagen, und verschloß sich darin mit seinen Knappen. — Panthea, die den Geliebten nicht mehr umarmen konnte, küßte den Wagen, der aber schnell dahin rollte. Sie sah ihm nach. Noch Einmal wandte sich Abradates: tröste dich! rief er, wir müssen uns trennen! leb' wohl! — Panthea sank in die Arme ihrer Weiber, die sie zu ihrem Wagen führten. — Jetzt erst wandten sich Aller Blicke auf Abradates, denn Niemand hatte seiner geachtet, so lange Panthea gegenwärtig war.»

»Nach der Schlacht, in welcher er Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, wurde Cyrus unruhig, als er nicht erschien. Wo ist er? fragte er Einen seiner Leibwächter. — Er ist gefallen, war die Antwort, als er seinen Wagen mitten unter die Feinde trieb. Den Leichnam hat seine Gattin auf ihrem eigenen Wagen an die Ufer des Pactolus geführt. Da sitzt die Unglückliche auf den Boden, und hält sein Haupt auf ihrem Schooße, während ihre Sklaven ihm ein Grab auf einem nahen Hügel graben. — Als Cyrus die Trauerbotschaft vernahm, warf er sich auf sein Roß und eilte nach dem Schauplatz des Jammers. Als er Panthea wirklich in der beschriebenen Lage erblickte, vergoß er Thränen und rief: Treuer Freund! du hast uns verlassen! — Zugleich ergriff er die Hand des Todten, die in der seinigen blieb; ein Egyptier hatte sie mit der Streitaxt ihm abgehauen. Der

Anblick der verstümmelten Hand verdoppelte seinen Schmerz. Panthea, laut kreischend, riß ihm die Hand weg, küßte sie, und suchte sie dem Arme wieder anzufügen. — »Sieh' da! (rief sie) die blutigen Proben seiner Liebe für mich, seine Treue für dich. O ich Rasende! ich war es, die in ihm drang, einen Ehrenplatz unter deinen Freunden zu erkämpfen. Er folgte seinem Muthe, seiner Treue, jede Gefahr verachtend; er ist gefallen, der Untadeliche! ich hab' ihn in den Tod gejagt — und ich lebe noch!» —

»Cyrus schwamm in Thränen. Er ist mit Ruhm bedeckt gefallen, sagte er tröstend, er starb am Busen des Sieges. Und du wirst nicht hilflos bleiben. Stets werde ich deine erhabene Tugend ehren. Sprich, wohin begehrst du geführt zu werden. — Herr, sei unbekümmert um mich, versetzte Panthea, du sollst erfahren, welchen Aufenthalt ich erwählt. — Nach dieser Unterredung entfernte sich Cyrus, beseufzend das Schicksal der Frau, die einen solchen Mann verloren, des Mannes, der eine solche Frau nie wiedersehen sollte!»

»Panthea entfernte ihre Sklaven, unter dem Vorwand, ihren Schmerz ohne Zeugen nachzuhängen, und behielt blos ihre Amme bei sich, der sie befahl, ihren Leichnam mit dem ihres Gatten in Einen Teppich zu wickeln. Umsonst versuchte die Amme durch Bitten, den blutigen Vorsatz abzuwenden, und als sie sah, daß ihre Gebieterin nur dadurch zum Zorn gereizt wurde, setzte sie sich weinend. Da zog Panthea ihren Dolch, stieß ihn sich in die Brust, ließ ihr Haupt auf den Busen ihres Mannes sinken und starb. Heu-

lend erfüllte die Amme ihren letzten Befehl, und breitete den Teppich über das entseelte Paar.»

»Hastig eilte Cyrus noch Einmal herbei, hoffend, die Edle noch zu retten. Allein er kam nur um zu sehen, wie ihre Sklaven sich selbst umbrachten. Von Schmerz und Bewunderung erfüllt, entzog er sich diesem traurigen Schauspiel, veranstaltete ein köstliches Leichenbegängniß, und befahl, der Liebe und Treue ein herrliches Denkmahl zu errichten.»

Die Schrecknisse einer Wüste.

Ein Reisender, Namens Carré, ging durch die arabischen Wüsten. Er hatte sich in Persien mit einem arabischen Wegweiser, Agi-Hassem, versorgt, dessen Muth und Treue man ihm verbürgt hatte. Nach mehreren Tagereisen fing das Wasser schon an, ihnen zu mangeln. Zwar fanden sie hie und da noch Brunnen, aber von todten Heuschrecken so verpestet, daß es eben so ekelhaft als gefährlich war, diesen Schlamm zu trinken. Indessen blieb ihnen noch ein wenig Wasser in ein paar kleinen Schläuchen, womit sie sehr sparsam umgingen.

Eines Tages befanden sie sich etwa vierhundert Schritt von einem Hügel, als sie plötzlich einen Reiter erblickten, der mit verhängtem Zügel herab und auf sie zu sprengte. Da sie in einer durch Räuber berüchtigten Gegend waren, so machten sie mißtrauisch halt; Carré legte seine Flinte

und der Araber seinen Bogen auf den Fremdling an, welcher stutzte und ihnen in türkischer Sprache zurief: er wolle sie keineswegs beleidigen; wobei er schüchtern zurückwich, um aus dem Schuß zu kommen. Dann neigte er seine Lanze, machte Zeichen mit der Hand, und gab zu verstehen, daß er mit ihnen zu sprechen wünsche. Agi-Hassem ritt zuerst hin zu ihm, Carré folgte nach einer Weile. Der Fremde, von dem heftigsten Schmerz erfüllt, sagte ihnen, er habe hinter dem Hügel noch eine Menge Unglücksgefährten, die er von Aleppo her geführt. Kommt! rief er, und seht und helft, wenn ihr könnt.

Als Carré die Spitze des Hügels erreichte, sah er etwa zwanzig Knechte mit hundert Kameelen, die bestimmt waren, zwei hundert junge Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren zu tragen. Der Anblick dieser Kinder hätte ein Herz von Stein zermalmt. Sie lagen Alle auf der Erde, waren Alle schön wie die Engel, aber die Verzweiflung verzerrte ihre schönen Gesichter. Sie heulten, sie schrien, sie rissen sich die Haare aus.

„Wer sind diese Unglücklichen?“ fragte Carré den Türken, „und warum jammern sie?“ —

„Ach!“ erwiederte er auf italienisch, „Ihr seht mich tausendmal mehr in Verzweiflung, als alle diese Mädchen denn ich gehe zu Grunde! Ich habe sie theuer gekauft, und seit zehn Jahren mit aller Sorgfalt und großen Kosten in Aleppo erzogen. Ihr seht hier vor Euch, was nur in Griechenland, Georgien und Armenien Schönes aufzutreiben war. Nun wollte ich sie nach Bagdad führen, von wo aus

man in Persien, Arabien und den Staaten des großen Moguls mit schönen Mädchen sich versorgt. Ach! da trifft mich das gräßliche Unglück, daß ich sie Alle muß verdursten sehen, weil ich den Weg durch die Wüste, als den kürzésten, genommen.»

Carré schauderte, und empfand eben so viel Abscheu vor dem Kuppler, als Mitleid mit den Schlachtopfern. Der Türke zeigte auf frische Gräber. »Mehr als zwanzig Mädchen und zehn Verschnittene hab' ich hier bereits verscharren lassen. Sie starben, weil sie aus den Brunnen getrunken. Diese Brunnen enthalten ein tödtliches Gift für Menschen und Vieh. Es ist nicht Wasser, welches sie liefern, sondern ein Brei von todten Heuschrecken, deren bloßer Geruch Alles verpestet. Wir haben nichts mehr, als ein wenig Kameelmilch, und wenn nicht bald Hilfe erscheint, so muß ich die Hälfte meiner Hoffnungen in dieser Wüste begraben.»

Mit zerrissenem Herzen ließ Carré seinen Blick umherschweifen. Zehn bis zwölf junge Mädchen lagen eben in den letzten Zügen. Eine derselben, die noch im Todeskampfe reizend war, rührte ihn so tief, daß er hastig seinen Schlauch vom Pferde schnitt, und hin zu ihr eilte, um sie trinken zu lassen. Aber plötzlich gerieth sein arabischer Geleitsmann in grenzenlose Wuth. Er spannte seinen Bogen, und schoß der Unglücklichen, der Carré beistehen wollte, einen Pfeil durch's Herz. Dann betheuerte er mit den gräßlichsten Flüchen, daß er Eine nach der Andern er-

schießen würde, wenn Carré ihnen zu trinken reichte. „Siehst du nicht," sagte er mit rauhem Ton, „daß wir bald uns selbst in gleicher Lage befinden werden, wenn du hier unsern geringen Vorrath verschleuderst? Weißt du nicht, daß wir noch auf eine Strecke von zwanzig Meilen keinen Tropfen Wasser finden werden, der nicht durch todte Heuschrecken vergiftet wäre?" — So sprechend, schnürte er die Schläuche fest zusammen, und band sie mit so wüthiger Geberde an das Pferd, daß Carré selbst befürchten mußte, bei dem geringsten Widerstande von ihm durchbohrt zu werden. — Agi-Hassem rieth dem Türken, einige seiner Leute mit Kameelen nach dem Morast von Taiba zu schicken, der nicht weit entfernt sein könne, und in dem es Quellen gebe, die vielleicht noch rein wären. Aber der Kerl fürchtete, daß die Araber von Taiba ihm rauben möchten, was von seiner schönen Ware ihm noch übrig geblieben, und die Reisenden verließen ihn in dieser Unentschlossenheit.

Das Geheul der unglücklichen Mädchen, als sie die Fremdlinge wegreiten und ihre letzte Hoffnung verschwinden sahen, drang gräßlich in Carré's Ohren, und man darf es ihm auf's Wort glauben, daß die Erinnerung an diese Schreckensscene ihn Zeit seines Lebens verfolgte.

Die Wahrheit vor dem Throne.

Vor mehreren Jahren gab Alexis Leontirer chinesische Gedanken in russischer Sprache heraus. Er hatte

sie aus dem Mandschurischen übersetzt, und sie wurden bald wieder aus dem Russischen in mehrere europäische Sprachen aufgenommen. Sie verdienten diese Auszeichnung, denn sie enthalten lauter Gutes und sogar viel Vortreffliches. Unter andern liest man darin Ermahnungen eines Kaisers an seine Generale und Soldaten, gegen alle Gattungen von Ausschweifungen, die in jedem Leser den herzlichen Wunsch erwecken, daß diese Ermahnungen auch in unsern Tagen wiederholt werden möchten. — Aber wenn die chinesischen Kaiser mit väterlichem Ernst ihren Unterthanen die Wahrheit sagten, so gab es auch wiederum Unterthanen, die, mit kindlichem Vertrauen, sie den Kaisern nicht vorenthielten. So, zum Beispiel, findet man hier die ersten Rathschläge, welche der Minister Hiai einem Kaiser gab, der ein hundert und siebzig Jahre vor Christi Geburt den chinesischen Thron bestieg.

»Wenn ich den Zustand des Reichs betrachte,« hub er an, »so muß ich, als ein treuer Diener, Euch verkünden, daß das Elend den höchsten Gipfel erreicht hat. Man kann den Blick nirgends hinwerfen, ohne laut auf zu schreien, ohne die bittersten Thränen zu vergießen, und von der schweren Bürde tief gebeugt zu werden. Die kleinen Verbrechen, die gewöhnlichen Laster, sind jetzt unbemerkbar in diesem Pfuhl von Verderbniß, u. s. w.«

Ein Recensent sagte damals, es gäbe in neueren Zeiten

keine Beispiele, daß ein Minister Rechtschaffenheit und Muth genug besessen, seinem Monarchen solche harte Wahrheiten zu sagen. Hätte dieser Recensent die Memoiren des Marschalls von Noailles gekannt, so würde er in denselben einen Brief gefunden haben, welchen der Marschall 1753 an Ludwig XV. schrieb, und in welchem gleichfalls die bittersten Wahrheiten mit einer edlen Freimüthigkeit vorgetragen werden.

»Gährung und Verwirrung,« sagt er unter andern, »herrschen unter allen Staatsgliedern, und die Ausschweifungen übersteigen allen Glauben, man kennt weder Regel noch Wohlstand mehr; man sieht nur Mißvergnügte, man hört nur Murrende u. s. w.« »Verzeihen Sie mir, Sire,« (so schließt der edle Greis), »Ihnen ein so schwarzes Gemälde dargestellt zu haben. Es war die letzte Anstrengung des Muthes und des gerechten Vertrauens, welches ich zu der Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe meines Herrn hege. — Es gibt nur Wenige an Ihrem Hofe, die nicht ein kluges Schweigen einem solchen gewagten Schritte vorzögen. Klug mag dieses Schweigen allerdings wohl sein, doch darum nicht minder verbrecherisch. Und was werden die traurigen Folgen davon sein? — Unglücksfälle, denen nicht mehr abzuhelfen ist, und aus welchen zu spät die Könige erkennen werden, daß sie keine treuen Diener besaßen, von denen sie um ihrer selbst willen geliebt wurden, sondern daß sie blos von Höflingen, Schmeichlern und schwachen Ministern umgeben waren.«

Nach solchen Beispielen darf man kühn behaupten, daß — wenn die Wahrheit vor dem Throne nicht erscheint, solches nicht den Unterthanen, sondern den Fürsten beizumessen ist. Diese mögen ihr nur ein sicheres Plätzchen auf des Thrones Stufen anweisen, und sie wird nicht ermangeln, es einzunehmen.

Ich möchte die Wahrheit und die fürstliche Gewalt mit zwei Magneten vergleichen, die einander freundlich anziehen, wenn der Südpol des Einen mit dem Nordpol des Andern in Berührung kommt; hingegen einander feindlich zurückstoßen, wenn der Nordpol auf den Nordpol trifft. Der Magnet könnte noch in mehrern Fällen zum Symbol der Wahrheit dienen. Je mehr Gewicht man nach und nach an ihm hängt, je stärker wird er. Läßt man ihn zu lange in Ruhe, so verliert er einen Theil seiner Kraft. Läßt man ihn vom Rost anfressen, oder gar im Feuer glühen, so ist es um ihn geschehen. Nun hat es leider zu aller Zeit Fürsten gegeben, welche die Wahrheit ruhen, vom Rost anfressen, oder wohl gar im Feuer ihres Zorns verglühen ließen, was Wunder, daß sie ihre Kraft verlor, oder ungenutzt im Winkel liegen blieb.

Noailles sagt: Die Fürsten hätten selten treue Diener, von welchen sie um ihrer selbst willen geliebt würden. Aber wollen sie denn auch dergleichen haben? — ich fürchte nein. Wenigstens suchen sie dieses Gefühl nicht bei ihren eigentlichen Dienern, sondern nur da, wo sie es nie finden werden, bei ihren Höflingen, von denen sie

zunächst und in heitern Stunden umgeben sind. Von diesen nur wollen sie geliebt sein, und bilden sich auch sehr leicht ein, es zu werden. Von dem Diener, der sie mit Geschäften langweilt, fordern sie blos die kalte Pflicht. Verhältnisse, wie das zwischen Heinrich dem Vierten und Süllÿ war, findet man höchst selten in der Geschichte.

Le Nôtre.

Der brave Gärtner, von dem einst ganz Europa die Regeln des Geschmacks in der Gartenkunst empfing, wird als Künstler wenig mehr geachtet, seitdem die englischen Parks auf europäischen Boden und oft auf einen einzigen Morgen Landes verpflanzt worden sind. Ich mag mit Niemanden darüber streiten, welcher Geschmack den Vorzug verdiene. Es ist war, man kann die englischen, der Natur treu nachgeahmten Anlagen mit dem lieblichen Waldgesang eines Vogels vergleichen, da hingegen die des Le Nôtre dem gelernten Liedchen desselben Vogels ähneln mögen; aber es ergetzt doch auch, wenn man einen Vogel im Zimmer hat, der eine niedliche Arie pfeift.

Vielleicht fanden die krummen Gänge der Engländer nur deswegen so schnellen Eingang, weil das ganze Jahrhundert anfing, krumm zu gehen, und weil man in der Moral, wie in der Politik, nicht gern drei Schritt weit vor sich sah. Das bei Seite, denn ich will es hier nicht mit Le Nôtre dem Gärtner, sondern mit Le Nôtre dem

Menschen zu thun haben, weil er ein herrlicher Mensch war, treuherzig, redlich, dankbar, zuverlässig. Für Ludwig den XIV. glühte er vom reinsten Enthusiasmus, denn dieser wahrhaft große Monarch war nicht allein sein Wohlthäter, sondern ehrte ihn auch (und zugleich sich selbst) durch herzliche Vertraulichkeit. Das vergalt ihm Le Nôtre durch eine Liebe, deren Ausbrüche bisweilen drollig waren.

Einst befand er sich zu Rom. Papst Innocenz XI. wollte ihn kennen lernen, und ertheilte ihm eine sehr lange Audienz. Am Schluß derselben rief Le Nôtre: »Ich habe die beiden größten Männer meines Zeitalters gesehen! Eure Heiligkeit und den König, meinen Herrn!«

»Ei, ei, erwiederte der Papst, der Unterschied ist sehr groß. Der König ist ein siegreicher Fürst; ich bin nur ein armer Priester, ein Knecht der Knechte Gottes.« — Le Nôtre, durch diese Antwort entzückt, vergaß, vor wem er stand, klopfte den Papst vertraulich auf die Schulter und sagte:

»Heiliger Vater, Sie befinden sich Gott sei Dank wohl und werden noch sämmtliche Kardinäle begraben.«

Als der Papst diese Vertraulichkeit gütig aufnahm und fortfuhr, den König zu rühmen, da konnte der ehrliche Gärtner sich nicht länger halten, er sprang dem Papste an den Hals und umarmte ihn herzlich. Ueberhaupt war es seine Gewohnheit, alle diejenigen ohne Umstände zu umarmen, welche gut von seinem geliebten Könige sprachen; ja er umarmte nicht selten den König selbst.

Eines Tages begegnete er diesem in den Gärten von Marly. Ludwig ließ sich eben in einem kleinen Wagen von Schweizern ziehen, und verlangte, daß Le Nôtre einen andern ähnlichen Wagen besteigen sollte. Mit Thränen in den Augen gehorchte der Greis, und als er sich so neben seinem Monarchen erblickte, und zu gleicher Zeit Manhard (den berühmten Baumeister) gewahr wurde, den er selbst zuerst bei Hofe eingeführt hatte, so rief er begeistert aus: »Wahrlich, Sire, mein ehrlicher Vater würde große Augen machen, wenn er mich in diesem Wagen an der Seite des größten Königs erblickte. Man muß gestehen, daß Eure Majestät Ihren Maurer und Ihren Gärtner sehr gut behandeln.»

Im Jahre 1675 wollte Ludwig ihn adeln und ihm ein Wapen verleihen, aber er verbat es sich, sprechend, er besitze schon ein Wapen, nämlich drei Schnecken und statt des Helms eine große Staude Blumenkohl. »Sire,» fügte er hinzu, könnte ich jemals meine Hacke vergessen? Sie ist mir unendlich theuer, denn ihr verdanke ich meines Königs Gnade.» — Guter Le Nôtre! wenn du noch lebtest und sehen könntest, wie viele Menschen jetzt ihre Hacken vergessen!

Eine genealogische Merkwürdigkeit.

Die Gewaltigen der Erde genießen den Vortheil — wenn es anders einer ist — daß man ihnen Stammbäume

pflanzt, deren Wurzeln sich allenfalls im Mittelpunkt der Erde verlieren. So hat unter andern Geandidier eine Geschichte des Bisthums und der Bischöfe von Straßburg geschrieben, in welche er die Genealogie des Hauses Oesterreich verwebt hat. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts, sagt er — (es ist, wie man sieht, ein wenig lange her) — wurde Elsaß von einem Herzog Adalrich beherrscht, der vermuthlich ein Sohn des deutschen Herzogs Lothar gewesen, welcher Lothar an dem Hofe Sigebert II. die wichtigsten Staatsämter verwaltete. Adalrich empfing das Herzogthum Elsaß nun auf Lebenszeit von dem Könige von Austrasien, dennoch vererbte er es auf seinen ältesten Sohn Adalbert, der die Häuser Hoptburg, Zähringen und Baden gründete. Adalrich's jüngster Sohn, Etichon, wurde Stammvater der Häuser Egisheim und Lothringen. Der letzte Herzog von Lothringen vermählte sich mit der Erbin von Oesterreich, wodurch beide Zweige wiederum vereinigt wurden. Nun stammte aber auch von demselben Adalrich vermuthlich eine gewisse Adelaide ab, die Gemahlin Robert des Starken, Grafen von Anjou, dessen Nachkommenschaft seit acht Jahrhunderten den Thron von Frankreich besitzt — (besaß).

»Folglich (schließt der Geschichtsschreiber) fließt noch heute Adalrich's Blut in dem kostbaren (nun vergossenen) Blute unserer Beherrscher, in den Adern eines jungen Königs und einer jungen Königin, welche für die Liebe (!)

der Franzosen und für das Glück (!) ihrer Unterthanen geboren sind.»

Der Wollüstling.

Die berühmten Prozesse, von Pitaval gesammelt, sind Jedermann bekannt; weit weniger eine andere, ähnliche Sammlung der merkwürdigsten Rechtshändel und richterlichen Aussprüche in den vornehmsten Gerichtshöfen Frankreich's, die eine ungeheure Menge von Bänden füllen. Die folgende Begebenheit — ein trauriges, obwohl nicht seltenes Beispiel der ausstudirtesten Verführungskunst — steht im neunundzwanzigsten Bande.

Derjenige, der die Hauptrolle spielte, wird blos durch die Buchstaben D. von B. bezeichnet (mich dünkt, man hätte seinen Namen vor der ganzen Welt brandmarken sollen), und war übrigens ein, mit vielen Titeln prangender Hofbeamter, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von zehn Dörfern. Im Jahr 1775 schlug er seine Wohnung in einem Städtchen, in der Grafschaft Pont Chartrain auf. Er wählte ein isolirt stehendes Haus, welches ganz am Ende der Stadt und sogar entfernt von der Straße lag. Man bemerkte ihn bald, denn er gab in der Kirche große Thaler, wenn die jungen Mädchen, nach ihrer Gewohnheit, Geld für die Armen sammelten. Indessen war die Schönheit dieser Mädchen der eigentliche Thermometer seiner Wohlthätigkeit, denn die Häßlichen bekamen keinen großen Thaler.

Vernünftige Leute merkten bald, was das zu bedeuten habe, allein der große Haufe verehrte den Herrn von B. als einen wohlthätigen Genius, der in ihre Wüste gekommen sei, um es Manna regnen zu lassen.

Diese günstige Meinung benutzte er, um die junge, fünfzehnjährige Marie an sich zu locken, deren aufblühende Reize ihm besonders lüstern machten. Sie war eine Nätherin, und da die Nätherinnen dieses Orts die Tage oft in fremden Häusern zubrachten, um dort zu arbeiten, so wurde es dem Verführer leicht, ihre Mutter zu überreden, daß sie das Töchterlein aus gleicher Ursach zu ihm schickte. Der guten Alten kam kein argwöhnischer Gedanke in den Sinn. War doch Herr von B. schon ein Mann über die Vierzig und so fromm, so wohlthätig, ein so fleißiger Kirchengänger; »geh du in Gottes Namen, Mariechen, (sagte sie) das ist ein wahres Glück für dich.«

Das Mädchen ging, wurde sehr freundlich empfangen, mit Schmeicheleien und Geschenken überhäuft, doch immer noch auf eine so natürliche Weise, daß ihre Unschuld nicht scheu gemacht wurde. Zwei Tage verflossen sehr ruhig. Sie schnitt mit großem Vergnügen eine Menge feine Leinewand zu, deren bloßer Anblick (nach Art aller Weiber) ihr Herz erfreute. Am dritten Tage begann sie zu nähen, und nun wurde B. unternehmender. Allein das unschuldige Geschöpf verstand über solche Dinge keinen Spaß; sie ergriff ihre Holzschuh und schlug den gnädigen Herrn so derb damit in's Gesicht, daß das Blut ihm aus der Nase schoß, und er genöthigt war, für diesmal den Angriff aufzugeben.

Marie entschlüpfte und war nicht zu bewegen, sich der Gefahr zum zweiten Male auszusetzen. Der Wollüstling, durch Widerstand noch erhitzter, beschloß nunmehr Gewalt zu gebrauchen. Sein Bedienter, ein wohlerfahrner Kuppler, machte den Unterhändler. Es gelang ihm, Marien zu überreden, sein Herr sei nach Paris gereist und werde erst nach acht Tagen zurückkehren; sie habe also nichts zu fürchten und könne ihre Arbeit ruhig vollenden.

Der Wunsch, Geld zu verdienen (denn sie war sehr arm), bewog sie, das gefährliche Haus noch einmal zu betreten. Was nun geschah, ist leicht zu errathen. V. erschien und seine rohen Begierden siegten über die Unschuld eines schwachen Kindes. Marie schwamm in Thränen der Verzweiflung, aber der geübte Verführer wußte ihr so süß zu schmeicheln, ihre Eitelkeit und Sinnlichkeit abwechselnd so künstlich zu reizen, und durch blendende Geschenke das Gewissen zu betäuben, daß sie endlich freiwillig versprach, wieder zu kommen, und — Wort hielt.

Bald wußte er das unerfahrne Mädchen so einzunehmen, daß sie keinen andern Willen hatte, als den seinigen. Man fing an, ihre öfteren Besuche zu bemerken und viel darüber zu schwatzen. Nur ihre Eltern waren, wie gewöhnlich, die letzten, die etwas davon erfuhren. Sogleich untersagten sie ihr den fernern Umgang. Allein Marie hatte sich schon im Becher der Wollust berauscht, sie lag in den Stricken des Verführers und ließ sich von ihm bereden, aus dem väterlichen Hause zu entweichen. In Versailles sollte sie den Herrn von V. erwarten; doch ehe er noch

dort mit ihr zusammentreffen konnte, war ihr Vater bereits ihr auf die Spur gekommen, überraschte sie in Versailles und führte sie wieder heim. V. wollte die Beute nicht fahren lassen; er nahm seine Zuflucht abermals zu seinem bewährten Kuppler, den er in Mariens Heimath sandte, der sich zu ihr schlich und sie bald zu überreden wußte, sich von ihm entführen zu lassen. Allein auch diesmal ertappte sie der wachsame Vater; der mit zwei Reitern von der Marechaussee den Räubern nachsetzte und ihm den Raub entriß.

Der edle Herr von V., stets erpichter auf Mariens Besitz, war nun so unverschämt, selbst wiederum in ihrer Vaterstadt zu erscheinen, fest entschlossen, nicht ohne sie abzureisen. Man bewachte jeden ihrer Schritte, doch welcher Argus kann ein Mädchen bewachen, das den sichersten Wächter, die Unschuld, verloren hat! Sie wurde zum dritten Male entführt, und, unter dem Namen Victorine, auf ein Landgut in der Normandie gebracht; unterwegs galt sie für die Gemahlin des Herrn von V. Das arme Kind mochte sich ein paradiesisches Leben geträumt haben, und in den ersten Paar Monaten es vielleicht wirklich so finden. Allein der Rausch verflog bald, der gesättigte V. wurde gleichgiltig; Marie schauderte vor ihrem Zustande. Er führte sie zurück nach Versailles.

Kaum erfuhren es ihre Eltern, als sie nunmehr eine förmliche Klage gegen den Verführer und Räuber ihres Kindes erhuben, deren erste Folge war, daß er ihnen die Tochter ausliefern mußte, welches er nun vielleicht nicht

ungern that. Marie erklärte, sie sei schwanger und bezog das väterliche Haus.

Der Prozeß ging seinen Gang, und schien den Herrn v. B. mit unangenehmen Folgen zu bedrohen. Um diesen zuvorzukommen und den Klägern Schrecken einzuflößen, bestach er einen Polizeibeamten, welcher attestirte, daß ein Schrank des Herrn von B. erbrochen, und Dinge von Werth daraus gestohlen worden. Dieses Diebstahls beschuldigte er Marien, die er seine gewesene M a g d nannte, und, trotz der Unwahrscheinlichkeit, trotz der unregelmäßigen Procedur gelang es ihm sogar, ein Verhaftsdekret gegen Mutter und Tochter auszuwirken. An demselben Tage, wo er dies Bubenstück vollbrachte, unternahm er den Versuch, Marien zu sprechen; denn die Trennung von ihr und die Hindernisse hatten seine Begierden auf's neue erweckt. Diesmal schickte er einen neuen, aber nicht weniger verschmitzten und noch kühneren Bedienten, als sein alter Kuppler war, und dieser — um sich durch ein tapferes Probestück bei seinem Herrn einzuschmeicheln — packte das Mädchen auf offener Straße, am hellen lichten Tage, und wollte sie mit Gewalt fortschleppen. Auf ihr gellendes Geschrei stürzten die Nachbarn herzu, und nahmen den Kerl fest.

Natürlich verschlimmerte sich dadurch die Sache des Herrn von B. Er wurde zum zweiten Mal persönlich vorgeladen, und wußte dem abermals durch Schikanen auszuweichen. Indessen wurde Marie entbunden, und ihr Entführer, auf wiederholte Klage, vorläufig verurtheilt, sechs hundert Livres zum Unterhalt des Kindes auszuzahlen.

Endlich gelang es den armen Leuten, die nur mit ihrem nackten Rechte gegen den vornehmen, reichen Wollüstling kämpften, bis zu einem höhern Richter mit ihrer Klage durchzudringen, wo Aubry-Dumaseil — ein ehrenvoll bekannter Name — die Vertheidigung Mariens übernahm. Er entlarvte den Verbrecher mit männlicher Beredsamkeit, und entdeckte zugleich, daß V. schon vormals ein anderes Mädchen entführt habe, welches jetzt zu Caen eingesperrt sei. »Ein so elender Mensch,« sagte er, »ist die schlimmste Pest der Gesellschaft, und um so gefährlicher, da gewöhnlich die Armuth der durch ihn entehrten Familien ihm Straflosigkeit zusichert. Er weiß nur zu gut, daß er nicht anders gerichtet werden kann, als mit allen Formalitäten eines kostspieligen Kriminal-Prozesses; er trotzt dem Angriff, weiß sich schützende Dekrete zu verschaffen, tritt selbst als Ankläger auf, bürdet alle Kosten dem armen Gegner auf die Schultern, beleidigt und schlägt sogar die Gerichtsdiener, droht den Richtern selbst, und ermüdet endlich durch seine Schikanen die Unglücklichen, die außer Stande sind, ihn zu erreichen.«

»Das ist in diesem Augenblicke die traurige Lage der entehrten Familie, für die ich das Wort führe. Schon durch die ersten gerichtlichen Schritte hat sie ihr Vermögen erschöpft. Sie würde zurücktreten, und ihre Ruhe dem spät erwachenden Gewissen des Verbrechers anheim stellen müssen, wenn nicht die edle Ritterpflicht auch ohne Klage den Unterdrückten, Gemißhandelten in Schutz nehme.« — Nun ging er Punkt für Punkt die schwache Vertheidigung des

Herrn von B. durch, entkräftete dessen Anklage wegen Diebstahl, stellte sein ganzes gräßliches Verfahren in das Licht der Wahrheit, und machte die Richter schaudern. Das Urtheil wurde am 19. Februar 1777 gesprochen. Herr von B. sollte Mariens Kind christlich erziehen, und alle drei Monat dem königlichen Anwalt Zeugnisse darüber vorlegen. Er sollte Marien sechs tausend Livres auszahlen, für Schaden und Interesse; ferner zehn tausend Livres wegen seiner verleumderischen Anklage des Diebstahls, und drei tausend Livres an ihre Mutter aus eben dem Grunde. Er sollte ferner alle Unkosten tragen, auch die Druckkosten für das Urtheil. Endlich wurde ihm, zugleich mit seinem Bedienten, bei körperlicher Züchtigung auferlegt, sich künftig aller solcher Streiche zu enthalten.

Dies Urtheil würde ganz befriedigend sein, wenn der Verbrecher nur auch gehangen worden wäre; denn nie wird die Unschuld sicher vor solchen Bösewichtern bleiben, so lange ein reicher Wollüstling sich sagen darf: »Das Schlimmste, was mir widerfahren kann, ist der Verlust einer Summe, die ich ohnehin vielleicht auf die nächste Karte setze.»

Auch Marie wurde in diesem Urtheil bestraft: sie mußte drei Livres Allmosen geben. Ob sie, trotz der erlangten Reichthümer, jemahls ihre Ruhe wieder gefunden? davon schweigen die Causes célèbres.

Eine vornehme Liebesgeschichte und zugleich ein Gewebe von Niederträchtigkeiten.

Diese merkwürdige Begebenheit steht nicht in den Causes célèbres, verdient aber sonder Zweifel einen Platz in der Geschichte, weil sie eine von denen ist, wo die vornehmen handelnden Personen unverlarvt auftreten, und den Faden der Intrigue aus ihren unedlen Leidenschaften in Gegenwart aller Zuschauer hervorspinnen. Man kann viel aus dieser Liebesgeschichte lernen.

Der Name Montmorency ist berühmt; das Geschlecht hat viel Helden und Staatsmänner geliefert; aber Franz von Montmorency war ein Nichtswürdiger. Daß ein Jüngling von zwanzig Jahren sich in ein schönes Mädchen von fünfzehn verliebt, und es durchaus heirathen will, das ist ein alltägliches Ereigniß, denn in diesem Alter heirathet man die ganze Welt. Johanna von Pienne war ein sehr reizendes, sehr liebenswürdiges Geschöpf, stammte aus einer der ältesten Familien, bediente Katharinen von Medicis als Hofdame, und flößte, ohne es zu wollen, dem Sohne des Connetables, Anna von Montmorency, die heftigste Liebe ein. Er fand eine schüchterne Gegenliebe, die er durch die feierliche Zusage seiner Hand zu ermuthigen und zu verdienen suchte. Allein er wagte es nicht, seinen Eltern die geheime Verbindung zu entdecken, verzweifelnd an deren Einwilligung; denn obgleich an Johannens Tugend,

Schönheit und Herkunft nichts auszusetzen war, so gab es doch ein ganz besonderes Hinderniß, welches die Wünsche des Liebhabers durchkreuzte. Des Vaters Ehrgeiz nämlich war eben so heftig als des Sohnes Liebe. Er genoß das beneidete Glück, Günstling Heinrich des Zweiten zu sein. Dieser König hatte eine natürliche Tochter, Dianen, verwitwete Herzogin von Castro. Nach ihrer Hand und folglich nach der engsten Familienverbindung mit dem Könige selbst, strebte der Connetable für seinen Sohn. Der Monarch willigte ein, der entzückte Vater verkündete dem Sohne das ungeheure Glück, welches ihn erwarte, und erstaunte nicht wenig, als dieser sich zu seinen Füßen warf, und mit Thränen in den Augen erklärte, er liebe Demoiselle de Pienne und habe sich mit ihr verlobt.

Der Connetable wüthete, und sperrte ihn ein, doch in jenen Zeiten wurde ein gegebenes Wort noch für so heilig gehalten, daß er es nicht wagen durfte, das Versprechen seines Sohnes geradezu für null und nichtig zu erklären. Selbst der König, so bereit er auch war, die königliche Autorität für seinen Günstling zu gebrauchen, und allenfalls zu mißbrauchen, mußte Umwege nehmen. Man fing damit an, die beiden Liebenden in's Verhör zu rufen, welches am 5. Oktober 1556 im Louvre gehalten wurde. Johanna erschien bebend, von ihrer Scham geschmückt. Man fragte, wie alt sie sei? — Neunzehn Jahr war die Antwort. Dann mußte sie erzählen, und erzählte sehr naiv.

„Es sind nun fünf Jahre, als Franz von Montmo-

rency bei Hofe, bald hier, bald da, von seiner Liebe mit mir sprach. Er wollte mich zur Frau nehmen, sagte er, und ich antwortete, ich wolle ihn zum Manne nehmen. Wohl zu merken, daß ich ihm nicht gleich so antwortete, weil er noch sehr jung war, und, weil ich fürchtete, der Herr Connetable möchte es nicht billigen. Allein er versicherte, er wolle warten, und seinen Vater schon zu bewegen suchen. Ich habe kein Geschenk von ihm empfangen, sondern bloße Worte, ohne Zeugen gesprochen, und von mir Niemanden vertraut. Während seines Gefängnisses hat er mir geschrieben, aber ich habe den Brief verbrannt. Nach seiner Befreiung hat er mir dasselbe wiederholt, und zwar noch gestern im Hause des Herrn Connetable, wobei er mich gebeten, nicht bös zu werden. Ich habe nicht gewußt, daß eine geheime Verbindung verboten sei, und habe gemeint, er dürfe sich wohl vermählen, ob er gleich noch Vater und Mutter hat; weil der Ehestand von Gott eingesetzt ist, die Ceremonien blos von der Kirche. Uebrigens mag man ihn selber befragen, ich weiß weiter nichts.»

Es mochte dem schönen Mädchen seltsam genug vorkommen, daß es diese Aussage förmlich unterzeichnen mußte. Amor, vor einer Versammlung von Alongenperücken und schwarzen Talaren, ist ein Bild, bei dem man sich des Lächelns nicht enthalten kann. — Franz wurde nun herein gerufen. Er bekräftigte Alles; aber es mußte doch seit gestern eine große Veränderung bei ihm vorgegan-

gen sein, denn er erklärte nicht allein, ihm sei unbewußt gewesen, daß er ohne Zustimmung seiner Eltern nicht heirathen dürfe, sondern er fügte auch hinzu: »Als ich diese Thorheit beging, sah ich die Folgen nicht ein. Man muß es meiner Jugend nicht zurechnen. Sollte ich jetzt noch einmal dasselbe thun, so würde ich es besser überlegen.« — Was der junge Herr da von seiner Jugend zu sagen beliebte, war eine sehr schwache Entschuldigung, denn er zählte bereits sechs und zwanzig Jahr. War es Furcht, oder Ehrgeiz oder Unbeständigkeit, die sein Herz so schnell verwandelt hatte, genug, er erschien von diesem Augenblicke an nur als ein elendes Werkzeug in den Händen seines Vaters.

Man ließ die beiden Aussagen sauber abschreiben; man fügte alles hinzu, was etwa in der Bibel oder in den Kirchenvätern von Verbindungen gesagt wird, die ohne Genehmigung der Eltern eingegangen worden; dies Packet legte man dem Treulosen in seinen Koffer, und schickte ihn damit geraden Weges nach Rom zum heiligen Vater, um eine förmliche Lösung von seinem Gelübde auszuwirken. Heutzutage bedarf es freilich so vieler Umstände nicht mehr. Es gibt merkwürdige Beispiele, wo eine Verbindung noch weit enger als diese geknüpft, und ohne die mindeste Scham zerrissen worden. Damals aber glaubte man noch, wenn auch nicht dem Gewissen, doch der öffentlichen Meinung etwas schuldig zu sein, und darum wandte man sich an Paul den Vierten.

In Rom stellte Franz abermals die schimpfliche Er-

klärung von sich: »er habe seit fünf Jahren aus jugendlicher Uebereilung mit Fräulein Johanne von Pienne eine geheime Verbindung geschlossen, ohne Wissen seiner Eltern und des Königs, welches ihm jetzt sehr leid sei, da er die Ehre haben sollte, mit Dianen von Frankreich vermählt zu werden u. s. w.»

Da der Papst schon einmal in einem ganz ähnlichen Falle Dispensation und Absolution ertheilt hatte, und da noch überdies der König von Frankreich eben um diese Zeit ein Bündniß gegen Spanien mit ihm unterhandelte, so zweifelte man keinen Augenblick, daß er sich willfährig erzeugen werde. Allein ganz unvermuthet wurde die Sache von nun an — wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sich ausdrückt — die wichtigste Angelegenheit der Christenheit, in welcher Leidenschaften und Intrigue alles aufboten, um sich wechselseitig zu bekämpfen, obgleich Johanna selbst nicht einen Schritt that, um Rechte zu behaupten, welche sie nur der Liebe verdanken wollte.

Den ersten Feuerbrand warf das Haus Guise dazwischen. Der Herzog von Guise war ein Nebenbuhler des Connetable. Er befand sich eben zu Rom. Er und sein Bruder, der Kardinal, standen in den engsten Verhältnissen mit dem Papste und dem ganzen Hause Caraffa. Beide waren die Urheber des gebrochenen Waffenstillstandes mit Spanien, welchem Bruche der Connetable sich widersetzt hatte. Die Erhebung des Hauses Montmorency durch eine Verbindung mit der Tochter des Königs, war ihnen ein Dorn im Auge, und darum boten sie Alles auf,

die Sache zu hintertreiben. Dazu gesellte sich ein Umstand von noch größerem Gewicht.

Der Papst selber nämlich interessirte sich weit mehr für seine eigene Familie, als für die päpstliche Autorität; er hatte den Plan gemacht, die Witwe des Herzogs von Casero mit einem seiner eigenen Vettern zu vermählen, und dieser Plan lag dem Caraffa so sehr am Herzen, daß er den Papst darüber vergaß.

Zwar anfangs empfing er den jungen Montmorency sehr freundlich, und schien geneigt, dessen Wunsch zu erfüllen; aber bald verzögerte er die Sache von einer Woche zur andern, von einem Monat zum andern, und hatte stets eine leere Ausflucht in Bereitschaft. Man that alles mögliche, um jedes Hinderniß zu heben; man verschaffte sich sogar eine Abschrift von der Dispensation, die derselbe Papst im gleichen Falle schon einmal ertheilt hatte, und allerdings gerieth Paul in keine geringe Verlegenheit, als man ihm dieses Papier plötzlich unter die Augen hielt. Er konnte nicht begreifen, wie es den Franzosen in die Hände gefallen; er schickte sogleich nach dem Herrn Datarius, der solche Schriften auszufertigen pflegt, der ihn zu seiner Verwunderung berichtete: Seine Heiligkeit hätten selbst das Papier unterschrieben, und würden sich dessen wohl erinnern, da Sie ja mehr als irgend einer Ihrer Vorgänger darauf hielten, alles selbst zu sehen und zu lesen, was Sie zu unterschreiben geruhten. Da fragte der verlegene Papst den Herrn Datarius, wie man es anzufangen habe, diese Dispensation zurück zu nehmen? allein das hielt

Jener für unmöglich, weil sie längst ausgefertigt, und kraft derselben, die Vermählung längst vollzogen sei.

Dennoch ergab der heilige Vater sich nicht, sondern erklärte die Sache sei zu wichtig, um sie allein abzuthun, er müsse deshalb eine Kongregation an Theologen, Kanonisten, Kasuisten u. s. w. zusammenberufen. Das geschah, und Paul selbst eröffnete die in jeder Rücksicht höchst merkwürdige Sitzung. Zuerst trug er die Sache vor, dann sprach er weiter: »Wir fragen, ob ein, durch Worte geschlossenes Ehebündniß — welches, nach dem Ausspruch der heiligsten Gottesgelehrten, für eine wahre Ehe, ein wahres Sakrament zu achten ist — von uns kann gelöst und gehoben werden, wenn gleich die gänzliche Vollziehung der Ehe noch mangelt? — Haltet euch nicht auf, wir bitten euch, bei etwaigen Beispielen unserer Vorfahren, die wir, nicht befolgen zu wollen, euch hiemit betheuern, wenn nicht das Ansehen der heiligen Schrift und der Gottesgelehrten hinzu tritt. Deshalb bemüht euch meine Brüder und Kinder" (so fuhr der Papst fort), »mir in dieser Sache beizustehen, und, ohne Rücksicht auf das, was dieser oder jener meiner Vorgänger gethan, erwägt blos, ob es nicht wahr sei, daß sie über diesen Punkt nicht gehörig aufgeklärt gewesen?" Hierauf wandte er sich an den nächsten Erzbischof, einen geschmeidigen Mann, der lange Nuntius am Wiener Hofe gewesen, und befahl ihm, seine Meinung zu sagen. Dieser gab sich alle mögliche Mühe zu beweisen, daß die Verbindung des jungen Montmorency mit der schönen Johanna unauflöslich sei. Der Papst konnte

sich nicht enthalten, seinen Beifall auf verschiedene Weise zu erkennen zu geben. Als der Erzbischof geendigt hatte, sagte Paul noch ganz laut, der habe die Sache wohl begriffen; und nun, da er glaubte, die Uebrigen hinlänglich eingeschüchtert zu haben, rief er den Bischof Antoniellus auf, seine Stimme zu verlautbaren.

Dieser Bischof war ein Greis, der von Menschenfurcht nichts wußte. Mit wenigen, männlich dargestellten Gründen bewies er ganz das Gegentheil von dem, was Paul wünschte, und schloß mit der Behauptung: ein Papst könne allerdings im vorliegenden Falle dispensiren. Paul dankte ihm höhnisch dafür, daß er die päpstliche Macht verehren wolle, und bekrittelte dann einige Stellen des heiligen Thomas, mit welchen Antoniellus seine Meinung unterstützt hatte. »Der heilige Thomas'» sagt er, »hat in seiner Jugend wohl manches behauptet, was er nachher, bei reifern Jahren und Kenntnissen zurückgenommen; denn so spricht der heilige Paulus: Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, als ich aber ein Mann wurde, habe ich das kindische Wesen abgethan. Folglich muß sich hier Niemand auf jugendliche Aeußerungen des heiligen Thomas berufen.»

Dennoch stimmte der folgende Geistliche wiederum eben so wie Antoniellus, und bediente sich gleichfalls einer Menge gelehrter Citate. Unter andern entschlüpfte es ihm, einen gewissen Doktor Durante anzuführen, der auch über den Ehestand geschrieben hat, dessen Schriften aber keiner anerkannten Autorität genießen. Da fuhr der Papst ihn

heftig an, als ob er Dürante's Irrthümer vertheidige, wollte auch gar keine Entschuldigung hören, sondern verschloß dem erschrockenen Geistlichen den Mund durch Drohungen. Das machte die Uebrigen scheu. Es stimmten überhaupt nicht mehr als sieben Personen. Man hob die stürmische Versammlung auf. Die Kardinäle verließen dieselbe höchst unzufrieden, sahen einander mit Thränen in den Augen an, wagten aber nicht zu sprechen.

Auf den Vorwurf, daß Paul selbst ja schon einmal im gleichem Falle dispensirt habe, antwortete er sehr gelassen: »Es kann wohl sein, das darf aber keineswegs der Sache Nachtheil bringen.» — Auf den armen Teufel, der, im Vertrauen auf die päpstliche Dispensation, geheirathet hatte, nahm er weiter keine Rücksicht.

Der König beharrte eben so fest auf seinem Eigensinn als der Papst, und da eben damals Luther's Lehre um sich griff, so ließ er die bedenkliche Drohung an den heiligen Vater gelangen: er möge sich erinnern, daß Deutschland und England sich aus weit geringerer Ursache dem Gehorsam gegen den heiligen Stuhl entzogen.

Aber auch diese Drohung bewegte den Papst nicht, und Heinrich schritt zu einem andern Mittel. Er ließ nämlich ein Edikt ausgehen, und von der Sorbonne bekräftigen, kraft dessen alle heimliche Heirathen für null und nichtig erklärt wurden. Man stellte nunmehr dem Papst vor, daß, wenn er nicht im Guten nachgäbe, man sich um seine Dispensation weiter nicht bekümmern, sondern das verabredete Bündniß vollziehen werde. Auch das

beugte den heiligen Vater nicht. Man mochte wohl fühlen, daß man, trotz des Edikts, doch nicht wohl eher mit Anstand die Vermählung feiern könne, bis auch Johanna ihrem Rechte förmlich entsagt habe. Man sperrte das arme Mädchen in ein Kloster, aber eine unwürdige Behandlung war nicht im Stande, die gewünschte Erklärung von ihr zu erpressen. Franz wurde daher aufgefordert, ihr gleichsam einen Absagebrief zu schreiben, und ihr dabei vorzulügen, der Papst habe die Dispensation wirklich schon ausgefertigt. Der elende Mensch war sogleich zu allem bereit, und schrieb wie folget:

„Mademoiselle de Pienne! Da ich den Irrthum erkenne, in den ich unbedachtsam gerathen bin, und da es mir sehr leid thut, Gott, den König und meine Eltern gekränkt zu haben; so habe ich den heiligen Vater deshalb um Verzeihung gebeten, der mich auch durch eine gnädige Dispensation wiederum in Freiheit gesetzt, welches ich nicht ermangeln wollen, Ihnen zu melden. Um nun Sie und mich von allen bisherigen Unannehmlichkeiten loszuwickeln, so widerrufe ich hiemit alle und jede Heirathsversprechung, die ich Ihnen gethan haben möchte, ersuche Sie auch, mich durch eine ähnliche Erklärung ganz davon zu entbinden, und nach Ihrem Gutdünken jede andere Verbindung einzugehen; denn ich bin entschlossen, nie mehr die geringste Gemeinschaft mit Ihnen zu haben. Nicht, als ob ich Sie nicht für eine sehr hochachtungswerthe und tugendhafte Dame hielte, sondern blos um meine Pflicht zu erfüllen, unser beiderseitiges Unglück zu vermeiden u. s. w.

Worauf ich Gott bitte, Sie, Mademoiselle de Pienne, in seinen heiligen Schutz zu nehmen.»

Mit diesem niederträchtigen Briefe begab sich ein Hofjunker des Connetable, Namens de la Porte, begleitet von einem Requitenmeister, einem königlichen Sekretär und zwei Notarien, in das Kloster, in welchem Johanna schmachtete, und überreichte ihr denselben. Sie las ihn laut in ihrer Gegenwart. Hierauf wiederholte de la Porte die Lüge von der bereits erfolgten Dispensation, und ersuchte sie um eine förmliche Verzichtleistung. Sie hob die bethränten Augen gegen Himmel, und antwortete weiter nichts, als: »nicht ich bin es, die den Schwur gebrochen, sondern er. Sein Brief und Ihre Worte beweisen, daß nicht das treue Herz eines Weibes in seiner Brust schlägt. Wie oft hat er mir geschworen, daß er lieber das Leben verlieren, als mir entsagen wolle. Ach! ich sehe nun wohl, daß er lieber ein reicher Mann, als ein rechtschaffener Mann sein will!»

Diese Antwort genügte dem Abgesandten nicht. Die Notarien hatten ihre Federn gespitzt, aber dergleichen unjuristische Redensarten konnten sie doch nicht niederschreiben. De la Porte bestand also auf einer bestimmteren Erklärung.

Da sagte sie mit Engels Sanftmuth: „Mein Herr, da Herr von Montmorency mich verläßt, so kann und will ich ihn nicht verhindern, zu thun, was ihm beliebt.» — Auch das schien den Notarien noch nicht hinreichend; man drang nochmals in sie, und nun erklärte sie endlich mit

edlem Unwillen: „Nach diesem Briefe wollte ich den Herrn von Montmorency nicht heirathen, und wenn er ein Königssohn wäre. Ich spreche ihn von aller Verbindlichkeit gegen mich frei, ob ich gleich kaum glauben kann, daß er diesen Brief wirklich geschrieben habe."

Man versicherte sie, man habe es mit Augen gesehen, daß er ihn eigenhändig abgefaßt. Da brach sie noch einmal in Thränen aus, bat aber die Herren um Verzeihung wegen ihrer Schwachheit und entfernte sich.

Nun hatte man, was man wollte. Johanna's Erklärung wurde nach Rom geschickt, und als Paul auch hierauf nicht achtete, so kehrte man sich auch nicht länger an seine Weigerung, um so weniger, da Franz, in Gegenwart der Räthe des Königs, noch eine andere Schrift ausstellte, die wo möglich noch niederträchtiger war als die Erste: „Daß er nämlich Johannen die Ehe *nie* versprochen, sondern nur mit ihr überein gekommen sei, ein solches Versprechen *vorzugeben*, um vielleicht dadurch die Einwilligung seines Vaters zu erlangen. Um die päpstliche Dispensation habe er blos nachgesucht, weil er sie leicht zu erhalten gehofft; da man ihm aber so viele Schwierigkeiten mache, so fühle er sich nunmehr gedrungen, die Wahrheit zu bekennen."

Dieses Gewebe von erbärmlichen Lügen *beschwur* der Elende sogar, uneingedenk, daß es, mit andern Worten, folgende Sätze enthielt: „Ich bin mit Mademoiselle de Pienne übereingekommen zu *lügen*, und habe so lange *logen*, bis ich mich schämen mußte, die Wahrheit zu [illegible]. Darum ging ich lieber nach Rom und *belog* den

Papst; da aber alle diese Lügen mir nichts geholfen haben, so schwöre ich hiemit vor den königlichen Räthen, daß ich gelogen habe." — Diese letzte und eigentliche Lüge wurde von dem Vater der Lügen belohnt, die Vermählung mit Dianen mit großem Pomp gefeiert; aber — diese Verbindung war nicht glücklich. Diana brachte viele todte, und nur ein einziges lebendiges Kind zur Welt, welches auch bald nach der Geburt starb. Der nunmehrige Herr Marschall von Montmorency empfand Gewissensbisse, die bei einem so schwachen Menschen nicht ausbleiben konnten. Er wandte sich, nach Paul's Tode, an den neuen Papst Pius IV., bekannte ihm seine ganze Erbärmlichkeit, und bat um Absolution. Pius, der nicht dasselbe Interesse bei der Sache hatte, wie sein Vorgänger, ertheilte sie ihm in einer schönen Bulle auf Pergament, und wenn gleich, trotz der Bulle, seine Ehre unwiederbringlich verloren blieb, so wurde doch sein feiles Gewissen dadurch beruhigt.

Und was wurde denn aus der armen Johanna, nach der gewiß schon Jede meiner Leserinnen voll Mitleid sich umgesehen hat? Ihr Los war vielleicht glücklicher, als es jemals in den Armen des vornehmen Schwächlings hätte werden können. Florimond Robertet von Alluje verliebte sich in sie. Er war Sekretär des Königs von Navarra, und nur durch sein Herz, nicht durch seine Geburt berechtigt, Anspruch auf ein Fräulein aus dem Hause Pienne zu machen. Der König, der um seine Liebe wußte, brauchte ihn zu einer wichtigen Sendung nach Savoyen,

und versprach ihm, daß, wenn er die Sache zu seiner Zufriedenheit ausführe, er sich selbst für die Erlangung seiner Wünsche interessiren wolle. Indessen scheint es doch, daß blos die Liebe diese Verbindung zu Stande gebracht, denn der König war schon seit einem Jahre todt, als sie wirklich vollzogen wurde.

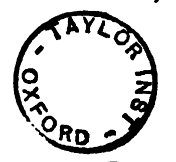
Welche wundersame Betrachtungen dringen sich dem Leser dieser Begebenheit auf. Die Liebesgeschichte eines erbärmlichen Jünglings konnte das Oberhaupt der Kirche mit dem Könige von Frankreich entzweien — hätte beinahe die Veranlassung gegeben, daß ganz Frankreich sich dem Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl entzogen hätte — und verursachte wirklich ein neues, für ganz Frankreich heilsames Gesetz, nämlich das Edikt gegen die heimlichen Heirathen, welches überall mit Jubel aufgenommen wurde, weil es höchst nöthig geworden war; an welches aber Seine Majestät nie gedacht haben würden, wenn Franz von Montmorency nicht zu tief in die schönen Augen der Johanna von Pienne geschaut, und Heinrich der Zweite keine natürliche Tochter gehabt hätte, die er an den Sohn seines Günstlings verheirathen wollte.

Der Tod der Götter.

In einem alten Dichter, ich weiß nicht mehr aus welchem Jahrhundert, habe ich einst eine Beschreibung gelesen, wie die gewaltige Zeit Alles zerstört, und endlich so-

gar sich an den Göttern vergreift. Es liegt viel Sinn in dem Scherz, denn auch das Heiligste verschlingt die Zeit. Wenn man einem Römer, in den ersten Jahrhunderten der Republik, versichert hätte, daß eine Zeit nicht fern sei, wo der Glaube an Jupiter gänzlich von der Welt verschwunden sein werde, so würde sicherlich der Römer ihn eben so herzlich ausgelacht haben, als heutzutage ein guter Christ den Engländer auslacht, welcher das Jahr berechnet hat, in welchem auch der letzte Funke des Glaubens an Christum verloschen sein werde. Und doch — des Engländers kühne Rechnung bei Seite — ist das Letztere eben so gewiß als das Erstere. — Wieder auf meinen alten Dichter zu kommen, so malt er die Götterschar in der größten Verwirrung. Schon ist die Welt von der Zeit vernichtet worden; die Götter zittern und berathschlagen, wie sie dem Unhold entrinnen möchten; aber in diesem Augenblick fliegt Jupiter's Kopf, von der Sense der unerbittlichen Zeit getroffen. Merkur will diese Sense stehlen, allein der Alte bricht ihm das Genick. Vergebens bietet Venus alle ihre Reize auf, um ihn zu besänftigen; der Unempfindliche drücket Runzeln auf ihre Stirn, und sie stirbt vor Gram. Bacchus locket die Zeit zur Tafel, um sie zu berauschen. Sie bringt aber den Wein selbst mit, aus dem Weinkeller einer berühmten Reichsstadt, und Bacchus stirbt an Silberglätte. Aesculap wird durch Arcana hingerichtet; Amor durch eine häßliche, eben damals sich verbreitende Krankheit. Kurz, die Zeit verschont keinen der Götter, ausgenommen den Apoll, der aber

auch bald vor Verdruß stirbt, weil der böse Alte die opera omnia des Dichter-Gottes, und folglich ihn selbst schon vernichtet hat.



Die Tungusen.

(Aus dem Tagebuche eines Reisenden.)

Die Tungusen sind mittlerer Größe, von gutem Wuchs und schlankem Körper. Das Gesicht platt, die Augen klein, doch beides weniger als bei den Kalmucken. Die Nase fein und gut gebaut. Die Ohren weder groß noch abstehend. Die Haut glatt, weiß, mit einer frischen Röthe. Die Augen braun, munter, die Lippen dünn, die Haare schwarz, aber dünn — wenig Bart. — Ihre ganze Complexion sehr gesund. Die ältesten Männer tragen sich so gerade und haben einen so muntern Gang, als bei uns selten die jüngsten Leute. Ihre Lebhaftigkeit und Behendigkeit ist sehr groß, Gesicht und Gehör äußerst scharf.

Sie zeigen sich immer wie sie sind, und kennen keine Verstellung. Sie sind sehr sorgenfrei, bei dem Besitz der unentbehrlichsten Bedürfnisse vergnügt, bei dem völligen Mangel mehrerer Tage nicht ängstlich oder traurig. Sie theilen das Letzte, was sie haben, gern mit, und Dienstfertigkeit kostet ihnen keine Ueberwindung. Mit Argwohn und Mißtrauen stören sie ihre Ruhe nicht. Lügen zu reden, däucht ihnen sehr abgeschmackt, sie betheuern daher nichts, fluchen auch niemals. Nichts ist ihnen schimpflicher, als

für einen Dieb gehalten zu werden, darüber werden oft Pfeile gewechselt.

Sie spüren dem Wilde oder ihrem verlaufenen Vieh auf Gras und Moos weit nach, und fehlen auch da nicht, wo es durch ganze Haufen anderer Thiere gegangen. Der trockenen Erde sehen sie die tief liegende Quelle an. In den Revieren ihrer Züge kennen sie jeden Baum und jeden Stein. Manchmal hängen sie in Wildnissen, wenn sie Berge ersteigen wollen, ihre entbehrlichen Sachen an Bäume, und finden sie immer wieder. Wenn sie ihren Weibern den Ort bezeichnen wollen, wo ein gefälltes Stück Wild liegt, wissen sie den Ort so gut zu beschreiben, daß die Familie ihn nicht verfehlt, sie zeichnen auch wohl den Gang und Ort mit dem Finger auf der Erde. Sie sind sehr beherzt, ein jeder läßt sich einzeln, blos mit Pfeil und Spieß bewaffnet, mit dem größten Bären in Zweikampf ein, und erlegt ihn. Bei gefährlichen Verwundungen klagen sie kaum.

Ihre Schneeschuhe sind vier Fuß lange und sieben Zoll breite Breter, an beiden Enden spitz, und mit den Häuten von den Füßen des Rothwildes überzogen, deren Haare sich, wenn es Bergauf geht, sperren, und das Zurückglitschen verhindern. Zugleich helfen sie sich mit einem langen Stabe, der an der Spitze einen kleinen hölzernen Teller hat, um nicht in den Schnee einzusinken.

Auf Geld und edle Metalle setzen sie keinen Werth, sie geben es den Kindern zum Spielwerk. Ein Tunguse, der eine Hand voll Rubel hatte, welche in ehemaligen Zeiten

einem erschlagenen Kosaken abgenommen worden waren, gab sie für ein Pud Mehl alle hin. Als der Mehlverkäufer, ein Russe, sich darüber freute, gab ihm der Tunguse alles, was er noch übrig hatte, und als jener so viel nicht annehmen wollte, sagte der Tunguse, er könne aus diesem Eisen doch keine guten Pfeile schmieden lassen — so daß jener vierzig Rubel Silber für sein Pud Mehl bekam, welches sonst in diesen Gegenden etwa zwanzig Kopeken kostet. Alte Leute zählen ihre Jahre nach der Zahl der Tributentrichtungen. Es gibt viele, die sechzig und einige die siebzig solcher Jahre zählen. Weiber merken sich, welche Mannsleute mit ihnen gleich alt sind — sterben diese, so ist auch ihre Rechnung zu Ende. Ueberhaupt kümmern sie sich wenig um die Zahl ihrer Jahre. — Ein Knabe heißt in ihrer Sprache Kunakan, ein Greis Elterokan, ein schönes Mädchen Aija Hunnat, und die Liebe Ajawin. — Sie haben drei Arten von Eidesleistungen, um die Wahrheit an's Licht zu bringen.

Der geringste Eid ist, wenn der Beschuldigte gegen die Sonne mit einem Messer fechtend treten und sagen muß: »Bin ich schuldig, so lasse die Sonne die Krankheit, wie dieses Messer in meinen Eingeweiden wüthen.» — Der zweite Eid ist schwerer, und der Beklagte muß auf einen hohen Berg steigen und laut ausrufen: »Bin ich schuldig, so will ich sterben, oder Kinder und Vieh verlieren, oder immer ein unglücklicher Jäger sein,» nachdem das Urtheil erkannt hat.

Der schwerste Eid ist, wenn bei einem Feuer ein Hund geschlachtet wird, von dessen Blut der Beklagte trinken und

dabei sagen muß: »So gewiß ich dieses Blut trinke, rede ich die Wahrheit. — Lüge ich, so will ich umkommen, verbrennen oder verdorren, wie dieser Hund.»

Um die Götter zu versöhnen, befiehlt der Schamen zuweilen ein Doi zu errichten — dieses Doi ist ein Kreuz über eine Klafter hoch, der obere Theil wird mit Lerchenstrauch umwickelt, und ein vorher getödteter Schwan, Ente oder Mewe mit ausgebreiteten Flügeln und ausgestrecktem Kopfe daran befestigt.

Ihre Lieder handeln von der Liebe, Jagd, schönen Gegenden, tapfern Handlungen der Vorfahren, Wundern und Abenteuern. Hier zum Beispiel ein tungusisches Märchen, das aber schon etwas mongolischen Geschmack verräth:

In einem Reiche war der Fürst Dolodai, welcher zweitausend Knechte hatte, und in einer Stadt mit einer dreifachen Mauer, die äußere hölzern, die mittlere steinern, die innere eisern, wohnte. An der Thür seiner Jurte stand eine Säule von Stahl, an welche er sein Prachtpferd band.

Er hatte sieben Prinzessinnen, von welcher Suwudangina, die jüngste, ausnehmend schön war. Jede hatte einen goldenen Wagen, auf dem sie spaziren fuhr.

Einst kam unvermuthet der Vogel Nogoi geflogen, und führte sie alle sieben so behende durch die Luft, daß sie nicht wußten, wo sie blieben. Nur die jüngste entkam durch ihre Klugheit. Sie verwandelte sich in einen Adler, flog zu ihrem Vater und setzte sich auf die stählerne Säule vor der Jurte, an welcher das Prachtpferd gebunden war. Dies

wurde scheu und wieherte so stark, daß viele Jurten einstürzten und viele Menschen wahnsinnig wurden. Der Fürst, über diesen Unfug entrüstet, zog seinen Säbel, um den Adler zu tödten — der Adler aber rief mit menschlicher Stimme: Verziehe, Fürst! und stehe ab, denn ich habe dir was zu vertrauen! Du hattest sieben Töchter und jetzt keine. — Der erstaunte Fürst ergrimmte und wollte der Aufseherin der Prinzessinnen den Kopf spalten. — Dein Zorn ist vergeblich, sagte der Adler, du selbst hättest deine Töchter nicht retten können. Karatkakan Nojen, ein großer starker Mann, kam aus Abend geflogen und entführte sie. Er ist sehr weise, besitzt ein Pferd schwärzlicher Farbe, und schneller, als daß es Wind und Wolken einholen könnten. — Ich, deine Tochter, Suwudangina, bin ihm durch meinen Verstand entkommen, um zu erfahren, ob du mich von ihm befreien kannst, da ich ihn nicht heirathen mag, oder ob du einen andern starken Mann weißt, der mit ihm zu streiten vermöge? — Ich bin alt, entgegnete der Vater, und könnte es ohnehin auch mit Karatkakan Nojen nicht aufnehmen. — Ich habe aber von einem Helden in Mittag gehört, der Kuludai heißt, bis zu ihm ist es so weit, daß ein Vogel drei Jahr auf dem Fluge, und das schnellste Pferd zehn Jahre zubringt, um zu ihm zu gelangen. — Im Morgen wohnt noch ein größerer Held, Arsalun Bakschi (Lehrer der Löwen). Sein Pferd, Schaman Tschagaja, weiß, was in allen Ländern vorgeht; es ist schneller als ein Vogel und schneller als der Wind. Bis zu ihm ist es aber so weit, daß weder ein Vogel noch das beste Pferd den

Ort erreichen kann. — Das habe ich auch gehört, sagte die Tochter, und bat ihren Vater zum Abschied um Speise auf den Weg, welcher acht Kameele schlachten ließ und sie dem Adler mitgab. Der Adler flog bald unter bald in den Wolken, ohne auszuruhen, sieben Jahre. Wenn die Erde einen weißen Schein gab, glaubte er es sei Winter, und wenn sie schwärzlich aussah, hielt er es für Sommer. Auf dem Fluge wurde Suwudangina einer prächtigen Jurte gewahr — bei derselben stand zur Rechten eine stählerne Säule und an derselben sieben gelbliche Pferde. Sie hatten goldene Mähnen, silberne Sättel und Zäume. Auf jedem Sattel lag ein Luchspelz. An der linken Seite der Jurte waren an einer eichenen Säule sieben fuchsfarbene gesattelte Pferde gebunden. Ihre Mähnen waren silbern, die Hufe stählern, Sattel und Zäume silbern. Auf jedem ein Pelz von Fuchsbälgen. Der Adler verwandelte sich in einen Bündel Wolle, saß als ein solches auf dem Dache und sah in die Jurte. An der rechten Seite des Feuers saßen sieben Jünglinge, jeder machte einen Pfeil. An der linken Seite verfertigten sieben Mädchen ein Pelzkleid mit sieben verschiedenen Silbernähten besetzt. Die Jünglinge überreichten den Jungfrauen die Pfeile und fragten, ob sie Jemand gesehen, der sauberere Pfeile machen könne? Sie sind schön, sagten die Mädchen, aber Arsalun Bakschi, der im Morgen wohnt, ist so geschickt und stark, daß einer seiner Finger alle eure Kunst und Stärke übertrifft. — Die Jünglinge zerbrachen ihre Pfeile und warfen sie in's Feuer. Die sieben Jungfrauen hatten ihr Kleid fertig und fragten die Jüng-

linge, ob sie je schönere, klügere und geschicktere Mädchen gesehen hätten? Diese antworteten: Ihr seid sehr schön, klug und kunstreich, aber der Fürst Dolodai hat sieben Töchter, von welchen die jüngste, Suwudangina, so viel schöner, weiser und geschickter ist, daß ihr Alle nicht eines Nagels ihrer Finger werth seid. Die verbrannten ihr Kleid.

Als Suwudangina dieses gehört hatte, nahm sie wieder die Gestalt eines Adlers an, und flog weiter. Nach einem Jahre bemerkte sie ein Erdbeben, und als sie sich der Erde näherte, erfuhr sie, daß Arsalun Bakschi so eben Pfeile verfertige. Sie flog dahin, wo die Luft von seiner Arbeit ertönte, und sah eine Höhle in einem Berge mit silbernen Kräutern, deren Blumen golden waren. An jeder Seite des Berges ein See, statt Wassers mit Milch erfüllt. Auf dem Berge eine prächtige Jurte, die Wände silbern, das Dach Gold. In derselben ein Mann, im Begriff einen Pfeil zu vollenden. Er bat die Götter, ihm eine Feder zu bescheren, damit er nie mit seinem Pfeil seinen Feind verfehle, und ihm kein reißendes Thier entrinne. Das hörte der Adler, zog sich eine Feder aus dem rechten Flügel und ließ sie in die Jurte fallen. Arsalun nahm sie, bewunderte ihre Größe und vollendete seinen Pfeil. Er wünschte sich eine zweite Feder, die ihm auf eben die Art aus des Adlers linken Flügel zu Theil ward. — Er ward des großen Adlers jetzt gewahr, und fragte ihn: »Was bist du für ein großer Vogel?« — Du fragst mich, erwiederte derselbe, ohne gesagt zu haben, wer du seist? — »Ich bin Arsalun Bakschi!« — Und wozu die Pfeile? — »Weil ich einen Zug

gegen Abend thun will. Dort lebt der Fürst Dolodai, von dessen sieben Töchtern ich die jüngste heirathen werde!» — Eben diese bin ich, rief Suwudangina. — »Bist du es? O so komm zu mir!» — Nein, erwiederte sie, vorher mußt du mich überzeugen, daß du Arsalun Bakschi bist! — »Ich will über neun Hügel fliegen und in den zehnten eine Schwungfeder setzen.» — Nein, sagte sie, dein Pfeil muß durch neun Hügel fahren, auf dem zehnten die Feder spalten, noch durch fünf Hügel bohren und im sechsten sitzen bleiben. — Der Vogel steckte die Feder — Arsalun nahm den Bogen; der Pfeil durchbohrte neun Hügel, spaltete auf dem zehnten die Feder, fuhr noch durch fünf Hügel, und blieb im sechsten stecken, aus dem ihn der Adler herauszog und dem Helden brachte.

Der Adler verwandelte sich nun wieder in ein schönes Mädchen, setzte sich zu dem Helden in die Jurte, sprach und schlief bei ihm. Morgens früh, als sie aufstanden, kam Arsalun's Lieblingspferd und fragte: Wer ist es, den mein Herr bei sich hat? »Es ist eine schöne Jungfrau,» erwiederte dieser, »die ich mir zur Gemahlin genommen habe.» Du hast keine Gemahlin, sondern große Gefahr bekommen — sagte das kluge Pferd — und wenn dir dein Leben lieb ist, so befestige deine Jurte mit zwölf eisernen Ketten, und lege deine Kriegskleider und Waffen an. Wenn du nun zu Mittage ein Geschrei hören, und Hagelschlossen, anfangs so groß wie Schafe, dann wie Kameele, sehen wirst, so gehe nicht aus deiner Jurte, denn es kommt der Held Karatkakan Nojen. Er wird deine Jurte schlagen und dir

Hohn sprechen, aber antworte nichts und bleibe zu Hause. Gehst du heraus, so siehst du deine Gemahlin nie wieder. — Das Pferd kehrte auf seine Weide zurück, Arsalun veranstaltete alles nach seinem Rath und setzte sich in die Jurte.

Des Mittags bemerkte er ein Erdbeben und vernahm ein großes Geräusch. Es hagelte. Die ersten Schlossen waren nicht kleiner als Schafe, die folgenden wie Kameele; dabei stürmte es so, daß die zehn Ketten, die die Jurte hielten, zerrissen. Bald darauf kam der Held, schlug die Jurte erst mit der Peitsche, dann mit dem Spieß: dabei rief er aus: Bist du Arsalun Bakschi, von dem die ganze Welt sagt, daß er beherzt, stark und unüberwindlich sei? Jetzt, da ich dich feige vor dem Schooße eines Weibes sitzen sehe, halte ich dich für den verzagtesten und elendesten Kerl unter der Sonne. Hörst du nicht, wie schrecklich meine Ankunft ist?

Arsalun hielt sich nicht länger, sondern nahm sein Schwert und ging aus der Jurte. Da er niemand fand, kehrte er zurück, aber seine Gemahlin war fort.

Er rief sein kluges Pferd, setzte sich gerüstet darauf und ritt davon. Es trug ihn bald über die Gipfel der Bäume und fuhr den Wolken nahe durch die Lüfte. Er traf einen Adler an, der seine Prinzessin in den Klauen hielt, und spaltete ihn mit seinen Pfeil vom Kopf bis zum Schwanze. Die Prinzessin entfiel ihm auf die Erde, der Adler, der zugleich herab stürzte, hatte kaum die Erde berührt, als beide Hälften zusammenwuchsen und er mit seinem Raube weiflog. Er erhielt den zweiten Pfeil, der ihm einen Flü-

gel abschoß; er setzte sich ihn aber gleich wieder an, und half sich durch seine Zauberkunst von allen Wunden, deren er viele erhielt. Arsalun verfolgte ihn drei Jahre. Im vierten Jahr erreichte er des Adlers Wohnung. Seine Stadt hatte eine dreifache Mauer, von Holz, von Stein und von Eisen. Der Adler verschloß seine Thore und besetzte sie mit Wächtern. Arsalun nahm seinen Pfeil, der mit den Federn der Prinzessin beflügelt war, und sagte zu ihm: Du mein Pfeil, bist du nicht wider meine Feinde gemacht? Hilf mir! Er schoß die drei Mauern und die Wohnung nieder.

Karatkakan erschien auf seinem besten Pferde und sagte: Arsalun Bakschi, ziehe in Frieden von mir, wenn dir dein Leben lieb ist, denn nicht du, sondern ich bin der erste Liebhaber der Schönen. Ich habe sieben Prinzessinnen nach meinem Lager gebracht und zu meinen Gemahlinnen bestimmt. Eine entkam mir zwar, aber sie ist doch mein und nicht dein! Arsalun erwiederte, so lange ich noch Hände, Füße und Leben habe, werde ich nicht abziehen. — Nur dann erst kannst du meine Braut behalten. Ich verlange mit dir zu streiten. — Das soll geschehen, sagte Karatkakan Nojen, und zwar auf einer jähen, hohen und so schmalen Meeresklippe, daß wir nur kaum mit einem Fuß auf derselben stehen können. — Wo du willst, gab Arsalun zur Antwort, ich erscheine. — Beide setzten sich auf ihre besten Pferde und erreichten den Kampfplatz. — Karatkakan verwandelte sich in einen Hirsch und Arsalun in eine wilde Ziege. Der Streit war heftig. Der Hirsch hatte das

Uebergewicht der Stärke, wenn er aber fiel, stürzte er bis auf den Grund, da hingegen die Ziege sich in den Klippen erhalten konnte. Nach dreitägigem Streit verstärkten sie ihre Kräfte, der Hirsch ward zum Elend und die Ziege zum Eber. Der Kampf dauerte wieder drei Tage. Darauf kämpften sie als Menschen gegen einander und wählten dazu eine Ebene. Sie waren zu Pferde. Erst brachen sie Lanzen, dann zogen sie ihre Schwerter, und weil alles zerbrach, nahmen sie ihre Peitschen. Als auch diese d'rauf gingen, stiegen sie vom Pferde und kämpften ohne Waffen. Es dauerte drei Jahre, und keiner vermochte den andern zu tödten.

Die Pferde mischten sich endlich in den Streit. Arsalun's Pferd sagte: Mein Herr wird den Rojen nicht tödten, weil er sehr stark und unsterblich ist. — Ich weiß aber seinen Tod. Hinter dreißig Meeren ist eine Insel, auf der wohnt seine Schwester, die seinen Tod bewacht. Er ist in einem Pfeil und der Pfeil in einem Kasten, den die Schwester unablässig hütet. Ich will sehen ihn zu erhalten. — Rojen's Pferd sagte seinem Herrn fast dasselbe. Ich weiß Arsalun's Tod; er ist in der stählernen Säule bei seiner Jurte. In der Säule ist eine Säge und in der Säge der Tod. Beide Pferde machten sich auf, den Tod ihrer Feinde zu holen. Als Arsalun's Pferd über dreißig Meere und auf die Insel zu Rojen's Schwester ankam, sank die Jurte derselben von der Erschütterung um. Die Schwester wollte sie halten, und verlor darüber den Kasten mit dem [illegible]il aus den Händen. Das Pferd zerbrach den Kasten

und lief mit dem Pfeil davon. — Rojen's Pferd zerbrach Arsalun's Säule und brachte die Säge im Maul. Als beide Pferde ankamen, wollte jedes das erste sein. — Arsalun's Pferd aber gab Rojen's seinem mit dem Hinterfuß einen Schlag, daß ihm die Todessäge aus dem Maule fiel, die Arsalun's Pferd ergriff, verschlang und den Pfeil seinem Herrn brachte. Mit demselben tödtete Arsalun den Karatkakan, ging in seine Stadt, nahm zuerst seine Gemahlin, dann die Gemahlinnen des Rojen, seine Knechte und Herden, und lebte sehr berühmt. v. U.

Mißlicher Nachruhm eines Erfinders.

Wenn doch ein Jeder, der durch Erfindungen sich zu verewigen wähnt, an die Fernröhre dächte, die nicht viel über zwei hundert Jahre alt sind, und über deren eigentlichen Erfinder man dennoch große Zweifel erregt. Einige behaupten, ein gewisser Jakob Metius, von Alkmaar in Holland gebürtig, habe 1609 den Generalstaaten das erste Fernrohr überreicht. Andere erzählen: Die Kinder eines Brillenmachers in Middelburg hätten in ihres Vaters Bude gespielt, und zufällig durch zwei Gläser, deren Eins erhaben das Andere hohl geschliffen waren, nach dem Hahn auf ihrem Kirchthurm geschaut. Das würde freilich noch nichts entdeckt haben, wenn nicht durch einen zweiten glücklichen Zufall die Gläser gerade in der gehörigen Entfernung von einander wären gehalten worden. Nun

erschien der Hahn plötzlich so groß, daß die Kinder laut aufschrien, und den Vater herbei riefen, der, nicht weniger erstaunt, die beiden Gläser zu mehrerer Bequemlichkeit einfaßte. Bald kam ein Anderer, der sie an die beiden äußern Enden einer Röhre setzte, wodurch die Gegenstände noch deutlicher wurden, weil die Röhre das Licht hinderte, von der Seite einzufallen. Endlich kam ein Dritter, machte bewegliche Röhren, und schob sie Eine in die Andere. — Das läßt sich hören, aber es waren doch nur lauter Muthmaßungen, die einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts nicht genügten. Er suchte so eifrig der Sache auf den Grund zu kommen, als ob er die Ehre der Erfindung für seinen eigenen Großvater in Anspruch nehmen wollte; denn es hat zu jeder Zeit wunderliche Leute gegeben, denen weit mehr daran lag, zu wissen, in welchem Jahre, an welchem Tage, in welcher Minute ein Ding entstanden sei, als wozu es nutze. Es ist ihm gelungen, fünf gerichtliche Zeugnisse, und einen Brief eines gewissen Borel, Deputirten der Staaten von Holland, aufzutreiben. Zwei dieser Zeugnisse schreiben die Erfindung einem Zacharias Jaus, Brillenmacher in Middelburg zu, hingegen die drei andern sagen nicht ein Wort von diesem Zacharias, sondern nennen einen andern Brillenmacher derselben Stadt, Namens Johann Lapprey. Borel erzählt in seinem Briefe, er habe jenen Zacharias Jaus sehr wohl gekannt, und oft als Knabe in der Bude seines Vaters gespielt. Diese Leute habe er oft sagen hören, sie wären die Erfinder des Mikroskops. Im Jahre 1619 sei er in England

gewesen, da habe er in den Händen seines Freundes, Cornelius Drebbel, dasselbe Mikroskop gesehen, welches Zacharias und sein Vater dem Erzherzog Albert überreicht hatten, von dem es an Drebbel war geschenkt worden. Nun beschreibt Borel das Instrument, und aus dieser Beschreibung ergibt sich, daß er wirklich von einem Mikroskop spricht. Im Jahre 1600, fügt er hinzu, hätten dann die beiden Brillenmacher das Teleskop erfunden, und es dem Prinzen Moriz von Nassau gebracht, welcher die Erfindung zu verheimlichen gesucht, um sich ihrer in dem damaligen Kriege allein zu bedienen. Allein sie wurde dennoch ruchbar. Ein Fremder kam nach Middelburg, um den Erfinder des Teleskops aufzusuchen, gerieth aber zufällig, statt in die Bude des Zacharias Jaus, in die des Johann Lapprey. Seine Unterredung, seine Fragen brachten den Letzteren auf die Spur der Erfindung, die er nunmehr auch errieth und zuerst bekannt machte. Daher kam es, daß er eine Zeit lang für den Erfinder galt. Doch nicht lange, denn Metius und Drebbel kamen nach Middelburg, begaben sich gradeswegs zu Zacharias Jaus, und kauften dort ihre Teleskope.

Durch diese Erzählung werden freilich manche Widersprüche vereinigt, hingegen auch eine neue Unwahrscheinlichkeit behauptet, daß nämlich das Mikroskop früher sei erfunden worden als das Teleskop, welches gegen alle bisher angenommenen Meinungen streitet. Kurz, es ist eine höchst mißliche Sache um den Nachruhm eines Erfinders, wie ich schon einmal in diesen Blättern durch das

Beispiel des Telegraphen bewiesen habe. Selbst dann nicht einmal, wenn die Erfindung nach dem Namen eines Mannes benannt worden, kann man sicher sein, daß dieser Mann wirklich der Erfinder gewesen. Oft war er nur der Erste, der sich ihrer nützlich bediente. — Nur, habe ich gesagt? — Dies nur steht an der unrechten Stelle, denn allerdings verdient der Erste, der eine Erfindung klüglich benutzt, mehr Dank und Ruhm, als der Erste, dem ein Zufall sie in den Weg warf. Und so möchte wohl am Ende, im vorliegenden Falle, Newton den meisten Ruhm davon tragen, weil seine Kinder nicht nach dem Hahn auf dem Kirchthurm guckten, sondern weil er, durch seine Kenntniß der Strahlenbrechung, das reflektirende Teleskop erfand.

Ueber die Besoldungen der Schauspieler.

Man hört nicht selten klagen, daß die Schauspieler, und besonders die Sänger und Tänzer, so starke Besoldungen zögen, indessen mancher, unter den Waffen grau gewordene, oder gar verstümmelte Krieger sich mit einer elenden Pension behelfen müsse. Ich mag hier nicht untersuchen, woher es kommt, daß man gewöhnlich einen amüsirenden Künstler reicher belohnt, als einen nützlichen Staatsdiener. Es ist nun einmal so, und ich will hier blos einige Beispiele anführen, daß es immer so war. Eine Stelle des Plinius (von Badeus commentirt) lehrt uns,

daß der Schauspieler Esop, der in Rom zu den Zeiten Cicero's lebte, zwölf tausend fünfhundert Dukaten Einkünfte hatte, folglich weit mehr, als irgend einer unserer jetzt lebenden Künstler. Und doch ist das noch nichts, gegen die Summe, welche sein Kamerad Roscius sich hätte verschaffen können, wenn er gewollt hätte. Cicero, sein Freund und Vertheidiger, sagt in seiner schönen Rede: er habe jährlich über eine halbe Million Thaler gewinnen können. Vielleicht übertrieb Cicero, aber wenn wir auch nur annehmen, was Macrobius erzählt, daß er nämlich für jeden Abend hundert Dukaten empfing, so machte das — wenn er auch nur zwei hundertmal im Jahre spielte — eine jährliche Einnahme von zwanzig tausend Dukaten! Wie wenige Fürsten können sich solcher Einkünfte rühmen!

Dabei wurden die Schauspieler in Rom nicht minder geehrt als belohnt. Am Tage, wo nicht gespielt wurde, gingen die römischen Damen auf die Bühne, um die Masken und Kleider der Schauspieler zu küssen, worüber Juvenal sich sehr ereiferte, und wohl mit Recht, denn welcher Ehemann würde solchen Enthusiasmus für die Kunst von seiner Frau billigen? — Kaiser Augustus gab ein Gesetz, welches die Schauspieler der Geißelung entzog. Die Geißel traf nur Sklaven. Die meisten Schauspieler wurden aus dem Sklavenstande oder aus Freigelassenen genommen, und nun durch jenes Gesetz den römischen Bürgern gleich gestellt.

Von nun an lebten die vornehmsten Römer mit den Schauspielern in der engsten Vertraulichkeit, luden sie zur

Tafel, statteten Besuche bei ihnen ab, und es war nicht selten, einen Schauspieler, der spaziren ging, von Rittern, Senatoren und besonders von Damen begleitet zu sehen.

Man ging noch weiter. Man ertheilte Einigen unter ihnen die Vorrechte der Decurionen in den Provinzen und Kolonien; es waren die nämlichen, welche die Senatoren zu Rom genossen. Ja, eine alte Zuschrift bezeugt sogar, daß ein Schauspieler unter die Priester des Apollo aufgenommen wurde, eine Auszeichnung, die nur Männern aus den edelsten Geschlechtern widerfuhr.

Sehr vermuthlich wurden den Künstlern dadurch die Köpfe verdreht — wie so oft bei uns durch weit geringere Ehrenbezeugungen geschieht. Sehr wahrscheinlich wurden sie übermüthig, betrachteten sich als große, auch wohl gar dem Staate höchst nützliche Männer, und sahen mit Verachtung auf den bescheidenen Bürger herab. C'est tout comme chez nous. Aber es gab doch auch ein Gegengewicht ihres Hochmuths, nämlich die unausrottbare Geringschätzung des großen Haufens, der, so gern er auch in's Schauspiel ging, doch die Schöpfer seines Vergnügens stets über die Achsel ansah. Auch diese Unbegreiflichkeit besteht an den meisten Orten noch heutiges Tages, und gründet sich vielleicht auf das Gefühl der Entbehrlichkeit der Kunst für Menschen, die vor allen Dingen darauf denken müssen, Brot zu erwerben, den vornehmern Klassen hingegen ist die Kunst unentbehrlich, denn

sie dürfen das Brot nur verzehren, und ihr wichtigstes Geschäft ist die Jagd nach Zeitvertreib.

Juristischer Trost für manche Damen.

Es widerfährt jungen Damen bisweilen, daß sie schon wenige Monate nach ihrer Vermählung in den ehrwürdigen Stand der Mütter treten, und daß der Herr Gemahl wohl gar so unhöflich ist, es übel zu deuten. Wollte doch Ariston, der König von Sparta, nicht einmal den Demokrates für seinen Sohn erkennen, weil er im siebenten Monat auf die Welt kam.

Im Ganzen ist es freilich wahr, daß die Geburt eines Menschen zu den undurchdringlichen Geheimnissen gehört. Niemand kennt seinen Vater mit Gewißheit, und noch weniger kann er einem Andern beweisen, daß Dieser oder Jener sein Vater sei. Die Wahrscheinlichkeit, durch Gesetze und Meinungen der Gelehrten unterstützt, muß dabei für Wahrheit gelten. Ein solches Gesetz ist unter andern das: pater est quem nuptiae demonstrant (der Ehemann soll auch für den Vater gehalten werden), denn vom Gesetz wird niemals ein Verbrechen vorausgesetzt.

Diese Grundsätze befolgte auch der berühmte Rechtsgelehrte und Kanzler, d'Aguasseau, in einem Prozeß, den er im Jahr 1696 als Generaladvokat führte. (Siehe Tom. 3, pag. 160 seiner Werke.)

Noch hat Niemand den Schleier zerrissen, in den die Natur, gleichsam aus Schamhaftigkeit, das Geheimniß der Fortpflanzung verhüllt hat. Es ist auch vergebens, ein Orakel darum zu befragen, wie Ariston gethan. Nur das Gesetz darf hier das Orakel sein, und dieses begehrt nicht, daß ein Kind, um rechtmäßig zu sein, nach dem siebenten Monat, sondern nur, daß es im siebenten Monat geboren werde. Es ist genug, daß der siebente Monat angefangen worden. In den Pandekten steht ausdrücklich (Cap. 3, de suis et legitim. haered.), Hippokrates sage, daß ein Kind, welches am hundert zweiundachtzigsten Tage erscheint, zu gehöriger Zeit erschienen sei, und so solle auch künftig geurtheilt werden. Es ist also nicht die Laune des Gesetzgebers, sondern die Meinung des Fürsten unter den Aerzten, welche das Gesetz bestimmt hat. Die berühmtesten Rechtsgelehrten, unter andern das Orakel Cujaz, stimmen damit überein.

Im Jahre 1730 machte ein Prozeß dieser Art ziemlich viel Aufsehen vor dem Parlament von Dijon. Eine gewisse Katharina Morlot wurde Witwe am 2. April 1729, verheirathete sich wieder am 28. Mai 1730, und setzte am 9. Oktober desselben Jahres ein vollkommenes Kind auf die Welt. Da diese Niederkunft vier Monat und eilf Tage nach ihrer zweiten Verheirathung erfolgt war, so klagten die Verwandten des ersten Mannes, und verlangten, man solle ihr eine Schenkung desselben entreißen, weil sie sein Andenken beschimpft und nicht einmal das Trauerjahr abgewartet habe, um sich einem Andern in die Arme zu

werfen. Daß sie ihrem jetzigen Gemahl schon vor der Vermählung gewisse Rechte zugestanden, läugnete Madame Morlot nicht, und konnte es freilich auch nicht läugnen; allein daß es erst nach Ablauf des Trauerjahres geschehen, behauptete sie standhaft. Dieses war aber schon am 2. April 1780 abgelaufen, folglich konnte sie am 3. April mit ihrer Person schalten und walten, ohne den Wohlstand gegen den Verstorbenen zu verletzen, und folglich zählte sie sechs Monat und einige Tage bis zu ihrer Niederkunft. Die Richter lächelten zwar über die haarscharfe Berechnung, allein sie entbanden, kraft des angeführten Gesetzes, die gewissenhafte Witwe von der Anklage.

Der Wundarzt.

Einst begehrte der König von Golconda von der holländischen ostindischen Kompagnie in Batavia einen geschickten Wundarzt, und man schickte ihm einen gewissen Peter Delan. Der König litt seit langer Zeit an Kopfschmerzen; seine Aerzte hatten ihm gerathen, sich an vier Stellen der Zunge die Ader öffnen zu lassen, und es fand sich kein Einziger unter den Wundärzten des Landes, der es wagte, diese Operation zu unternehmen. Delan wurde mit einer Besoldung von acht hundert Pagoden bei Hofe angestellt. Er ließ sich vernehmen, das Aderlassen sei eine der leichtesten Operationen seiner Kunst, und die Zuver-

lässigkeit, mit der er sprach, erweckte ein günstiges Vorurtheil für seine Geschicklichkeit.

Nach einigen Tagen ließ ihn der König rufen, um ihn auf die Probe zu stellen. Man erklärte ihm schon im Vorzimmer, daß, nach Verordnung der Aerzte, durchaus nicht mehr und nicht weniger als acht Unzen abgezapft werden sollten, und daß mit einem so großen Monarchen nicht zu spaßen sei. Delan blieb keck. Da führten ihn vier alte Weiber in's Bad, entkleideten und wuschen ihn, beräucherten auch seinen ganzen Körper, besonders die Hände. Dann zogen sie ihm einen Kaftan an, und führten ihn zum Könige, brachten auch zugleich vier kleine goldene Teller mit, welche von den gravitätischen Aerzten gewogen wurden. Man wiederholte die Warnung, daß er mit seinem Kopf für jeden Blutstropfen haften müsse, der über acht Unzen flösse. Delan hatte wirklich die Geschicklichkeit, oder vielmehr das Glück, das bestimmte Quantum nicht zu überschreiten, und galt nun für einen Wundermann. Der König ließ ihm auf der Stelle drei hundert Pagoden auszahlen (ungefähr sieben hundert Thaler).

Kaum hatte die Königin vernommen, daß ein so geschickter, und zugleich so schöner junger Wundarzt am Hofe sei, als auch sie die Lust anwandelte, sich zur Ader zu lassen. Delan wurde in ein prächtiges Zimmer gebracht, wo die nämlichen alten Weiber ihm Arme und Hände noch einmal wuschen und beräucherten. Dann führten sie ihn einen seidenen Vorhang, in welchem ein Loch war, durch

welches die junge Königin ihren Arm steckte, und gleichfalls sehr schnell und geschickt von ihm bedient wurde. Zu sehen bekam er sie nicht, aber es regnete Pagoden und Goldstoffe auf ihn herab, und er wurde ein Günstling am königlichen Hofe. Indessen verschweigt er uns das Wichtigste; ob nämlich der Aderlaß an der Zunge Seine Majestät wirklich von den Kopfschmerzen befreit habe?

Raffinirter Lebensgenuß.

Man sucht ihn gewöhnlich nur in neuern Zeiten, und ich möchte geradezu behaupten, da werde er am seltensten gefunden, wenigstens in den neuesten. Denn wie selten hört man jetzt von einem zart ersonnenen Feste, wo die gröbern Genüsse durch feinere gewürzt werden? — Seltene Speisen, theure Weine, höchstens eine schlechte Tafelmusik, und draußen vor der Thür ein paar Duzend brennende Lampen, das ist schon ein Fest, von welchem die Hamburger Zeitung redet, besonders wenn etwa ein paar schlechte französische Verse mit illuminirt gewesen sind. Da verstand man es besser, in den sogenannten rohen Ritterzeiten; doch müssen wir bekennen, daß die Franzosen die ersten waren, welche feinere Genüsse zu erschaffen wußten. Man trat in den Speisesaal, man glaubte in eine Grotte zu treten; alle Wände waren mit Epheu überzogen. Man glaubte auf einer Wiese zu wandeln, denn der Boden war dicht mit Blumen bestreut; die weißen Lilien mit purpurfarbe-

nen Mohn durchzogen. Die süßesten Wohlgerüche dufteten dem Gast entgegen. Die Tafel selbst trug kein Tischtuch, sondern schien ein Gefilde von lauter Rosen, die Speisen gleichsam in Rosen vergraben.

Die Tischaufsätze stellten lange Zeit nur Frühling, Sommer und Herbst dar. Endlich brachte man auch den Winter auf die Tafel, indem man mit einem weißen Pulver den Reif und Schnee sehr täuschend nachahmte. Ein gewisser Cazade vervollkommte diese Erfindung. Er bestreute nämlich seinen Frühling mit einem Pulver, welches ihm die Winterdecke gab; aber wenn die Gäste im Winter bei Tische saßen und der Saal wärmer wurde, so schmolz dieses Pulver nach und nach; Blumen kamen zum Vorschein, Quellen fingen an zu rieseln, kurz, die Gäste sahen vor ihren Augen den Frühling entstehen. Schade, daß dieser Cazade gestorben ist, ohne selbst seinen Kindern das artige Geheimniß zu hinterlassen.

In vornehmen Häusern fing man an, die Tafel auf eine ganz neue, wunderähnliche Weise zu serviren, nämlich von oben herab. Brantome beschreibt ein Fest, welches der Vicedom von Chartres gab. Der Plafond war als ein Himmel gemalt; dieser Himmel that sich plötzlich auf, und Wolken senkten sich herab, welche die Speisen trugen. Beim Dessert brach ein künstlicher Sturm aus, es regnete wohlriechende Tropfen und hagelte Zuckerwerk.

Da aber bei solchen Bewirthungen von oben herab sich doch manche kleine Unglücksfälle ereignen können, so

zog man in der Folge vor, die Tafeln von unten herauf steigen zu lassen. Die Kaiserin Katharine, welche sich sehr gut auf die feinern Lebensgenüsse verstand, hätte eine solche Tafel in der Eremitage, wo sie vermuthlich noch vorhanden ist. Nur in enger, gewählter Gesellschaft pflegte sie davon zu speisen, und der eigentliche Zweck dieser Einrichtung war: keinen Bedienten bei der Tafel zu bedürfen. Jeder Gast hatte eine Menge weißer Zettelchen und einen Bleistift neben sich liegen; begehrte er irgend eine Speise oder Getränk, so schrieb er es auf eins der Zettelchen, legte solches auf seinen Teller, drückte an einer Feder und der Teller versank, kam aber, nach wenigen Sekunden, mit dem Verlangten wieder herauf. Das gewährte den großen Vortheil, daß man sich ohne allen Zwang den geselligen Freuden überlassen und nach Belieben schwatzen durfte, ohne überflüssige Ohren zu scheuen.

Auch der liebenswürdige König Stanislaus hatte zu Lüneville eine solche Tafel, an der Voltaire's Witz oft das köstlichste Dessert lieferte.

> On ne rit plus, on sourit aujourd'hui,
> Et nos plaisirs sont voisins de l'ennui.

Auch große Minister irren bisweilen.

Sülly war nicht allein ein großer, sondern auch ein sehr redlicher Minister, der Freund seines Monarchen, der Wohlthäter Frankreichs; aber wäre es auf ihn angekom-

men, so würde dieses schöne Land jetzt eine seiner vornehmsten Erwerbsquellen weniger besitzen.

Heinrich IV. hatte in den Tuilerien eine Orangerie erbauen lassen, die so lange dort stand, bis Le Nôtre unter Ludwig XIV. die ganze Form dieses Gartens veränderte. Heinrich war keineswegs gesonnen, Orangen zu ziehen, sondern Seidenwürmer, deren Eier er aus Spanien kommen lassen. Er that alles mögliche für die Kultur des Maulbeerbaums und die Errichtung von Seidenmanufakturen. Süll y hingegen that alles mögliche, um es zu hintertreiben, blos aus Haß gegen alle Arten von Luxus. — Man kann gegen Einseitigkeit nicht genug auf seiner Hut sein, wenn man sieht, daß auch dem besten, klügsten Menschen dergleichen widerfährt. Heinrich IV. sah weiter als Sülly, und wer weiß, wie mancher Franzose, der auf dem pont neuf dessen Statue umstürzen half, bis dahin das Brot für sich und seine Familie in Seidenmanufakturen erworben hatte.

Paris und Philadelphia.

Ein gewisser Robin, der eine Reise nach Nordamerika geschrieben hat, zieht zwischen Paris und Philadelphia folgende Parallele:

Philadelphia ist verhältnißmäßig schon jetzt für Amerika, was Paris für Europa ist, eine Stadt, die für alle übrige den Ton angibt. Paris — der Sitz des guten

Geschmacks in jeder Gattung; Philadelphia bewahrt den reinen Geschmack für alles Gute. — In Paris verfeinert man alles, und die schönen Künste vervollkommnen sich mit jedem Tage. In Philadelphia vereinfacht man alles und die nützlichen Künste machen schnelle Fortschritte. — In Paris sind die Sitten milde, in Philadelphia rein. Die Pariser sind die geselligsten, die Pensylvanier die redlichsten Menschen. — In Paris ist eine vortreffliche Polizei, dennoch herrscht kein Zwang; in Philadelphia ist gar keine Polizei, dennoch herrschen Freiheit und Ordnung. — Frankreich duldet keine Sklaven; Pensylvanien hat den seinigen die Freiheit gegeben. — Der Franzose besitzt ein so zartes Ehrgefühl, daß er ein dementi nicht überleben möchte; der Pensylvanier ist so tugendhaft, daß er sein Leben durch keinen Schwur erkaufen möchte. — In Paris jagen die Armen wie die Reichen dem Vergnügen nach; in Philadelphia gibt es weder Arme noch Reiche, Jedermann ist wohlhabend, Jedermann ist heiter. — Der Franzose lacht über Alles; Alles lächelt dem Pensylvanier. — Dem Fremden scheint Paris ein entzückender Aufenthalt, Philadelphia der Schooß des Glückes.

Dieses Glück, sagt Robin, sei einzig das Werk der Gesetze, und Schade nur, daß die Amerikaner dessen nicht lange genießen könnten, weil sie ihr Leben nicht hoch brächten. Diese Bemerkung (deren Wahrheit ich bezweifle) hat er sich von Grabsteinen abstrahirt. Die meisten Todten waren schon im vierzigsten Jahre gestorben, wenige hat-

ten sechzig erreicht, keiner siebenzig. Die Frauenzimmer sollen schon im zwanzigsten Jahre verblüht, im fünfunddreißigsten alt und runzlicht sein. — Er rühmt auch die Gastfreiheit der Amerikaner, und die fast märchenhafte Unschuld und Keuschheit der Frauen. Wirth, Wirthin und Gast haben nur ein Bett, welches die Wirthin sogar alsdann in aller Unschuld mit dem Gaste theilt, wenn der Mann nicht zu Hause ist. — In solchen Fällen scheint mir das Vertrauen des Mannes fast noch bewundernswürdiger als die Keuschheit der Frau.

Der Adler und die Nachteule.

Diesen Titel trägt eine gewaltig weitläufige und schon darum schlechte Fabel, — eine Fabel, die ein ganzes Buch füllt — und für einen jungen Fürsten geschrieben sein soll, dem man seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften zum Vorwurf machte. Dergleichen Vorwürfe sind so erbärmlich, daß sie blos Verachtung und höchstens ein Epigramm, aber kein Buch verdienen. Es ist, als ob man einer Pflanze den Vorwurf machte, daß sie sich nach dem Lichte kehrt. Ueberall gibt es Menschen — aber zum Glück nur wenige — welche die heiligsten Dinge verspotten, die köstlichsten Himmelsgaben gering schätzen; wer achtet ihrer? — Ich kenne in Ehstland einen angesehenen Mann, der laut und frech in allem Ernst behauptet: »man müsse das Wort Humanität aus dem Wörterbuche streichen, denn durch dieses Wort sei alles Unheil auf die

Welt gekommen.“ Man lacht über sein Pferdegeschwätz und ist darum doch in Ehstland so human, daß er darüber verzweifeln möchte.

Wieder auf den Adler zu kommen, der in jener Fabel die Hauptrolle spielt, so ist es ein junger Adler, der auf Reisen geht, um regieren zu lernen. Er besucht Häfen und Manufakturen; er schwebt über Voltaire's Aufenthalt; er geht mit d'Alembert und Diderot um und studirt Philosophie unter ihnen. Dann bemerkt er, daß England um ein Jahrhundert zurückgeschritten sei. In Holland zitterte er für die Freiheit (mit Recht) und wünscht diesem Lande Barnwald's und Ruyter's (vergebens). Ueber Spanien fliegt er schnell hinweg (woran er sehr wohl thut), und begibt sich nach Boston, wo er Cook's Sarg findet. (?) Dann setzt er seine Reise nach China fort, wo er sich bewundernd niederläßt. Dem Norden hat er jetzt die Ehre erzeigt, einen Adlerblick darauf zu werfen. Er kehrt in sein Reich zurück und ist nun ein vollkommener Fürst geworden.

In Nebenstunden muß Apollo's Schwan ihm vorlesen aus Pope, St. Lambert oder Milton. (Wie kommt St. Lambert mit Pope und Milton zusammen?) Mahomet, Britannicus und vier Zeilen aus Othon werden nicht vergessen. Wenn der Schwan fertig ist, so tritt der Phönix herein und übersetzt den Tacitus, den Raynal, den Hume, den Robertson. Die ganze Vögelschar klatscht Beifall, nur die Nachteule nicht, die das Licht scheut, und, weil sie vormals

Minerven angehörte, noch immer der Vogel der Weisheit zu sein sich einbildet. Sie ist es, die dem Adler vorwirft, daß er sich zu den Wissenschaften herabläßt, da er doch nur geschaffen sei, um Donnerkeile zu schleudern. Der Adler wird unwillig und verweist die Eule auf ewig in einen alten Thurm, um Mäuse zu fangen.

Das ist die ganze armselige Erfindung. Dann folgt noch ein Epilog, in welchem alle europäische Fürsten, die den Wissenschaften huldigen, als Adler auftreten. Da ist ein Petersburger Adler, ein Berliner Adler, ein toskanischer Adler u. s. w. In unsern guten Fabeln erhalten wir oft treffliche Lehren von den Thieren; hier ist es umgekehrt, die Thiere bilden sich nach den Menschen, und zwar in Dingen, die weit über ihren Horizont gehen. Auch die Fabel hat ihre Wahrscheinlichkeit; Vögel, die den Tacitus lesen, sind gar zu unwahrscheinlich. Der Stil ist gleichfalls unpassend, schwülstig, und oft mit seltsamen Wortverbindungen ausstaffirt. Da gibt es zum Beispiel eine Dämmerung in den letzten Zügen (crepuscule agonisant).

Hie und da sind auch einige Schilderungen dem Verfasser gelungen. Von Lafayette — der damals in Amerika für die Freiheit focht, und leider nun vergessen zu sein scheint, — sagt er:

> Levant au milieu d'eux un front noble et modeste,
> Lafayette à vingt ans du monde étoit l'appui,
> L'aigle le distinguer de la voute céleste,
> Et vint avec orgueil se reposes sur lui.

Noch eine Zeile — wo der Verfasser von einem Fürsten spricht, der die Todesstrafe in seinen Staaten abgeschafft hat — ist wirklich sublim: Il ferme aux scélerats l'asyle des tombeaux (des Grabes Freistatt ist dem Bösewicht verschlossen).

Dies Fabelbüchlein ist auch noch mit einer gewaltigen Menge von Noten überladen, in welchen allen Schriftstellern von einiger Bedeutung große Komplimente gemacht werden. Nur Rousseau wird scharf mitgenommen. Es heißt von ihm: er habe die allgemeine Vernunft (la raison publique) vom Throne stürzen wollen; er habe die Irrthümer seines Grundstoffes durch die Wahrheit seiner Details verhüllt; man könne ihn vergleichen mit einer schlechten Uhr, die aber ein herrliches Glockenspiel habe, und wo man nicht darauf hören müßte, welche Stunde sie schlage, sondern nur, welches Liedchen sie spiele.

Von Seneca sagt er: sein funkensprühendes Genie erbliche vor Diderot's vulkanischem Genie. — Recht artig fertigt er Levêque ab, der in seiner Geschichte Rußland's Peter dem Großen verargt, daß er so weit gereist sei um Aufklärung zu suchen, hinzufügend: er hätte sie nur dürfen zu sich kommen lassen. Hierauf antwortet der Verfasser: »Mahomet, an der Spitze seiner Armee, befahl einigen fernen Bergen, sich zu ihm zu erheben; da sie aber unbeweglich blieben, rief er aus: wollt ihr nicht zu mir kommen, so komm ich zu euch. Er schritt vorwärts und sein Heer folgte.»

Zum Schluß hebe ich noch einige seltsame Witzspiele aus, oder vielmehr, ich begleite den Verfasser auf seiner unermüdeten Jagd nach neuen, auffallenden Gedanken. »In der Liebe,« sagt er, »ist alles Fieber; im Haß alles Muskel.« — »Man will jetzt die Griechen und Römer in eine amerikanische Komposition einweihen.« — »Ungeheure Fichten, welche man für die alten Beherrscher des Landes halten sollte.« — Die Optik der Konjekturen, das Prisma der Etymologien.« Den jetzigen Zustand von Griechenland nennt er »das Lustspiel des Glücks, das Trauerspiel der Zeit.« Von den Privatbriefen Friedrichs des Großen sagt er: „das Königthum gibt dem Genie die rechte Hand.« — Folgende Phrase hat mir fast albern geschienen: „Der Glanz vermehrt die Größe, der Luxus den Glanz, der Pomp den Luxus, die Pracht den Pomp, und — die Prachtsucht die Pracht.« (Le faste la magnificence.) Beide Worte scheinen mir fast sinonim zu sein. Ich bekenne, daß mich hier die deutsche Sprache verläßt, so wie dem Verfasser die gesunde Vernunft verlassen zu haben scheint.

Einige merkwürdige Prozesse aus den Supplement-Bänden der Geschichte aller Richterstühle.

Während der Kardinal Wolsey Günstling war, hatte Fitz-Williams Wohlthaten von ihm empfangen, und

als Jedermann, wie gewöhnlich, den in Ungnade Gefallenen verließ, blieb nur der dankbare Fitz-Williams ihm treu, wagte es, ihn zu vertheidigen, gab ihm sogar eine Freistatt. Heinrich VIII. nahm das sehr übel auf und ließ dem Biedermanne den Prozeß machen. Doch ehe das Urtheil gesprochen wurde, begehrte er ihn selbst zu sehen. Fitz-Williams trat unerschrocken vor den König. Bitter warf ihm Heinrich vor, daß er einen Staatsverräther bei sich geherbergt. »Mein Leben ist in Ihren Händen,« sagte Fitz-Williams, »allein ich bin weder ein schlechter Bürger, noch ein treuloser Unterthan. Nicht den verungnadeten Minister, nicht den Staatsverbrecher, habe ich bei mir aufgenommen, sondern meinen alten Herrn, meinen Wohlthäter, der mir Brot gegeben, durch den ich alles bin und habe. Welch ein Schurke wär' ich, wenn ich im Unglück ihn hätte verlassen können!« — Heinrich wurde gerührt, begnadigte nicht allein den seltnen Mann, sondern schlug ihn auch zum Ritter.

Ein Edelmann aus Poitou, Namens Bobetiere, trug 1579 seinen Kopf auf den Block, weil er seine Frau und deren vermeinten Liebhaber umgebracht. Im letzten Verhör — als er sah, daß er durchaus keine Gnade mehr zu hoffen hatte — wurde er hitzig, fuhr die Richter an, und sagte, sie wären sämmtlich Pantoffelmänner, die Hörner trügen. »Eure Weiber,« schrie er, »sind nicht um ein Haar besser, als die meinige war, allein ihr seid erbärmliche Kerls.« Nachdem er auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht, bestieg er gelassen das Schaffot, ließ sich

die Augen nicht verbinden, und starb mit der Ueberzeugung, Recht gethan zu haben.

H o l l i s.

Nie hat ein Dichter einen wärmern Verehrer gehabt, als Milton an Hollis. Dieser wohlhabende Enthusiast, der sein ganzes Vermögen immer gern zum öffentlichen Nutzen verwandte, begnügte sich nicht damit, eine neue kostbare Ausgabe von Milton's Leben und dessen Amyntor zu veranstalten (die er nicht verkaufte, sondern in und außer Landes verschenkte), er suchte auch mit unermüdetem Eifer, ohne Scheu vor Kostenaufwand, alles an sich zu bringen, was Milton zugehört hatte, oder an ihn erinnern konnte, als da sind Portraits, Möbeln, Kleidungsstücke u. s. w. 1762 kaufte er das Bett, auf welchem Milton gestorben war, und schickte es an den Doktor Akenside mit folgendem Billet:

»Ein Engländer hat die Ehre, dem Doktor Akenside das Bett zu übersenden, auf welchem der große Milton gestorben ist. Wenn der Herr Doktor, nachdem er auf diesem Bett geschlafen, eine Ode zu Milton's Ruhme verfaßt, so wird Hollis sich für reich belohnt achten.«

Der Enthusiasmus für Reliquien ist heutzutage ganz aus der Mode gekommen (denn leider halten auch die Gefühle ihren Kreislauf wie die Moden). Es geht dabei den Helden wie den Heiligen und Dichtern, denn

es werden in Erfurt Sachen verauktionirt, die man vielleicht nach einigen hundert Jahren, wenn die Reliquien wieder Mode geworden, mit Gold aufwiegen würde.

Glücklich. Unglücklich.

(Geschrieben, ohne Adelung's Wörterbuch bei der Hand zu haben.)

Wie oft hört man nicht sagen: „der und der ist glücklich oder unglücklich?" — Das wird so in den Tag hinein gesprochen, ohne daß man einen bestimmten Begriff damit verbindet; oder — wenn man es thut — so ist dieser Begriff blos aus einigen Vorstellungen von Vergnügen zusammengesetzt. Doch wer eine Zeit lang Vergnügen genießt, ist darum noch nicht glücklich, so wenig als man den, der eine Zeit lang Schmerzen empfindet, unglücklich nennen kann. Das Vergnügen schlüpft schneller vorbei, als das Glück, das Glück schneller, als die Glückseligkeit.

Wenn einer sagt: „Ich bin in diesem Augenblicke glücklich," so mißbraucht er das Wort; im Grunde heißt es dann nichts weiter, als: „ich habe jetzt Vergnügen." — Kommt aber dieses Vergnügen häufig wieder, so mag man während dieser Zeit sich glücklich nennen; und ist dieses Glück dauerhaft, so darf man sich der Glückseligkeit rühmen. Ich wünschte, daß ein Schriftsteller von Gewicht (Wieland z. E.) noch ein

drittes Wort erfände, um das prosperitas der Römer zu übersetzen. Improborum prosperitates secundaeque res sagt Cicero in natura deorum. Wohlstand ist es nicht, Wohlfahrt auch nicht. Ich möchte Gedeihlichkeit, oder Glücklichkeit vorschlagen. Man ist in der Gedeihlichkeit oft weit entfernt glücklich zu sein, so wie ein Kranker von einem großen, für ihn zubereiteten Gastmahl nichts genießen kann. Einen Prosperitäts-Menschen könnte man allenfalls einen Glückling nennen.

Das alte Sprichwort: nemo ante obitum felix (man soll Niemanden vor seinem Tode glücklich preisen) beruht, wie mich däucht, auf sehr falschen Grundsätzen, und heißt eigentlich: nur der sei für glücklich zu halten, der von seiner Geburt an bis zu seiner letzten Stunde ein ununterbrochenes Glück genießt. Eine solche Kette von angenehmen Empfindungen, ohne alle Lücken, ist unmöglich, weil unsere Organe eben so wenig dazu eingerichtet sind, als die Blätter der Sensitica zu einer unaufhörlich krampfhaften Bewegung; weil wir von allem, was uns umgibt, von Wind und Wetter, und am meisten von dem Menschen abhängen.

Es sind freilich manche Bücher unter dem prächtigen Titel: die Kunst, stets glücklich zu sein, geschrieben worden; sie enthalten auch recht gute Vorschriften für unser moralisches Wesen, gleichwie die Kunst, lange zu leben, heilsame Regeln für den Körper enthält; aber die Menschen leben doch nicht länger, und werden auch

nicht glücklicher. Wer immer glücklich sein will, der sucht den Stein der Weisen für die Seele. Daran thut er recht wohl, denn er wird doch manches Gute finden, so wie der berühmte Bötticher in Dresden zwar kein Gold, aber doch das schöne Porzellan hervorbrachte. Nur ist das Porzellan zerbrechlich, wie das Glück. Man kann schon froh sein, wenn man nicht oft und nicht lange leidet. Ein Mensch, der immer heiter und froh bis zum Grabe gewandelt — stürbe er auch des schmählichsten Todes — wäre dennoch glücklich, ja der glücklichste zu nennen. Es ist sehr möglich, daß Sokrates der Glücklichste unter den Griechen gewesen, ob er gleich im siebzigsten Jahre den Giftbecher trinken müssen, weil er den ketzerischen Glauben an einen einzigen Gott hegte. Das nemo ante mortem beatus ist folglich falsch, und wenn es nichts weiter bedeuten soll, als: „ein glücklicher Mensch kann eines unglücklichen Todes sterben," so bedeutet es etwas sehr gemeines.

Daß des Pöbels Sprichwort: „Glücklich wie ein König," noch falscher sei, bedarf keines Beweises, besonders in unsern Tagen.

Man wirft auch wohl die Frage auf: Ob ein Stand glücklicher sei als der andere? Ob der Mann glücklicher sei als das Weib? — Um diese Frage zu beantworten, müßte man alle Stände durchlaufen haben, zugleich Mann und Weib gewesen sein, wie Tiresias und Iphis; noch nicht genug: man müßte auch zu jedem Stande den eigenthüm-

lichen Geist besessen, und als Mann und Weib alle nur mögliche Zustände des Mannes und Weibes versucht haben. — Von zwei Menschen kann man freilich den Einen glücklicher nennen als den Andern, denn es ist klar, daß derjenige, der am Stein und Podagra leidet, der Frau und Kinder verliert, der von den Franzosen geplündert, und am Ende wohl gar gehangen wird, in der Regel minder glücklich ist, als ein junger, rüstiger Sultan oder Lafontaine's Seifensieder. Aber man will auch nur wissen, welcher von zwei Menschen, die an Gesundheit, Reichthum, Stand einander ganz gleich sind, der glücklichste sei?

Ohne Zweifel entscheidet da blos ihre Organisation. Der Mäßigste, Ruhigste und doch zugleich Reizbarste ist auch der Glücklichste. Aber leider sind Mäßigung und Reizbarkeit selten beisammen.

Nicht der Stand, der Zuschnitt unserer Seele (wenn ich so sagen darf) bestimmt unser Glück. Aber dieser Zuschnitt hängt einzig und allein von unsern Organen ab, und diese wiederum sind ohne unser Zuthun gebildet worden. Darüber möge der Leser selbst Betrachtungen anstellen. In den Künsten darf er Unterricht suchen, in der Moral muß er selbst denken. Es gibt Schooßhunde, welche man liebkost, die man wäscht, kämmt, mit Zuckerbrot füttert, und ihnen wirkliche Hündinnen zuführt; es gibt Andere, welche die Räude haben, gestoßen und getreten werden, Hungers sterben, oder die ein junger Wundarzt lebendig mit allen vier Füßen annagelt, um sie langsam aufzu-

schneiden. Hing es von dem Willen dieser armen Hunde ab, glücklich oder unglücklich zu sein?

Wenn man sagt: Ein glücklicher Bösewicht, so versteht man darunter blos das Gelingen seiner Thaten oder Heldenthaten. Attila, Thamas Kuli Chan und ihres gleichen haben glücklich geraubt, geplündert, gemordet. Aber wenn sie sich selbst für Bösewichter hielten, so waren sie wohl schwerlich glücklich, selbst wenn sie ihre Nebenmenschen verachteten. Indessen könnte es sich wohl zutragen, daß ein schlecht organisirter, oder schlecht erzogener Bösewicht — ein Türke zum Exempel, den man gelehrt hätte, es sei erlaubt, einen reichen Vezir zu erdrosseln, oder Jeden, der ihn nicht anbetet, von den Dardanellen herab in den Kanal zu stürzen, oder hundert Meilen Landes um seines Ruhmes willen zu verwüsten — es könnte leicht sein, sage ich, daß ein solcher Türke nicht mehr Gewissensbisse empfände, als sein frommer Mufti, und folglich sehr glücklich wäre. Auch hierüber mag der Leser selbst nachdenken.

Das schönste und dauerhafteste Glück ist das häusliche, weil es in einer fast ununterbrochenen Reihe von stillen Freuden besteht, die nur von der Mitwirkung weniger Menschen abhängen; Freuden, die mit dem Gewissen im tiefsten Frieden leben; die des großen Vorzugs genießen, nicht beneidet, folglich nicht gestört zu werden; die der Gesundheit zusagen, und nicht blos dem Reichen, sondern auch dem Wohlhabenden, selbst dem nicht ganz Armen leicht zu erlangen sind. Nur muß

freilich auch hier die Organisation ihm den Sinn für dies Heilige nicht versagt haben.

Der Geduldige.

Ein lustiger Bruder kam aus dem Weinkeller, und wollte nach Hause gehen, aber er befand sich in demjenigen Zustande, in welchem die Beine der Seele nicht mehr gehorchen. Ueberdies war es Winter und hatte geglatteist. Er fiel alle Augenblicke und raffte sich immer wieder auf. Endlich wurde ihm das Fallen doch beschwerlich, und als er abermals mit dem ungenannten Theile seines Körpers den Boden küßte, sagte er: In Gottes Namen! und blieb ruhig liegen. Einer seiner Freunde ging vorbei, und rief ihm zu: Steh auf! was machst du da?

»Ich warte, bis es thaut,« versetzte der Geduldige. — Wir lachen? — mich däucht, es hat in unsern Tagen eine Politik gegeben, die es gerade so gemacht hat, und vielleicht noch so macht. Trunken von Hoffnungen zog sie aus, begab sich auf das Glatteis, fiel einige Mal, blieb endlich liegen, und als ein Spanier vorbei ging, der ihr zurief: Steh auf! was machst du da? — so antwortete sie ganz geduldig: »Ich warte bis es thaut.«

Katharine von Parthenay.

Ein edles Weib zu feiern, ist eine der angenehmsten Beschäftigungen eines Schriftstellers, wenigstens eines Solchen, als ich bin, der, seit seinem achten Jahre, das Glück hatte, fast ununterbrochen verliebt zu sein. Wenn meine Leserinnen diese Katharine von Parthenay nicht kennen, so ist ihnen eine seltene Zierde ihres Geschlechts unbekannt geblieben, denn sie vereinte Weiblichkeit mit Heldenmuth, Schöngeisterei mit ihren Mutterpflichten; fürwahr eine Vereinigung, die so selten ist, als das Zusammentreffen von vier Planeten.

Sie war eine Tochter aus dem Hause Soubise, vermählte sich 1768 mit einem Baron Dupont, und sieben Jahre später mit einem Rohan. Als sie von diesem Witwe wurde, lebte sie ganz ihren Kindern und den Musen, so lange die damaligen unruhigen Zeiten es ihr vergönnten. Sie war nämlich eine Protestantin, und flüchtete mit einer frommen, gelehrten Tochter, Anna, nach Rochelle, wo sie die berühmte Belagerung dieses Ortes, trotz eines einundneunzigjährigen Alters, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ertrug; und drei Monate lang blos von Pferdefleisch und vier Unzen Brot des Tages lebte. Dennoch schrieb sie an ihren Sohn, den Herzog von Rohan, eines der protestantischen Oberhäupter, er solle nicht wanken, und sich durchaus an ihren Zustand nicht kehren.

Als endlich die Festung dennoch kapituliren mußte, weigerte sie sich standhaft, in die Kapitulation eingeschlossen

zu werden, und ließ sich lieber als Gefangene nach dem Schlosse Nivot führen.

Ihr Geist blieb immer thätig. Hatte sie in ihrer Jugend Lust- und Trauerspiele geschrieben — unter andern einen Holofernes, der mit Beifall aufgenommen wurde — so übersetzte sie in spätern Jahren den Isokrates. Sie nennt man auch als die Verfasserin einer satyrischen Apologie für Heinrich den Vierten, in welcher ihm, nicht ganz mit Unrecht, der Vorwurf gemacht wird, er thue nur denen Gutes, die er fürchte.

Daß ihre literarischen Beschäftigungen nie ihren Mutterpflichten Eintrag thaten, beweist die vortreffliche Erziehung, die sie allen ihren Kindern gab. Ihr Sohn, der Herzog von Rohan, erwarb sich Ruhm und Liebe in den Bürgerkriegen unter Ludwig XIII. Ihre Tochter, Katharine, nachmals mit einem Herzog von Zweibrücken vermählt, gab Heinrich dem Vierten, der um ihre Gunst buhlte, die edle Antwort: »Ich bin zu arm, um Ihre Gemahlin, und zu gut, um Ihre Maitresse zu werden.« — Anna, Katharinens zweite Tochter, vermählte sich nie, zeichnete sich aber durch Frömmigkeit und Liebe zu den Wissenschaften aus.

Wenn man Katharinen von Parthenay irgend einen Vorwurf machen dürfte, so wäre es der, eines zu weit getriebenen kindlichen Gehorsams gegen eine leidenschaftliche Mutter, die sie, wider ihren Willen, in einen eben so seltsamen als unschicklichen Prozeß verwickelte. Diese Mutter war es nämlich, die in der Tochter Namen deren ersten Gemahl, den Baron Dupont, eines Mangels an Kraft

gerichtlich anklagte, dessen ein Ehemann sich ungern beschuldigen läßt, zumal ein solcher, der in jener abscheulichen Bartholomäusnacht das Leben nicht eher einbüßte, bis er, nach dem Ausdrucke des Geschichtschreibers Varillas, von Wunden durchlöchert wie ein Sieb niederstürzte. Damals war der famöse Prozeß noch nicht entschieden, welches den Hofdamen Gelegenheit gab, sich als die unsittlichsten und zugleich als die hartherzigsten Weiber von ganz Frankreich zu zeigen. Denn als der Leichnam des Barons bis vor die Pforten des Louvre geschleppt wurde, liefen sie Alle hinunter, den blutigen Anblick nicht scheuend, um zu untersuchen, welcher von beiden Theilen den Prozeß gewonnen haben würde. (?) — Wie wenig aber Katharine in dieser Sache mit ihrer Mutter einverstanden war (möge es sich übrigens verhalten haben wie es wolle), das beweisen auch die zarten Elegien, die sie auf den Tod ihres Gemahls dichtete.

Gespräch zwischen Madame de Maintenon und Ninon L'Enclos.

(Beide hatten in jüngern Jahren vielen Umgang miteinander, und dieses Gespräch gründet sich auf Wahrheit, denn Voltaire hat öfter aus dem Munde des Abbé Chateau=Neuf gehört, daß Madame de Maintenon alles Mögliche angewandt, die berühmte Ninon zu bekehren, und sie nach Versailles zu locken, um in ihrem Umgang die erhabene Langeweile des Hofes zu zerstreuen. Es gelang ihr nicht.)

Madame de Maintenon. Ja, ich habe Sie bitten lassen, mich insgeheim zu besuchen. Glauben Sie ja nicht,

es sei geschehen, um vor Ihnen mit meiner Größe zu prunken; nein, Trost suche ich bei Ihnen.

Ninon. Trost? wie Madame? ich bekenne, da ich seit Ihrer Erhebung nichts von Ihnen gehört, daß ich Sie für glücklich gehalten.

M. de Maintenon. Ich stehe im Rufe, glücklich zu sein. Manchen gemeinen Seelen mag dieser Ruf genügen; mir nicht.

Ninon. Ich verstehe. Trotz Ihrer Größe fühlen Sie das Bedürfniß der Freundschaft, und ich, die ich nur für die Freundschaft lebe, ich habe nie das Bedürfniß der Größe gefühlt. Allein warum vergessen Sie mich so lange?

M. de Maintenon. Ich mußte scheinen, Sie zu vergessen. Unter den Unannehmlichkeiten meiner Erhebung war dieser Zwang keiner der geringsten.

Ninon. Ich habe nie weder meine Jugendfreuden, noch meine Jugendfreunde vergessen. Doch fürwahr, wenn Sie unglücklich sind, so täuschen Sie die ganze Welt, die Sie beneidet.

M. de Maintenon. Ich habe mich selbst zuerst getäuscht. Wenn damals — als wir noch in Ihrer kleinen Straße des Tournelles, mit Villarsaux und Rantouillet zu Abend speisten, und kaum bemerkten, wie frugal unsere Tafel besetzt war — wenn damals mir Jemand gesagt hätte: »du wirst einem Throne dich nähern; der mächtigste Monarch wird nur auf dich Vertrauen setzen; alle Gnadenbezeigungen werden durch deine Hände gehen; man wird dich als Königin betrachten,« — wahrlich! ich würde

geglaubt haben, vor Freuden zu sterben, wenn die Weissagung in Erfüllung ginge. Nun ist sie wirklich in Erfüllung gegangen — in den ersten Augenblicken war ich betäubt — ich hoffte das Glück zu finden, und — suchte es vergebens!

Ninon. Der Philosoph wird Ihnen das vielleicht glauben, aber das Publikum nicht. Und wenn es Ihnen glaubte, so würde es Sie tadeln.

M. de Maintenon. Es muß sich ja wohl irren, so wie ich mich geirrt habe. Diese Welt ist ein großes Amphitheater, wo der Zufall jeden Menschen auf eine der Stufen stellt. Man glaubt, auf der obern Stufe sei das Glück. Wie sehr irrt man sich!

Ninon. Ich halte diesen Irrthum für nothwendig. Die Menschen würden sich gar keine Mühe geben, empor zu steigen, wenn sie das Glück nicht hoch über sich glaubten. Wir beide kennen Vergnügungen, die minder täuschend sind. Aber ich bitte Sie, wie haben Sie es angefangen, um auf Ihrer Stufe so unglücklich zu werden?

M. de Maintenon. Ach meine gute Ninon! mein Glück gerieth in Abnahme, seit ich anfing, Sie Mademoiselle de L'Enclos zu nennen. Ich muß eine Prüde sein; in diesen paar Worten liegt Alles. Mein Herz ist leer, mein Geist leidet Zwang; ich spiele die erste Rolle in Frankreich, aber es ist nur eine Rolle. Ich lebe nur ein geborgtes Leben. Ach! wenn Sie die drückende Bürde einer schmachtenden Seele kennten, welche eine andere

Seele auffrischen, einen abgestumpften Geist amüsiren soll. —

Ninon. Ich fühle das Traurige Ihrer Lage, und fürchte, Sie zu kränken, wenn ich bemerke, daß Ninon in ihrem kleinen Häuschen in Paris mit dem Abbé Chateau-Neuf und einigen Freunden weit glücklicher ist, als Sie in Versailles, bei dem mächtigsten Monarchen von Europa, der seinen ganzen Hof zu Ihren Füßen legt. Ja, ich fürchte in der That, meine Ueberlegenheit vor Ihnen auszukramen, denn ich weiß, daß man sein Glück, in Gegenwart von Unglücklichen, nicht zur Schau stellen soll. Ertragen Sie Ihre Größe mit Geduld. Suchen Sie die behagliche Dunkelheit zu vergessen, in der wir vormals beide lebten, so wie Sie hier bereits gezwungen worden sind, Ihre alten Freundinnen zu vergessen. Hüten Sie sich, jemals auszurufen:

Félicité passée,
Qui ne peut revenir,
Tourment de ma pensée,
Que n'ai je, en te pendant, pendre le souvenir!

Trinken Sie aus dem Flusse Lethe. Vor allen Dingen trösten Sie sich durch einen Blick auf so viele Königinnen, die Langeweile haben, noch mehr als Sie.

M. de Maintenon. Ach, Ninon! kann man auch allein sich trösten? Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu thun, aber kaum wage ich es.

Ninon. In der That, Madame, es ist an Ihnen, ·chtern zu sein, aber wagen Sie es immer.

M. de Maintenon. Wenn Sie — wenigstens zum Schein — Ihre Philosophie gegen ein wenig Prüderie vertauschten — wenn Sie eine sogenannte respektable Dame werden wollten — so würde ich Ihnen eine Wohnung bei Hofe geben; Sie würden mehr als jemals meine Freundin sein, und meinen Stand mir ertragen helfen.

Ninon. Ich liebe Sie noch immer, Madame, allein mich selbst liebe ich doch noch mehr. Ich kann mich unmöglich entschließen, eine Heuchlerin und unglücklich zu werden, weil Sie nicht glücklich sind.

M. de Maintenon. Grausame Ninon! Sie haben ein härteres Herz, als man selbst bei Hofe zu haben pflegt. Sie bleiben fühllos bei meinen Leiden.

Ninon. O nein, ich fühle — ich bedaure Sie, und um es Ihnen zu beweisen, thue ich was ich kann. Verlassen Sie Versailles. Ich biete Ihnen eine Wohnung in der kleinen Straße des Tournelles an.

M. de Maintenon. Sie foltern mich. Auf einem Throne kann ich nicht glücklich sein, und in Ihrer kleinen Straße auch nicht mehr. Das sind die traurigen Wirkungen der Hofluft.

Ninon. Ich kenne keine Arzenei für unheilbare Krankheiten. Ich will mit den Philosophen darüber reden, die zu mir kommen, allein ich fürchte —

M. de Maintenon. Mein Gott! auf dem Gipfel der Größe — angebetet — und nicht glücklich!

Ninon. Im Vertrauen, vielleicht ist auch ein Mißverständniß mit im Spiele. Sie wähnen, blos Ihre Größe

verursache Ihr Unglück? Sollte es nicht vielleicht auch daher kommen, daß Ihre Augen nicht mehr so schön, Ihr Magen nicht mehr so gut, Ihre Begierden nicht mehr so lebhaft sind, als vormals? — Jugend, Schönheit, Leidenschaften verlieren, das ist das wahre Unglück. Darum werden so viele Weiber fromm im fünfzigsten Jahre, und vertreiben eine Langeweile durch die andere.

M. de Maintenon. Aber Sie sind älter als ich, und doch weder fromm noch unglücklich?

Ninon. Verstehen wir uns nur recht. In unserm Alter muß man keine Ansprüche mehr darauf machen, einer vollkommenen Glückseligkeit zu genießen. Dazu gehören ein sehr lebhafter Geist und fünf sehr vollkommene Sinne. Aber mit Freunden, Freiheit und Philosophie befindet man sich doch sehr erträglich. Besinnen Sie sich, kommen Sie zu mir, und leben Sie mit meinen Philosophen.

M. de Maintenon. Ich sehe zwei Minister herein treten. Da bin ich sehr weit von den Philosophen. Adieu, liebe Ninon!

Ninon. Adieu, erhabene Unglückliche!

Ein französisches Urtheil über Emilie Galotti.

Die Einseitigkeit des französischen Geschmacks verleitet oft zu den lächerlichsten Urtheilen über fremde Meisterwerke, und diese Urtheile werden gewöhnlich mit einer

solchen Anmaßung, einem solchen Uebermuth vorgetragen, daß man sich ärgern würde, wenn man nicht lachen müßte. Man lese doch zum Beispiel, was die Gazette universelle de litterature über Lessing's unsterbliche Emilie sagt, und bemerke zugleich aus mehrern Stellen, daß der Herr Recensent sie höchst wahrscheinlich gar nicht gelesen hat.

Dieses Stück — so hebt das Machwerk an — ist in Deutschland mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, und man betrachtet es als eins der besten Werke des berühmten Herrn Lessing. Es ist wahr, in den Einzelnheiten ist viel Schönes, allein der Plan, die Intrigue, die Durchführung und vor allen Dingen die Charaktere der handelnden Personen werden schwerlich denselben Eindruck auf französische, italienische oder selbst englische Zuschauer machen, ob man gleich diesen letztern nur gefallen kann, wenn man übertriebene Leidenschaften, Mord und Todtschlag, und wenigstens eine angefangene Nothzüchtigung auf die Bühne bringt. Alles das kommt denn auch in dieser Emilie Galotti vor, die sogar von ihrem Vater, auf ihr eigenes dringendes Bitten, erdolcht wird.

Man denke sich einen großen Haufen (une foule) von subalternen Bösewichtern, die, um den zügellosen Leidenschaften eines schwachen Fürsten zu schmeicheln, ihm unaufhörlich die abscheulichsten Rathschläge ertheilen (wo hat denn der Recensent diese foule gefunden? Wir Deutsche kennen blos Einen Marinelli). Man denke sich diesen Fürsten, der blos nach dem Antriebe jener feigen niederträchtigen Truppe von Schmeichlern handelt (schon

wieder eine ganze Truppe); der eine alte, angebetete Maitresse für die junge Emilie Galotti verläßt, die er kaum gesehen hat, die er verführen und durch Gewalt sich verschaffen will. Man denke sich einen Kammerherrn Marinelli, den verderbtesten, sitten- und seelenlosesten Höfling, der auf nichts als Komplote und Meuchelmorde sinnt, und der, in demselben Augenblicke, wo er die schwärzesten Verbrechen begeht, sich ausdrückt wie ein ekelhafter Hanswurst, und handelt wie ein Kartusche; man bemerke, daß ein solcher Mensch mit dem Fürsten macht, was ihm beliebt; so hat man einen Charakter, der an keinem Hofe auf der Welt existiren kann, wo die Niederträchtigkeit wenigstens künstlicher verschleiert wird.

In dem Augenblicke, wo Emilie und ihr geliebter Bräutigam auf's Land fahren, um ihre Vermählung zu feiern, will Marinelli sie entführen. Er hat zu diesem Behuf zwei Meuchelmörder bestochen, Pirro und Angelo, deren Einer bei Emiliens Vater, der Andere bei dem Grafen Appiani als Bedienten angebracht sind. (Man bemerke: der Recensent macht Angelo zu einem Bedienten des Grafen Appiani.) Die beiden Bösewichter bedienen den infamen Marinelli vortrefflich. Am Eingang eines Waldes werden die Wagen angehalten, der Kammerherr dringt auf den unbewaffneten Grafen ein, und ersticht ihn mit dem Dolche. (Muß ich nun noch beweisen, daß der Recensent das Stück gar nicht gelesen hat?) Die erschrockene Emilie flieht mit ihrer Mutter in ein nahes Schloß, wo der Prinz sein Schlachtopfer erwartet. Emilie

wird mit dem Prinzen in ein Zimmer eingeschlossen, und der Zuschauer mag errathen, welche Abscheulichkeiten da vorgehen. (Sollte man für möglich halten, daß ein Recensent so gar unverschämt lügen könne?)

Unterdessen kommt die Gräfin Orsina, spricht tolles Zeug, unterrichtete den alten Galotti von Allem, was vorgeht, und was zwischen seiner Tochter und dem Prinzen bereits vorgegangen ist; (?) schenkt ihm auch einen Dolch, mit dem er das Mädchen ersticht.

Das ist der Plan dieses Stücks — (nein, ganz und gar nicht) — eine monströse Mischung von schrecklichen Situationen und Hanswurstereien, die kaum der große Shakespeare sich würde erlaubt haben. Es sind Scenen in diesem Drama, wo man allerdings durch Schrecken ergriffen wird, aber in demselben Augenblicke wird man auch bis zum Ekel ermüdet, durch die platten Späßchen des Marinelli, (?) des Pirro, des Angelo, und selbst durch die ungeheuren Inkonsequenzen der Gräfin Orsina. Uebrigens aber kommen auch sublime Schönheiten darin vor, und dies Werk ist eins von denen, welche dem Herrn Lessing, dem berühmtesten deutschen Schriftsteller in diesem Jahrhundert, die größte Ehre machen.

(Wer hat nun wohl mehr Inkonsequenz gesagt? Die Gräfin Orsina oder dieser Recensent? der — ohne das Stück gelesen zu haben — es wie das allererbärmlichste Machwerk behandelt, und denn doch versichert, es gereiche

Lessing zu großer Ehre? — So etwas konnte nur ein Franzose schreiben. Uebrigens sind die Fälle gar nicht selten, wo die Franzosen Bücher heruntermachen, die sie nicht gelesen, ja, die sie nicht einmal gesehen haben. Das Journal de Paris hat noch kürzlich meine preußische Geschichte getadelt, ehe sie die Presse verlassen hatte.)

Gedanken bei Lesung der Literär-Geschichte.

Wir haben große Fortschritte in der Optik gemacht; wir Blinde wissen, wie es mit dem Sehen zugeht. Pythagoras hingegen, der fürwahr nicht blind war, meinte, es sonderten sich immerdar kleine Theilchen von der Oberfläche der Gegenstände ab, und die Platoniker meinten, es ginge etwas aus dem Auge heraus und sähe sich draußen um. Wir wissen das Alles besser, wir lassen uns aber Brillen auf die Nase setzen, und sehen doch schlechter als Jene. — —

Zu den Zeiten des Königs David lebte auch ein egyptischer König, Osymandures, den kein Mensch kennt, weil er keine Psalmen dichtete, der aber die älteste Bibliothek besaß, deren die Geschichte erwähnt. Die Zeit hat seine ganze Bibliothek an die Verwesung verauctionirt, aber die Psalmen David's sind noch vorhanden. So verschlingt der Hai ganze Scharen von köstlichen Fischen, und Menschen oben drein, indessen der kleine Pilot ohne Gefahr vor seinem Rachen herum gaukelt. — —

Wenn man sich ärgert, daß ein Schauspieldichter seit

zwanzig Jahren sich den Beifall des Publikums erworben und erhalten, so wirft man ihm unter andern sehr höhnisch vor, daß er allzufruchtbar sei; daß er zu schnell und zu viel schreibe. Beweist man ihm zugleich, daß er schlecht schreibt, so hat man Recht; aber die Vielschreiberei setzt noch gar nicht die Schlechtschreiberei voraus. Aeschylus hat neunzig Trauerspiele geschrieben, Sophokles hundert, Euripides hundert und zwanzig. Nun rechne man, wie man will, so wird immer daraus folgen, daß Jeder nicht mehr als einige Monate zu einem Trauerspiel brauchte. Es ist albern, einem Baume — und wäre es auch eben kein Citronen-, sondern nur ein Apfelbaum — vorzuwerfen, daß er zu viel Früchte trage. — —

Asklepiades, ein Arzt, der hundert Jahre vor Christi Geburt windbeutelte, war ein Röschlaub seiner Zeit, sprach allen seinen Vorgängern Hohn und nannte die Methode des Hippokrates ein Studium des Todes. Im Grunde machte er dadurch dem Hippokrates ein Kompliment. Man könnte unsere neueste Methode ein tödtliches Studium nennen. —

Vor alten Zeiten waren Theologie und Philosophie ein Paar liebende Schwestern. Die Griechen machten den Pyrrho zum Oberpriester und befreiten, ihm zu Ehren, alle Philosophen von öffentlichen Abgaben. Aber, wie es zu gehen pflegt, wenn Schwestern sich verheirathen, sind die Schwäger uneinig, so kehren die Schwestern sich auch den Rücken. Die Theologie vermählte sich mit dem

Fanatismus, und die Philosophie mit der Toleranz. Seitdem sehen die Schwestern einander über die Achsel an, und leben in skandalösem Hader. — —

Es gab doch auch eine Zeit, wo die Römer mit Philosophen und Rednern gar nichts wollten zu thun haben. Es erging im Jahre 593 ein Senats-Dekret, de philosophis et rhetoribus, ne Romae essent. Zu deutsch, alle Philosophen und Redner sollten sich aus Rom packen. Gott sei Dank! wir leben in weit aufgeklärteren Zeiten; sie dürfen jetzt wohnen, und essen und trinken, wo sie wollen, wenn sie nur nicht philosophiren und nicht reden. — —

Philemon war ein Lustspieldichter und Nebenbuhler Menander's. Er muß in der That ein sehr lustiger Kautz gewesen sein, weil er sich zu Tode lachte über einen Esel, der Feigen fraß. Vielleicht hat man auch die Ursache seines Todes nur sinnbildlich ausdrücken wollen; vielleicht war der Esel ein französischer Recensent, und die Feige ein Schauspiel, wie Emilie Galotti. — —

Herophytus, welcher in Egypten zu den Zeiten des ersten Ptolomäus lebte, war ein sehr berühmter Zergliederer, und man erzählt von ihm mit Abscheu, er habe Verbrecher lebendig secirt. — Warum mit Abscheu? — Es gibt Leute, welche die Menschen bei hundert tausenden lebendig zergliedern und zergliedern lassen. Herophytus secirte doch nur lebendige Verbrecher; das ist noch lange nicht so schlimm, als wenn ein Verbrecher lebendige ehrliche Leute secirt. In unsern Tagen ist das ganze

deutsche Reich zergliedert worden, aber freilich war es nicht mehr lebendig. — —

Fichte hat viel Aehnlichkeit mit Plotin, der ein paar hundert Jahre nach Christo lebte, und auch so dunkel und räthselhaft sprach, daß Porphyrius vergebens sich alle Mühe gab, gesunden Menschenverstand hinein zu bringen. Aber eben darum liefen die griechischen Berliner haufenweise hin, und hörten ihm zu und verstanden nichts. — —

Hätten die Spanier ihren Martial noch gehabt, wer weiß, ob sie mit vierzehn Büchern Epigrammen nicht weiter gekommen wären, als mit vierzigtausend Engländern; denn es gibt Leute, die eher vor einem Epigramm als vor einer Kanone laufen. — —

Die Alten besaßen keine Encyklopädien, weder von Krünitz, noch von Diderot und d'Alembert. Aber sie hatten einen Longinus, der eine so ungeheure Menge von Kenntnissen aller Art hatte, daß man ihn eine lebendige Bibliothek und eine wandelnde Studirstube nannte. Die Menschen pfropften damals noch Alles in die Köpfe, was sie jetzt in die Bücher pfropfen. — —

Der gelehrte Prokleus wünschte den Untergang aller Werke des Alterthums, weil sie einigen Unverständigen geschadet hätten. So wünscht ein Tirann den Untergang der Freiheit, weil einige Völker sie gemißbraucht haben. — —

Telesius von Cosenza, ein Philosoph des sechzehnten Jahrhunderts, behauptete den Satz, daß alle Erscheinungen in der Körperwelt sich aus Wärme und Kälte erklären ließen. Ich wünschte wohl zu wissen, ob er die

Erscheinung eines Eroberers aus Wärme oder aus Kälte erklärte? — —

Herzog Ernst der Fromme von Gotha war ein so großer Liebhaber von Katechisiren, daß er selbst im Lande herumreiste, und überall den Katechisationen der Prediger beiwohnte. Es fragt sich, wodurch die Unterthanen eines Fürsten glücklicher werden: durch das Mustern der Truppen? oder durch das Mustern der lieben Schuljugend? — —

Ahnenstolz.

»Louis!« sagte der alte Prinz von Courtenay auf dem Todbette zu seinem Sohne: »Ich kenne dich, du liebst mich. Ich bin besorgt um deine Zukunft. Höre mich! — Du weißt, daß unser Haus der tapfern Ahnen viele zählt; daß Beherrscher von Konstantinopel aus ihnen hervorgegangen sind; dennoch ist es gesunken, ein Opfer der Eifersucht manches Souverains. Selbst Heinrich IV., durch Höflinge verleitet, wollte uns nicht für Zweige des gemeinschaftlichen Königsstammes anerkennen, und Ludwig XIV. folgte seinem Beispiel. Wir sind Prinzen von Geblüt und schmachten in Vergessenheit. Keine Gunst, kein Kredit, keine vortheilhafte Vermählung wird unserm Hause den alten Glanz wiedergeben, wenn du, gleich mir, durch ein Phantom der Ehre getäuscht, zögerst, einer lächerlichen Eitelkeit zu entsagen, das heißt, dem Verlangen des Hofes gemäß, unser altes Wapen zu vernichten.«

Hier schwieg der Greis, und spähte in den Augen des Sohnes nach der Wirkung seiner Worte. Er las nur Staunen und Niedergeschlagenheit darin. »Wie?« fuhr er fort! »mißbilligst du meinen Rath?«

Lange wollte der junge Prinz nicht antworten. Als der Vater mit Ernst in ihm drang, sagte er endlich:

»Mein Vater! die Ehrfurcht gebietet mir zu schweigen. Ich bin ein Courtenay — ich bin Ihr Sohn — Sie verstehen mich.«

»Ja, ich verstehe dich!« rief der Alte, »du willst durch elende Eitelkeit die letzten Augenblicke deines sterbenden Vaters verbittern. Aber ich bin entschlossen, und fordere von dir, daß du augenblicklich meinen Wunsch, meinen Befehl erfüllest, oder dich auf ewig aus meinen Augen entfernest. Nun? wähle!«

»O Gott!« rief der Prinz, »leben Sie wohl, mein Vater!«

Er wollte hinaus stürzen, aber der entzückte Greis rief ihn zurück, und drückte ihn mit Freudenthränen in seine Arme. »Gott sei gelobt!« sagte er, mit einem nassen Blick gegen Himmel, »ich schöpfe wieder Athem! — Hättest du gewankt — sieh, hier liegt die Pistole — ich würde meine letzte Kraft gesammelt, und dir eine Kugel durch den Kopf geschossen haben!«

Der gute Alte ist seit fünfzig Jahren todt. Wohl ihm, daß er die Zeiten nicht erlebt hat, wo die edelsten französischen Geschlechter es näher gaben.

Aus der Geschichte des Großherzogthums Toskana.

Ich habe schon einmal von dem gehaltreichen Werke des Riguccio Galazzi gesprochen, und glaube Niemanden Langeweile zu machen, wenn ich noch einige Merkwürdigkeiten aus dem dritten und vierten Bande aushebe.

Während Kosmus von Medicis die herrliche Bibliothek zu Florenz mit dem Aufwand eines Fürsten und der Urtheilskraft eines Gelehrten so außerordentlich vergrößerte, schmachtete die Buchdruckerkunst in der tiefsten Erniedrigung. Der fatale Index Paul des Vierten — obgleich vom Großherzog gemildert — war ein tödtlicher Streich, sowohl für jene Kunst, als für den Buchhandel. Die sanfte Regierung Pius des Vierten konnte die Wunde nicht heilen, denn unter ihm erwartete man die Entscheidungen des Conciliums, und Niemand wagte etwas zu unternehmen. Nur die Schweiz und die freien Reichsstädte in Deutschland dachten und druckten noch bisweilen; das ganze übrige Europa lag in Fesseln. Italien vollends verlor die letzte Hoffnung unter der harten Herrschaft Pius des Fünften. Täglich erfordern die mönchischen Inquisitoren neue gehässige Mittel, um die Buchhändler zu drücken. 1570 forderte ein Mönch von allen Buchhändlern Kataloge ihrer Bücher, und verbot irgend eins zu verkaufen, welches nicht von ihm gebilligt wäre. Die sämmtlichen Buchdrucker zu Florenz übergaben dagegen eine Vorstellung, die in unsern Tagen — neues Interesse gewinnt.

»Wenn der Inquisitor,« so sprachen sie, »seinen Zweck erreicht, so ist unser gänzlicher Ruin leicht voraus zu sehen. Es ist aus vielen Gründen unschicklich, ein Verzeichniß aller unserer Bücher einzuliefern, besonders auch wegen unsers Kredits, da man in diesem Fall unsern letzten Heller berechnen könnte. Haben denn die Herren unsere Buchläden noch nicht genug durchschnüffelt und daraus weggenommen, was ihnen beliebte? — Es wäre möglich, daß man viele, vormals erlaubte Bücher bei uns fände, die nun für Verbotene gelten, die wir aber doch nicht haben wegwerfen können. Wenn der Herr Inquisitor ohne Bezahlung nehmen darf, was ihm beliebt, so können wir unsere Läden nur gleich zuschließen. Will er zahlen, sehr wohl! wir geben ihm mit Freuden unsere ganzen Magazine, und noch mit zehn bis fünfzehn Prozent Rabbat obendrein, dann mag er selbst Buchhändler werden, und die Wissenschaften nach seinen Gefallen handhaben u. s. w.«

Die Schilderung, welche Riguccio von der Regierung des Franz von Medicis entwirft, preßt auf's neue jedem ruheliebenden Manne den Seufzer aus: Wie viel glücklicher ist ein Staat unter einem klugen, friedlichen Regenten, als unter einem Eroberer! so viele Mittel, als diesem zu Gebote stehen, um Länder zu verwüsten, so viele Jenem, um Glück und Segen zu verbreiten. Fürsten pflegen sich — oft nicht des Raubes — aber des Handels zu schämen. Franz nicht also. Er wußte seinen Schatz zu füllen, ohne daß es Blut oder Thränen kostete. Er handelte im Lande und außer Landes, besonders gern mit Diamanten,

worauf er sich sehr gut verstand, und immer ein auserlesenes Assortiment davon besaß. Seine Schiffe bedeckten das Meer. In Rom und Venedig hielt er Banken. Portugal und ganz Italien versorgte er mit Getreide, erschuf den Handel mit Seidenwaren, und führte in Toskana die Kultur des Maulbeerbaums ein. Den Ackerbau beförderte er mit dem rühmlichsten Eifer. Eine Menge Ländereien, die noch jetzt Tausende ernähren, hat er urbar gemacht. — Nicht minder schätzte er Künste und Wissenschaften, besonders die Baukunst. Er selbst machte den ersten Riß zu dem schönen Lustschloß Cratotino. Florenz verschönerte sich mit jedem Tage. Alle Künste blühten unter ihm. Seine eigenen, nicht geraubten, Kunstsammlungen waren unermeßlich. Als im Jahr 1580 alle seine Gemächer mit Statuen, Gemälden und Alterthümern angefüllt und überfüllt waren, so widmete er denselben eine eigene Gallerie, die er selbst ordnete, wo er sich ganze Tage aufhielt, auch Jedermann dort vor sich ließ, der Geschäfte mit ihm abzuthun hatte, oder seine Kunstschätze zu bewundern kam. —

Bianca Capello ist unter uns als ein sehr liebenswürdiges Mädchen bekannt, weil ein vormals beliebter Schriftsteller Meißner ihrer Geschichte ein romantisches Gewand umgehangen. Allein sie war schon in Venedig eine Person von sehr zweideutigem Rufe. Indessen weiß man wohl, daß der schlechteste Ruf der tiefsten Ehrfurcht Platz macht, so bald ein Purpurmantel eine Buhlerin bedeckt. Es ist merkwürdig, wie niederträchtig der ehrenfeste Senat von Venedig sich dabei benahm. Als die Gemahlin des

Großherzogs gestorben war, und er nun seine Bianca auf den Thron haben wollte, schrieb er an den Dogen: »Ich betrachte diese Dame als eine Tochter Ihrer erhabenen Republik, deren Sohn ich nunmehr durch eine enge Verbindung zu werden wünsche, so wie ich es schon längst aus Neigung und Ehrfurcht gewesen.» — Der Gesandte, welcher diesen Brief überreichte, wurde mit unerhörten Ehrenbezeugungen empfangen, und der Senat gab ein Dekret, wodurch die zuvor gebrandmarkte Bianca für eine wahre und eigentliche Tochter der Republik erklärt wurde, und zwar »ausdrücklich wegen ihren seltenen und kostbaren Eigenschaften, die sie des höchsten Glückes würdig machten, und wegen der Ehre, die der Großherzog der Republik durch seinen sehr weisen Entschluß angethan.» — Der Adel und die ganze Stadt jauchzten. Alle Glocken wurden geläutet. Der Donner der Kanonen erschütterte alle Fenster. Jedes Haus, wo ein Capello wohnte, war prächtig erleuchtet. Der Vater und der Bruder der neuen Tochter des heiligen Markus wurden zu Rittern geschlagen, erhielten den Vorrang über alle andere Nobili, und den Titel Illustrissimo. Kurz, man muß im Buche selbst alle die Thorheiten lesen, welche die Venetianer begingen, um die Thorheit des Großherzogs zu feiern.

Nun noch ein Wort von der gelehrten Akademie zu Florenz, welche sich eine Zeit lang durch vortreffliche Uebersetzungen der Alten auszeichnete, aber durch den Beifall, der ihr von allen Seiten zuströmte, und durch die anerkannte Vorzüglichkeit des toskanischen Dialekts nach und nach so

benebelt wurde, daß sie der Geist ihres Instituts fahren ließ, sich mehr mit Worten als mit Sachen beschäftigte, Silben wog, über Silben stritt, sich in Subtilitäten verlor, immer heftiger, immer bitterer wurde, und sich endlich auflöste. Aus ihren Trümmern entstanden mehrere andere, unter welchen die Akademie della Crusca die berühmteste geworden. Das Wort Crusca heißt eigentlich der Schall vom Mehle. Was sollte das bedeuten? Wollte man damit sagen: Man begnüge sich mit dem Schall und lasse andern das Mehl? — Fast scheint es so, denn die Akademie della Crusca fing damit an, Tasso's befreites Jerusalem scharf und unanständig zu kritisiren. Man würde noch heute über sie lachen, wenn man diese Kritik blos ihrer Geschmacklosigkeit zuschreiben müßte; allein man muß sie verachten, denn ihre Kritik wurde blos vom Geist der Rache eingegeben, weil Tasso das Haus Medicis und den florentinischen Adel angegriffen hatte. — Das ist der Lauf der Welt, auch der Dichterwelt. Der mittelmäßigste Kopf wird gerühmt, wenn er der Gewalt schmeichelt; und ein Tasso wird auf das elendeste verunglimpft, wenn er (in seinem Dialog über das anständige Vergnügen) die neue Regierung von Toskana das neue Joch der Tirannei der Medicis nennt. Das verzieh ihm der Großherzog nimmermehr; allein die Nachwelt würde es ihm längst verziehen haben, wenn er sich nicht herabgelassen hätte, Verse auf Bianca Capello zu machen, und sogar dem Großherzog seine Dienste anzubieten. Er erfuhr die ·rdiente Kränkung, abgewiesen zu werden, und Franz

verhezte seine feile Akademie (die ihm gleich unsern Zeitungsschreibern diente) immer mehr gegen ihn. Das Publikum war so gefällig, auf die Seite des Fürsten zu treten. Tasso's Ruhm wurde für eine Zeit lang verdunkelt. Der Uebermuth der Akademie wuchs dadurch. Dieser Richterstuhl der Worte machte sich zum Tirannen der Literatur. Der Ausdruck durfte sich nicht mehr dem Gedanken anschmiegen, sondern der Gedanke mußte ein Sklave des schwülstigen Ausdrucks werden, und ein Salviati verbesserte den Bocaz. — Sollte irgend einen deutschen Fürsten die Lust anwandeln, eine Akademie vom Schall des Mehls zu errichten, so könnte man ihm die Herren Schlegel, Werner u. s. w. als erste Mitglieder derselben empfehlen.

Unsere Verbrechen und Thorheiten.

(Ein Aufsatz, der Voltaire zugeschrieben wird.)

Im Ganzen sind die Menschen närrisch, undankbar, neidisch, lüstern nach fremdem Eigenthum, unverschämt, wenn sie die Stärkern, Schurken, wenn sie die Schwächern sind. Die Weiber — mit feinern Organen und minder stark als die Männer — sind gewöhnlich listiger und minder grausam. Das ist so wahr, daß man unter tausend zum Tode verdammten Verbrechern kaum drei oder vier Weiber findet. Freilich gibt es auch dann und wann rüstige Heldinnen, eben so grausam als die Männer, aber die Fälle sind selten.

In Staaten und Familien befindet sich gewöhnlich die Gewalt in den Händen der Männer, weil sie derbere Fäuste, einen unbiegsamern Geist und ein härteres Herz besitzen. Aus alle dem haben die Moralisten aller Zeiten den Schluß gezogen, daß das Menschengeschlecht im Grunde nicht viel werth ist, und das mag so ziemlich wahr sein.

Nicht als ob alle Menschen unsichtbarer Weise zum Bösen gezogen würden und es auch wirklich verübten. Wenn das wäre, so würde schon längst die Erde entvölkert sein. Es wäre ein toller Widerspruch zu sagen: Das Menschengeschlecht ist gezwungen, sich zu vernichten, und es pflanzt sich fort.

Ich glaube wahrhaftig, daß unter hundert jungen Weibern, welche alte Männer haben, wenigstens neunzig deren Tod von Herzen wünschen; aber daß auch nicht Eine unter Hunderten sich findet, die ihren alten Mann vergiften möchte. Elternmord, Brudermord sind überall selten. Welches sind denn nun die Ausschweifungen oder die Grenzen unserer Verbrechen? — Die Stärke unserer Leidenschaften, der Grad von Gewalt oder Vernunft, den wir besitzen.

Wir haben ein intermittirendes Fieber, ein dreitägiges Fieber, ein beständiges Fieber, wir fantasiren auch wohl, aber selten werden wir rasend, und es gibt auch Leute, die vollkommen gesund bleiben. Der Krieg mit den Nachbarn ist unser intermittirendes Fieber; Mord an unsern Mitbürgern aus Zorn oder Rache, ist der Wahnsinn; und wenn wir unsere nächsten Verwandten umbringen,

oder (welches auf Eins herauskommt) ihr Leben verbittern; wenn fanatische Heuchler Scheiterhaufen anzünden, das ist die Raserei. Die übrigen Krankheiten, ich meine die unzähligen kleinern Verbrechen, welche die Gesellschaft drücken, übergehe ich mit Stillschweigen.

Warum führt man schon so lange Krieg? und warum begeht man dieses Verbrechen ohne alle Gewissenbisse? — Man kriegt blos um da zu ernten, wo Andere gesäet haben; um ihre Schafe, Pferde, Ochsen, Kühe und kleinen Habseligkeiten ihnen wegzunehmen; darauf läuft alles hinaus, denn das ist der Ursprung aller Reichthümer. Es ist lächerlich zu glauben, daß Romulus in einem elenden Dorfe, zwischen drei kahlen Bergen, Spiele gefeiert und dreihundert Mädchen aus der Nachbarschaft dazu eingeladen habe, um sie zu rauben; aber es ist ziemlich gewiß, daß er und seine Gefährten den Sabinern das Vieh und die Pflüge stahlen.

Karl der Große führte dreißig Jahre Krieg gegen die armen Sachsen, um einen Tribut von fünf hundert Kühen. Ich will eben nicht läugnen, daß, während dieser Räubereien, Romulus und seine Senatoren, Karl der Große und seine zwölf Pairs, nicht auch vielen Mädchen Gewalt angethan hätten (vielleicht auch keine Gewalt), allein es ist klar, daß der große Zweck des Krieges war: Kühe, Heu u. s. w. zu holen, mit einem Worte, zu rauben. Noch jetzt (Voltaire spricht nämlich von seiner Zeit) wenn ein Held, zu einer halben Guinee des Tages, mit andern, untergeordneten Helden auf Befehl seines durch-

lauchtigsten Herrn, einem andern durchlauchtigen Herrn in's Land rückt, so fängt er damit an, daß er allen Bauern befiehlt, Ochsen, Kühe, Schafe, Heu, Stroh, Wein, Holz, Leinewand, Decken u. s. w. zu liefern. Ich las dieser Tage in der kleinen chronologischen Geschichte von Frankreich, unserer Nachbarin, folgende merkwürdige Worte: Große Fouragirung den 11. Oktober 1709, wo der Graf von Broglio den Fürsten Lobkowitz schlug. Das heißt: Am 11. Oktober schlug man ein paar hundert Deutsche todt, die ihr Heu nicht hergeben wollten. Wahrlich! eine solche Fouragirung ist doch eine ewig denkwürdige Begebenheit. Aber diese Erbärmlichkeit beweist abermals, daß in allen Kriegen, seit dem trojanischen bis auf den unserigen, der einzige Zweck ist — zu plündern.

Das ist leider so wahr, daß vor alten Zeiten der Name Räuber und Soldat bei allen Nationen sinonim war. Man lese den Miles des Plautus: latrocinatus annos decem mercedem accipio. (Ich bin Räuber seit zehn Jahren und empfange dafür meinen Sold.) Ferner: Der König Seleucus hat mir den Auftrag gegeben, Räuber anzuwerben. Man sehe auch das alte Testament: Jephta, ein Sohn des Galand, wirbt Räuber zu seinem Dienst. Abimelech bildet eine Räuberbande. David sammelt vierhundert Räuber u. s. w. Wenn das Oberhaupt der Melandrinen brav gemordet und geraubt hat, so macht er die armen Teufel, die noch leben, zu Sklaven. Sie werden Leibeigene oder Unterthanen,

was auf neun Zehntheilen des Erdbodens so ziemlich auf eins herauskömmt. Genserich usurpirt den Königstitel, wird ein Gesalbter des Herrn, nimmt unser Geld, unsere Weiber, unser Leben von Gott und Rechtswegen, wenn man ihm den Willen läßt.

Zu allen diesen öffentlichen Plünderungen füge man nun noch die unzählbaren geheimen Räubereien, welche die Familien in's Unglück stürzen; die Verleumdung, die Undankbarkeit, die Unverschämtheit des Stärkern, die Schelmenstreiche des Schwächern; und man wird gestehen müssen, daß das Menschengeschlecht immer im Unglück, oder in einer Furcht gelebt hat, die noch schlimmer ist, als das Unglück selbst.

Ich habe gesagt, daß alle Gräuel des Krieges ohne die mindesten Gewissensbisse begangen werden, und auch das ist sehr wahr. Niemand erröthet über das, was er in Gesellschaft thut. Jedermann ermuthigt sich durch das Beispiel. Jedermann setzt seinen Ruhm darin, am besten morden, am besten plündern zu können. Bei der Einnahme von Bergen op Zoom schrie ein Soldat: »Ich bin müde zu morden, nun will ich nothzüchtigen!« und Alle, die ihn hörten, klatschten in die Hände. Die Gewissensbisse hingegen sind nur für denjenigen, der keine Gefährten hat, sondern blos auf seine eigene Hand insgeheim mordet und stiehlt. Nur die Gewohnheit panzert ihn endlich gegen das Gewissen, und er ist folglich weit übler daran, als diejenigen, die fein ordentlich en fronte sich dem Verbrechen widmen.

Und gibt es denn gar kein Mittel gegen diese Krankheiten? — Diejenigen Nationen, die sich civilisirt nennen, weil sie boshaft und unglücklich in Städten sind, statt daß andere es in Höhlen oder unter freiem Himmel sein mögen, fanden kein kräftigeres Gegengift, als die Zuflucht zu einem belohnenden und strafenden Gotte. Umsonst gaben die Obrigkeiten Gesetze gegen Raub und Ehebruch; während sie diese Gesetze auf dem Markte verkündeten, bestahl man sie in ihren eigenen Wohnungen, und ihre Weiber ließen unterdessen ihre Liebhaber zu sich kommen.

Wie konnte man geheime, unbestrafte Verbrechen anders im Zaume halten, als durch die Idee eines allwissenden Gottes, der unsere geheimsten Gedanken sieht und richtet? — Wir wissen nicht, wer den Menschen zuerst diese erhabene Lehre vortrug. Wenn ich ihn kennte und gewiß wäre daß er nicht weiter gegangen; daß er die dargebotene Arznei nicht verdorben: ich würde ihm einen Altar errichten. Hobbes sagt: er würde ihn hängen lassen, weil ein solcher Apostel Gottes sich gegen die öffentliche Gewalt erhübe, die er Leviathan nennt, und weil er den Menschen einen Herrn vorschlage, der noch über den Leviathan, über die gesetzgebende Oberherrlichkeit erhaben sei.— Das scheint mir hart. Ich gebe zwar zu, daß ein solcher Apostel sehr strafbar sein würde, wenn er vor unserm Parlament, oder vor dem König von Spanien, oder vor dem großen Rath von Venedig also spräche: »Ich verkünde euch einen Gott, dessen Priester ich bin. Er hat mir aufgetragen, euch nach Belieben in's Gefängniß zu werfen,

euch zu nehmen, was ihr habt, und euch umzubringen, wenn ihr etwas thut, was mir nicht gefällt. Ich werde euch ermorden, wie der heilige Mann Aod den König der Moabiter und Juden, Eglon ermordete; wie der hohe Priester Jojada an der Thür eines Pferdestalles die Athalia todt schlug; wie der weise Salomo seinem Bruder Adoniah das Lebenslicht ausblies u. s. w.» — Ja wenn er so spräche, so müßte man ihm erdrosseln.

Aber wenn die Atheisten bei uns herrschten — wie es in London zu den Zeiten Karl des Zweiten der Fall gewesen sein soll, — dann würde ich den ehrlichen Mann segnen, der uns ganz prunklos verkündete, wie Plato, Mark Aurel und Epictet: Sterbliche! es gibt einen gerechten Gott! seid gerecht! Ich sehe gar nicht ein, warum man ihn hängen sollte.

Ich bin wahrhaftig sehr tolerant, aber gern würde ich den züchtigen sehen, der etwa heute aufträte und spräche: »Meine Herren und Damen, es ist kein Gott. Belieben Sie zu verleumden, zu meineiden, zu stehlen, zu morden u. s. w. Alles das hat nichts zu bedeuten, wenn Sie nur die Stärkern oder die Schlauern sind.»

(Die Fortsetzung vielleicht künftig.)

Quodlibet.

Der Beiname des Großen ist in der Geschichte so oft gemißbraucht worden, daß es in der That einem Helden

wenig schmeicheln kann, der Große genannt zu werden. Ohne dem Helden unserer Zeit diesen Beinamen im geringsten streitig machen zu wollen, möchte ich doch noch einen andern vorschlagen, der einen seiner berühmtesten Vorfahren bezeichnet, nämlich Martel. Es gab bekanntlich, von Karl Martel bis zu Napoleon, keinen Helden, der, gleich einem schweren Hammer, seine Feinde so schnell zermalmte.

* * *

Leibnitz nennt die deutsche Sprache eine Jagd- und Bergwerks-Sprache. Er hatte freilich Schiller nicht gelesen.

* * *

Nach den alemannischen Gesetzen wurde jeder Zeuge bei den Ohren gezupft. Allein Herr Merkel, der bekanntlich Zeuge einer großen gelieferten Schlacht bei Tilsit war, ist nicht bei den Ohren gezupft worden.

* * *

Aus dem Luitprand (bei Muratori) lernen wir, daß, kurz vor den Zeiten Karl's des Großen, wegen den häufigen Veränderungen in der Thronfolge, kein Titel den Kaisern schmeichelhafter war, als der: eines im Purpur gebornen Sohnes des im Purpur gebornen Vaters. — Der Stolz auf diesen Titel ist verschwunden.

* * *

Nie gab es wohl einen brennendern Nationalhaß, als zwischen den Römern und Longobarden. Als Karl die Tochter des Longobardischen Königs Desiderius heirathen wollte, schrieb ihm der Papst Stephan: »Wie? Du woll-

test deinen edlen Stamm herabwürdigen, durch eine Verbindung mit der treulosesten und stinkendsten Nation, von der gewiß die Aussätzigen herkommen?" — Die Longobarden hingegen sagten: »Wenn wir Einen schimpfen wollen, so nennen wir ihn Römer. Darunter verstehen wir Alles, was niederträchtig, furchtsam, geizig, unkeusch und verlogen ist."

* * *

Die Beschäftigung Karl des Großen in seinen letzten Tagen war — Bücher korrigiren. Noch den Tag vor seinem Tode arbeitete er, mit Hilfe einiger Syrier und Griechen, an Herstellung des Textes der vier Evangelien.

* * *

Es ist sehr merkwürdig, daß der persische Gesandte in Paris eine persische Handschrift, das Leben des Thamas Kuli Chan enthaltend, der dortigen Bibliothek geschenkt hat. Ich habe in einem der frühern Hefte ein Wörtchen über diesen Thamas gesagt, aus dem der Setzer dort einen Thomas gemacht hat *). Aus Paris werden wir nun wahrscheinlich noch vieles von ihm erfahren.

* * *

Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo die Gastmähler allen vernünftigen Leuten lästig geworden wären, so empfehle ich eine Sitte der maldivischen Inseln. Dort wird so streng auf den Unterschied der Stände gehal-

*) Dieser Druckfehler ist in dieser neuen Ausgabe verbessert.
Die Verlagshandlung.

ten, daß keiner mit dem andern essen kann, wenn er um eine Rangstufe niedriger steht als jener. Will man aber doch Jemanden durch ein Gastmahl ehren, so läßt man mehrere Speisen leckerhaft zubereiten, besetzt damit einen runden Tisch, bedeckt den Tisch mit Seidenzeug, und schickt ihn dem in's Haus, dem man die Ehre zugedacht hat. Der kann nun nach Belieben viel oder wenig davon essen, dabei sprechen oder nicht sprechen, sich im Schlafrock oder geputzt an die Tafel setzen; kurz, er ist keiner von den vielen Gattungen des Zwanges unterworfen, durch welche man in Europa die Ehre eines Gastmahles oft sehr theuer erkauft.

* * *

Auf der Insel Ceylon findet sich eine Schlange, Pimbera genannt, die bisweilen einen ganzen Rehbock verschlingt. Dann stechen aber die Hörner des Rehbocks ihr den Magen durch und sie stirbt am Raube.

Vielleicht erleben wir bald ein ähnliches Beispiel.

* * *

Die Tschingulesen auf der Insel Ceylon beweisen ihrem Könige so unbegrenzten Respekt, daß, wenn sie von sich selbst mit ihm reden wollen, sie ihrer eigenen Person gar nicht zu erwähnen wagen, sondern statt derselben die verachtetesten Geschöpfe nennen. So, zum Beispiel, statt zu sagen: Ich habe das und das gethan, spricht der Tschingulese: »Ew. Majestät unterthänigstes Hundsbein hat das und das gethan.» — Eben so machen sie es, wenn von ihren Kindern, die Rede ist. Fragt der Kö-

nig, wie viele Kinder einer hat? so antwortet der Befragte: »So und so viele Hunde, und so und so viele Hündinnen.«

Ein boshafter Freund warf neulich die Frage auf: ob diese Sitte wohl noch an einem europäischen Hofe eingeführt werden würde? und meinte, es wäre nicht unmöglich. Freilich gibt es Hundsbeine genug in Europa.

* * *

Schmidt erzählt in seiner Geschichte der Deutschen: Die Bataver, Bewohner des heutigen Hollands, unterstützten die Römer gegen ihre eigenen Landsleute, und wurden dafür durch den Namen der Verbündeten belohnt. »Für diese Ehre,« sagt Schmidt, »hatten sie das Recht, ihr Blut zum besten der Römer, so viel und so oft sie wollten, zu verspritzen, und wenn sie es allenfalls nicht gern thaten, so wurden sie dazu gezwungen.« — Sind wir nicht zu beneiden, daß es heutzutage keine solche Bataver mehr gibt? —

* * *

Der Minister Louvois ging auf einer Terrasse in Versailles spaziren, schien zu sinnen, schrieb einigemal mit Bleistift, und verschwand endlich. Ein junger Mensch (der Vater des bekannten Schriftstellers de la Place) hatte ihn von ferne beobachtet, ging auf demselben Weg über die Terrasse, und fand ein Stück Papier, welches Louvois verloren, und auf welchem, zwar sehr undeutlich, doch hie und da zu entziffern, der Plan des nächsten Feldzugs (1691) geschrieben stand. Im ersten Augenblicke wollte der

Jüngling dem Minister nacheilen, und ihm das gefährliche Papier ausliefern; allein er bedachte klüglich, daß ihm die Bekanntschaft mit einem solchen Staatsgeheimniß seine Freiheit kosten könne, wenigstens während eines ganzen Feldzugs. Er ging also lieber auf ein Kaffeehaus, wo sich täglich die politischen Kannengießer versammelten, und bot dort Jedem eine Wette an, daß der Feldzug mit der Belagerung von Mons werde eröffnet werden. (Das war nämlich das einzige, was er deutlich heraus buchstabirt hatte.) Er gewann damit so ansehnliche Summen, daß er ein halbes Jahr lang in Paris davon schwelgen konnte.

* * *

Der König der Ostgothen, Theodorich, war blos Liebhaber von Militärschulen. Die Kinder auch in andere zu schicken, verbot er seinen Gothen ganz ausdrücklich, sprechend: nie können diejenigen, die als Kinder die Ruthe gefürchtet haben, den Spießen und Säbeln ihrer Feinde unerschrocken entgegen treten.» — Se. Majestät waren also kein Schüler Gall's, sondern ein Schüler des Helvetius.

* * *

Die Franzosen haben doch von jeher sich selbst zu rühmen verstanden. In der Vorrede zum salischen Gesetz sprachen sie folgendergestalt von sich: „Die vortreffliche Nation der Franken, deren Urheber Gott selbst ist, im Felde tapfer, daheim durch Bündnisse gesichert, tief in ihren Rathschlägen, am Leibe edel, gesund, schön, keck, schnell, abgehärtet.» Ein einziger, schwer zu deutender Ausdruck

steht in dieser bescheidenen Vorrede, nämlich: candore egregia. Es kann sich auf die Weiße ihrer Haut beziehen; vielleicht haben sie aber auch einen alten Vorwurf dadurch ablehnen wollen; daß sie nämlich treulos und meineidig wären. Schon Vopiscus sagte von ihnen in dem Leben des Proculus, daß sie gewöhnlich mit lachendem Munde Eid und Treue brächen. Der Bischof von Marseille, Salvian, führt es als einen unterscheidenden Charakterzug dieser Nation an; und freilich bekräftigt solches ihre Geschichte, nach der Einrückung in Gallien auf jedem Blatte; denn in keinem Geschichtsbuche auf der Welt findet man so viele Meineide und Treulosigkeiten, als in dem gewiß unparteiischen Gregorius von Tours, der vom Meineid als von einer ganz gewöhnlichen Sache zu reden pflegt. „Gunthram," sagt er unter andern, »sonst ein ehrlicher Mann, nur sehr zum Meineid geneigt, indem er keinem Freunde etwas eidlich zusagte, ohne es sogleich wieder zu brechen.« — Man konnte also damals ein guter, ehrlicher Mann, und zugleich ein Meineidiger sein. — Heutzutage ist das freilich anders, jedes Versprechen der Franzosen wird gewissenhaft gehalten.

* * *

Als Belisar in dem eroberten Ravenna einzog, wurden die Weiber so wüthend, daß ihre feigen Männer, die Gothen, sich von so kleinen, unansehnlichen Leuten hatten besiegen lassen, daß sie ihnen in's Gesicht spien; und diese heroische Liebkosung weckte Scham und Verzweiflung bei den Männern; sie verschworen sich und wählten den Hel-

den Totilas zum König, der ihre Schmach tapfer rächte. — Solche Beispiele hört man nicht mehr. Aber ich glaube, wenn gewissen Völkern auch ganze Fluten in's Gesicht gespien würden, sie würden sich ruhig abtrocknen, und, statt einen Totilas herbei zu rufen, eine Hymne an die Sklaverei absingen.

* * *

Es ist sehr belustigend zu lesen, wie der alte Raban Maurus, ein großer Gelehrter des neunten Jahrhunderts, sich martert, um die sieben freien Künste mit der Religion in Zusammenhang zu bringen; denn wäre ihm das nicht gelungen, so hätte er die gottlosen Künste als ein Erzbischof auch nicht treiben dürfen. Die Grammatik, meint er, müsse man lernen, weil auch die heiligen Schriftsteller sich bisweilen uneigentlicher Redensarten bedienen, die man durch Hilfe der Grammatik erklären könne. Die Rhetorik, die Wissenschaft wohl zu reden, sei auch dem Geistlichen nicht unnütz. Die Dialektik nennt er die Kunst aller Künste, die Wissenschaft aller Wissenschaften, welche lehren und lernen lehrt; in ihr offenbare sich die Vernunft, was sie sei, was sie wolle, was sie sehe. Die Dialektik allein, fährt er fort, weiß, daß sie weiß, kann und will auch allein Wissende machen. In ihr erkennen wir durch Vernunftschlüsse, was und woher wir sein. (Glücklicher Raban Maurus! wenn deine Dialektik alles das dich lehrte.) Durch sie unterscheiden wir das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen, den Schöpfer vom Geschöpf. Folglich ist diese edelste aller Künste denen

Geistlichen nothwendig, besonders um die Ketzer dadurch zu bekämpfen. — Die Arithmetik, sprach er ferner, sei nicht zu verachten, weil in der Bibel stehe: Gott habe alles nach Maß und Zahl gemacht. Die Geometrie sei nützlich, weil bei dem Bau der Arche und des Salomonischen Tempels allerlei geometrische Figuren wären gebraucht worden. Ohne die Musik könne man keinen feierlichen Gottesdienst halten. Endlich die Astronomie müsse ein Geistlicher nothwendig verstehen, um bestimmen zu können, auf welchen Tag Ostern gefeiert werden müsse. — Hätte der ehrliche Raban Maurus die Aeronautik gekannt, so würde er vielleicht zur achten freien Kunst sie erhoben und gesagt haben, sie sei einem Geistlichen nothwendig, um seine Gebete desto schneller gegen Himmel zu befördern.

* * *

Jean Desmarets, ein Lieblingsschriftsteller des Kardinal Richelieu, sollte, der Natur zum Trotz, dramatischer Dichter werden. Se. Eminenz arbeiteten sogar selbst mit ihm an dem Trauerspiel Mariane, dessen Aufführung eine Million kostete, und dennoch ausgepfiffen wurde. Die Herren Verfasser ermangelten nicht, die Schuld auf die Schauspieler zu schieben, welche betrunken gewesen sein sollten. Das Meisterstück wurde zum zweiten Mal gegeben; die Polizei hatte das Klatschen streng anbefohlen, so wie man heutzutage Illuminationen als Freudenbezeugungen zu befehlen pflegt. Es ging also recht gut, aber demungeachtet erschien Mariane nie wieder auf der

Bühne. Ich habe etwas ähnliches in Berlin mit Göthe's natürlicher Tochter erlebt. — Desmarets wurde bald darauf toll, und gab sich für einen Propheten aus. Er hatte unter andern auch ein episches Gedicht gemacht, Clovis, welches er für so vortrefflich hielt, daß er, als ein frommer Christ, täglich Gott für die Gnade dankte, ihn zum Verfasser des Clovis erschaffen zu haben. Dabei war er ein erbitterter Feind der Griechen und Römer, besonders verachtete er Homer und Virgil.

* * *

In Rhegiew's Beichtspiegel ist eine der ersten Fragen, die der Beichtvater an ein Frauenzimmer zu thun hat: ob sie nicht etwa ein Kind umgebracht habe? — In welchem Rufe müssen die Damen zu jener Zeit gestanden haben! — Home, in seinem Versuche über die Geschichte des Menschen, meint, wenn der Kindermord unter einem Volke im Schwange gehe, so sei das ein Beweis zunehmender Keuschheit. Das klingt sehr paradox, aber es möchte doch wohl wahr sein; denn aus welchem andern Grunde ermordet eine Mutter gewöhnlich ihr Kind, als um der Schande willen? und wo anders würde die Geburt eines Kindes ihr Schande machen, als da, wo Keuschheit geachtet wird?

* * *

Seltsame Bußen gab es vor alten Zeiten. Wenn zum Beispiel ein Sünder verurtheilt wurde, einen Monat lang bei Wasser und Brot zu fasten, so konnte er auch statt dessen zwölf hundert Psalme kniend beten, oder tausend sechs

hundert achtzig nicht kniend. Das Knien wurde also für eine Beschwerde gerechnet, die dem Hersagen von vier hundert achtzig Psalmen gleich kam.

* * *

Furcht ist die Mutter der Schmeichelei. Die großen Herren auf der Insel Sumatra, die sich ganz entsetzlich vor ihrem Tirannen fürchten, wetteifern mit einander in Erfindung von schmeichelnden Redensarten. So, zum Beispiel, sagen sie zu ihm: ich wünschte dein Herz gegessen zu haben. Der Despot nimmt das als eine Liebeserklärung auf. In Europa hingegen, wo dieser Wunsch sich wohl bisweilen Einem aufdringen könnte, wird er für keine Schmeichelei gehalten. Wenigstens sind der armen Prinzessin von Lamballe, deren Herz wirklich verzehrt wurde, gewiß in ihrem Leben weit angenehmere Dinge gesagt worden.

* * *

Der Code Napoleon wird jetzt überall eingeführt und bewundert. Er könnte auch wohl Code Lamoignon heißen, denn dieser vortreffliche Mann, dessen ich schon einmal in diesen Blättern erwähnt habe, war der Erste, dem es absurd vorkam, daß ein einziges Volk nicht weniger als zweihundert und fünfundachtzig verschiedene Gesetzbücher hatte. Dem abzuhelfen machte Lamoignon einen von Ludwig XIV. genehmigten Plan, und arbeitete daran in seinem Hause, vereint mit zwölf Advokaten und zwei Parlamentsgliedern. So entstand ein Recueil des Arretés de Lamoignon, der zwar noch nicht zum eigent-

lichen Code war erhoben worden, den aber die Advokaten schon citirten, und auf welchen oft die Richter ihre Urtheile bauten. Man kann denken, daß dieses treffliche Werk bei der neuen Schöpfung des Code Napoleon zum Grunde gelegt worden.

* * *

Es schickt sich wohl eigentlich nicht, von einem Gesetzbuch ohne Umstände auf den Tanz über zu springen, allein dafür heißen diese Blätter Quodlibet, zu deutsch, was beliebt. Das gilt aber nicht allein vom Leser, sondern auch vom Herausgeber, dem es, am Schluß jedes Heftes, frei stehen muß, zu seiner Erholung zu schwatzen, wovon ihm beliebt. Also wollte ich erzählen, daß man am Hofe Heinrich des Vierten außerordentlich gern tanzte, und daß man zu sagen pflegte: zur Zeit dieses geliebtesten, und folglich gewiß auch größesten aller Könige, hätten die Franzosen am meisten getanzt und am besten gefochten.

Auch Richelieu war ein großer Liebhaber vom Tanze, und beschützte ihn mit seiner gewöhnlichen Sucht zu glänzen. Da kamen unter andern allegorische Ballete zum Vorschein. Man ließ zum Exempel die Welt auftreten, und um den Zuschauern begreiflich zu machen, daß diese Person die Welt sei, so setzte man ihr den Berg Olymp auf den Kopf, und kleidete sie in eine große Landkarte. Auf dem Magen stand Frankreich geschrieben, auf dem Unterleibe Deutschland, auf einem Arme Italien, auf einem Beine Spanien, und hinten — terra incognita. — Es war doch so übel nicht; Frank-

reich als Magen darzustellen, denn es hat eine gewaltige Verdauungskraft. Der arme Unterleib plagt sich jetzt mit der Kolik. Arme und Beine sind abgeschossen worden.

* * *

Ein berühmter englischer Schauspieler, Quin, zankte sich mit seinem Direktor Rich, trennte sich von ihm und ging nach Bath. Einige Zeit nachher hätte er sich gern wieder mit ihm ausgesöhnt, und weil er — von der gewöhnlichen Künstler-Eitelkeit besessen — meinte, es bedürfe dazu keiner Entschuldigung des Vergangenen, sondern nur eines ersten Schrittes, so schrieb er an Rich nichts weiter, als folgende Worte: »Ich bin zu Bath. Quin.« — Allein Rich antwortete eben so lakonisch: »Bleib du dort, bis der Teufel dich holt. Rich.«

* * *

Man glaubt gewöhnlich in Deutschland, der verdienstvolle Pfarrer Christ habe zuerst die sogenannten Magazin-Stücke für die Bienen, und folglich die Kunst erfunden, den Honig auszuschneiden, ohne die Bienen zu tödten. Gern erhielte ich einem Deutschen diese Ehre; allein ich finde in einem Buche (wo man eine Belehrung über diese Materie eben nicht suchen sollte), Contes devots u. s. w. von Legrand, eine Note folgenden Inhalts: »Der barbarische Gebrauch, die Bienen durch Rauch zu tödten, um ihnen den Honig zu rauben, hat lange Zeit in Frankreich obgewaltet, so sehr er auch dem Interesse des Eigenthümers zuwider ist, da er nicht allein das nützliche Insekt

vernichtet, sondern auch den Honig verdirbt. Die erste Gegend in Frankreich, wo man vernünftiger verfuhr, ist das Gâtinois. Dort erfand man die Kunst, die Bienenstöcke zu zertheilen (châtrer), indem man sie aus verschiedenen, beweglichen Kasten verfertigte u. s. w. Allein trotz des offenbaren, daraus erwachsenden Vortheils, breitete sich das Geheimniß doch nicht weiter aus, und Reaumür mußte es erst anpreisen, um ihm Eingang zu verschaffen. Jetzt ist es nicht blos bekannt, sondern auch vervollkommt. (Legrand schrieb diese Note vor sieben und zwanzig Jahren.)

* * *

Im Jahre 1727 erschien zu Wien eine Abhandlung de natura cholericorum u. s. w., worin der Verfasser die Verschiedenheit unter den Menschen (mit andern Worten, ihre Moralität), blos dem verschiedenen Umfang ihrer Milchgefäße zuschreibt. Die Milchgefäße des Phlegmatischen, sagt er, haben Eine Linie im Durchmesser; die des sanguinischen zwei; die des cholerischen drei, und die des melancholischen vier. Hat ihn niemand widerlegt? oder sind wir wirklich die Sklaven unserer Milchgefäße? — Auch die Schädel-Organe kamen aus Wien.

* * *

Olof Celsius erzählt: Als der Admiral Bagge die dänische Flotte vernichtet, habe König Erich ihm einen öffentlichen Triumph zugestanden. Der Zug war folgendergestalt geordnet: Zuerst marschirte der siegreiche Admiral; eine gewaltig große goldene Kette hing ihm von den Schultern herab; zwei Barone gingen ihm zur Seite. Ihm folg-

ten seine Offiziere, die an dem Treffen Theil genommen, sämmtlich in Goldstoff gekleidet. Dann der gefangene Admiral, Brockenhusen, mit seinen Dänen, sämmtlich mit entblößten Häuptern und weißen Stäben in den Händen. Vor ihnen her ging der Hof-Narr, Herkules, und spielte auf der Violine.

* * *

Moreau (aber nicht der General Moreau, sondern der ehemalige Historiograph von Frankreich) schildert in seinen principes de morale etc. den König Clovis folgendergestalt:

»Er unterjochte die Nation; glaubte sich über die Gesetze erhaben, wollte sie aber nicht vernichten, sie sollten nur die Unterthanen von gegenseitigen Gewaltthätigkeiten hindern, allein keinesweges gegen die Ungerechtigkeiten des Fürsten schützen; er lieh von den Römern Alles, was seine Gewalt aufrecht erhalten konnte; er bereitete durch Verbrechen seinen Nachfolgern den Untergang.

* * *

Der Dichter Chapelle speiste bei einer gelehrten Dame. Es wurde viel geschwatzt und viel getrunken. Gegen das Ende der Mahlzeit fiel es ihnen ein, daß Pindar, dies große Dichter-Genie, im dreißigsten Jahre gestorben sei, und diese Erinnerung erregte eine so wehmüthige Stimmung in ihnen, daß sie beide herzlich weinten. Die Bedienten sahen es und weinten mit. Die Köchin sah die Bedienten weinen und fing an zu schluchzen. Der Küchenjunge hörte

die Köchin schluchzen und vergoß heiße Zähren. Doch Niemand wagte, die gnädige Herrschaft um die Ursach der tiefen Trauer zu fragen. Endlich trat der alte Thürsteher herein, der sich bisweilen etwas herausnehmen durfte, erzählte, wie Alles im Hause winsle, und bat um Belehrung, wer denn eigentlich gestorben sei? — Pindar war die Antwort. — »Und dieser Herr Pindar, war er nahe verwandt mit der gnädigen Herrschaft? war er ein guter Christ?« — Chapelle und die Damen, welchen noch die Thränen in den Augen standen, brachen plötzlich in ein lautes Gelächter aus: »Er war ein Heide und starb vor drei tausend Jahren.« Der Schweizer lachte mit, die Bedienten kicherten, die Köchin wieherte, der Küchenjunge brüllte, das ganze Haus ertönte von lautem Jubel.

* * *

Einem vornehmen Blutsauger starb seine Gemahlin. Er veranstaltete ein großes Leichenbegängniß, und ersuchte unter andern auch eine Gerichtsbehörde, der Leiche in corpore zu folgen. »Um Vergebung, gnädiger Herr,« antwortete der Präsident, »der Leiche einer Dame in corpore zu folgen, war nie gewöhnlich; allein wenn Sie sich selbst begraben ließen, so würden wir es mit großem Vergnügen thun.«

* * *

Tausend Thaler, sagte ein Gascogner, bestimme ich meinem Koch, zwölf hundert meinem Sekretär, hundert Louisd'or meinem Kammerdiener u. s. w. »Ist es möglich!« rief einer seiner Freunde, »wie kannst du, bei deinen ge-

ringen Einkünften, die Leute alle bezahlen?" — Bezahlen? erwiederte der Gascogner, ich bezahle sie ja nicht.

* * *

Der bekannte Arnold, der im amerikanischen Kriege die Sache seines Vaterlandes verrieth, fragte einst einen Offizier, den er gefangen genommen: Was seine Landsleute wohl mit ihm thun würden, wenn sie ihn erwischten? — »Ich glaube," antwortete der Amerikaner, »sie würden dir das Bein abschneiden, mit dem du hinkst, weil du einst für Freiheit und Recht eine ehrenvolle Wunde darin empfangen. Dieses Bein würden sie vermuthlich mit allen militärischen Ehrenbezeugungen verbrennen, und dann Kopf und Rumpf an den Galgen hängen."

* * *

Zur Zeit jenes Krieges drückten die Engländer ihre Meinungen (denn sie dürfen Meinungen haben) in allerlei seltsamen Briefen aus. Unter andern erschienen zu London: ein Brief Cicero's an den Lord Howe, und ein vertrauter Brief einer Katze im Palast der Königin an Edmund Burke. Der erstere enthielt bittere Wahrheiten; der letztere blos unwitzige Grobheiten.

* * *

Ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, Olivier Maillard, handelt von den sogenannten casibus reservatis, die bisweilen allein dem Papste zu beurtheilen vorbehalten werden, und rechnet darunter: wenn ein Frauenzimmer so feine Wäsche trägt, daß die Haut durchschimmert.

»Sein Fleisch zeigen,« sagt er, »ist eine Sünde, wenn es auch ein häßliches Fleisch wäre, denn es gibt doch immer Männer, die dadurch in Versuchung geführt werden.« — Wenn die jetzige Sängerin, oder vielmehr Schreierin Maillard in Paris von diesem Maillard abstammt, so befolgt sie die Lehren ihres Ahnherrn schlecht.

* * *

»Dein Mädchen ist schön, aber dumm,« sagte Jemand zu einem Dichter, seinem Freunde, »wie ist es dir möglich, ihr den ganzen Tag zuzuhören?« — Ich höre ihr gar nicht zu, antwortete der Dichter, sondern ich sehe sie nur reden.

* * *

Ein General verbot seinen Offizieren das Fluchen; besonders ermahnte er einen Hauptmann, der dieser Unart sehr ergeben war, Besserung versprach, und auch von seinen Soldaten es ferner nicht leiden wollte. Kurz darauf hörte er einen Soldaten fluchen, rannte mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu, und schrie: Himmel Kreuz tausend Sackerment! Kerl, ich glaube du fluchst?

* * *

Bis zum sechzehnten Jahrhundert glaubte Jedermann an die Möglichkeit, Neuvermählten durch Bezauberung zu schaden. Schon Plato in seiner Republik warnt sie vor solchen Zaubereien. Virgil erwähnt derselben in seinen Eclogen. Die römischen Gesetze der zwölf Tafeln verdammen diejenigen zum Tode, die jene bösen Künste üben. Alle römische Rechtsgelehrte, selbst nach Konstantin's Regie-

rung, haben weitläuftig darüber geschrieben. Die Kirchenväter und die Concilien berufen sich auf die Geschichte des Tobias. Sozomenes, der das Leben des Honorius verfaßt, und der bekannte Geschichtsschreiber Gregorius von Tours führen eine Menge Beispiele an. — O gesunde Vernunft! wie selten wohnst du selbst unter Gelehrten! und wie bleibst du doch ewig eine Sklavin jedes Zeitalters!

* * *

Man trug einmal, zu den Zeiten der Königin Margarethe, entsetzlich große Halskragen und Reifröcke in Frankreich. »Ich begreife nicht,« sagte ein Höfling, Namens Fresne, zu der Königin, »wie die Damen mit solchen ungeheuren Halskragen ihre Suppe essen können, ohne sich zu begießen, und wie die galanten Damen mit solchen Reifröcken ihre Liebhaber zu begünstigen im Stande sind?« — Margarethe antwortete nichts, aber einige Tage nachher, als sie eben Suppe essen wollte, ließ sie sich einen Löffel mit einem sehr langen Stiele bringen, und aß solchergestalt, ohne ihren Halskragen zu besudeln.

»Sehen Sie,« sagte sie zu dem Höfling, »mit ein wenig Geschicklichkeit läßt sich Alles thun.«

»Sehr wohl,« versetzte Fresne, »wegen der Halskragen bin ich nunmehr beruhigt.«

* * *

Als Clemens V. die Republik Venedig mit dem Bann belegt hatte, mußte der Senat einen Gesandten, Dandolo, nach Avignon schicken, um Verzeihung zu erflehen. Er wurde an einem Hunde-Halsband vor den Papst ge-

führt, und derjenige Zweig seiner Familie, der von diesem Gesandten abstammt, führt noch jetzt den Beinamen del cane.

* * *

Es ist ein schönes Gesetz Moses, welches dem Winzer vorschreibt, nicht alle Trauben von den Weinstöcken zu lesen, sondern für den armen Wanderer und die Vögel unter dem Himmel einige hängen zu lassen. Allein folgende beide, im Alterthum giltige Gesetze scheinen mir noch zarter:

»Verschließe Abends deine Fenster nicht ganz, damit der Reisende in der Ferne sich am Lichte deiner Lampe ergetzen möge.« — »Ehre den Hund, der einen Blinden führt.«

* * *

Vor uralten Zeiten verheerten bisweilen Drachen, oder dergleichen Ungeheuer, ganze Königreiche. In solchen Fällen pflegte der König zu proklamiren: daß derjenige tapfere Ritter, der sein Reich von dieser Landplage befreien würde, seine schöne Prinzessin Tochter zur Gemahlin erhalten sollte. Allein man liest nirgend, daß, wenn die Hoffnung auf eines Ritters Hilfe fehl schlug, der König sodann die schöne Prinzessin dem Drachen selbst vermählt habe.

* * *

Der berühmte englische Leibarzt Pringle war ein Freund aller Theorien und ein großer Freund des Empirismus, der nämlich die Heilkunst blos auf Beobachtung und Erfahrung gründet. »Man muß über den Empiris-

mus doch wenigstens mit sich selbst raisonniren," sagte ein Mitbruder zu ihm. »So wenig als möglich," versetzte Pringle, „denn eben durch unser Raisonniren haben wir Alles verdorben." — (Man braucht weder Arzt noch Philosoph zu sein, um hier urtheilen zu können. Ich habe noch kein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt, und während dieser Zeit das Entstehen und Verschwinden von mehr als einem Dutzend medicinischer Moden — das heißt Theorien — erlebt; aber es sterben d'rum nicht weniger Menschen, und die meisten Geheilten, die ich sah, verdankten ihre Gesundheit wackern Empirikern.)

* * *

Die Akademie der Wissenschaften und schönen Künste in Mantua machte 1784 folgende Preisaufgabe bekannt: »Durch welche Mittel kann die Vaterlandsliebe befördert werden?" — Ich wünsche zu erfahren, ob die gekrönte Preisschrift über diesen Gegenstand auch in's Deutsche übersetzt worden? und ob die Deutschen sie gelesen haben? — Eine neue Auflage könnte nicht schaden. Ob sie helfen würde? steht zu bezweifeln.

* * *

Richardson, Verfasser der Anecdotes of the Russian empire etc., will nicht weit von Helsingör ein Schloß gesehen haben, in dessen Garten Hamlet's Vater vergiftet wurde. — Derselbe Schriftsteller erzählt: »Der Graf Münnich war erster Minister unter der Regierung der Kaiserin Anna und der ihres Nachfolgers Iwan. Die Kaiserin Elisabeth verdammte ihn zum Tode. Er bestieg

ruhig das Schaffot, betrachtete das Beil, verrichtete ein kurzes Gebet und legte mit unverbundenen Augen den Kopf auf den Block. Da kündigte man ihm Gnade an, doch daß er auf ewig nach Sibirien verbannt bleiben solle. Man könnte fragen: ob Mitleid hier die Larve der Grausamkeit, oder Grausamkeit die Larve des Mitleids angenommen hatte?" — Der Gräfin Münnich wurde frei gestellt, ob sie unter Familie und Freunden in Petersburg bleiben, oder ihrem Gemahl folgen wolle? — sie wählte ohne Bedenken das letztere. — (Zur Ehre des zartern Geschlechts müssen wir bekennen, daß die Gräfin Münnich hierin nichts außerordentliches that, sondern daß unter zehn Gattinnen wenigstens acht eben so würden gehandelt haben.)

* * *

Einem Gelehrten fiel ein Foliant auf den Kopf. Sogleich vergaß er alles, was er wußte, und mußte von neuem das Alphabet lernen. Dieses Faktum ließe sich allenfalls noch aus Gall's Theorie erklären, nicht aber folgendes: Ein anderer Gelehrter wurde durch einen ähnlichen Zufall blos seines Gedächtnisses für das Griechische beraubt; Alles übrige wußte er nach wie vor. — Auch folgende Erfahrung möchte sich schwerlich mit Gall's Theorie vereinigen lassen: Ein Geistlicher, den der Schlag gerührt, vergaß plötzlich alles, was in den letzten vier Jahren mit ihm vorgegangen war, allein nichts von dem, was vor dieser Zeit geschehen. — (Die angeführten Fälle berichtet Beattie in seinen Dissertations moral and critical etc.)

* * *

Vor dreißig Jahren setzte die Akademie des Jeux floraux in Toulose einen Preis auf ein Gedicht, welches Karl den Zweiten, oder die Wiederherstellung der englischen Monarchie feiern sollte. Ein gewisser Maille trug den Preis davon. Wenn der gute Mann noch lebte, so möchte er sich schwerlich um einen Platz im National-Institut bewerben.

* * *

Der sterbende Hume verlor seine gute Laune nicht. Als er sein Testament diktirte, fiel es ihm ein, daß einer seiner Freunde zwar ein großer Liebhaber von gutem Wein sei, jedoch den Portwein durchaus nicht leiden könne. Da vermachte er ihm sechs und dreißig Bouteillen des besten Bordeauxweins, und eine Bouteille Portwein, unter der Bedingung, daß er zuvor diese auf einmal austrinken müsse, ehe es ihm vergönnt sei, von den übrigen zu kosten.

* * *

Feuillade wurde bei der Belagerung von Landrecy 1655 gefährlich am Kopfe verwundet. Der Wundarzt sagte ihm, das Gehirn sei entblößt. »Desto besser,» rief Feuillade, »nehmen Sie geschwind ein wenig davon und schicken Sie es dem Kardinal Mazarin, der mir schon hundertmal gesagt hat, ich hätte kein Gehirn.»

* * *

Die Reliquien steigen und fallen im Preise, wie die Diamanten. Der Ring, durch welchen Doktor Luther sich mit Katharinen von Coron verlobte, war lange Zeit eine köstliche Reliquie im Besitz von Luther's Erben. Vor

mehr als hundert Jahren bot ein großer Reichsfürst vergebens fünfhundert Dukaten dafür. Lange nachher wollte ein Anderer ihn für zweihundert kaufen, allein man sagte ihm, daß bereits fünf hundert ausgeschlagen worden. Vor dreißig Jahren endlich wurde er für vierzig Louisd'or auf der Leipziger Messe ausgeboten, und kein Mensch wollte ihn haben. Jetzt wäre vielleicht der Zeitpunkt gekommen, wo man wiederum hoffen dürfte, einen guten Preis dafür zu erlangen. Zwar sieht es mit dem Monumente noch mißlich aus, zu welchem schon so viel Geld gesammelt worden, allein Herr Werner hat durch seinen mystischen Unsinn, durch seine Hyacinthen und Karfunkeln, dem Doktor Luther wieder aufgeholfen, und es würde sich jetzt wohl ein Käufer finden, wäre es auch nur, um sich Iffland's dabei zu erinnern.

* * *

»Lieber Gott!« sagte Lulli, als er in einer Kirche eine seiner Opern-Arien hörte, der man einen lateinischen Text untergesetzt hatte: »Lieber Gott! rechne es mir nicht zu, ich hatte sie nicht für dich gemacht.«

* * *

Richard Price gab zur Zeit des amerikanischen Krieges ein Büchlein heraus, betitelt: additional Observations u. s. w. (Bemerkungen über die Freiheit), worin folgende Stelle vorkommt:

»Der Krieg ist eine furchtbare Geißel, und diejenigen, welche ein Volk, ohne dringende Noth, allem Kriegselend aussetzen, haben es schwer zu verantworten. Nichts

auf der Welt kann das Ergreifen der Waffen rechtfertigen, als allein die Nothwendigkeit, eine ungerechte Gewalt durch Gewalt zu vertreiben.»

Ach mein guter Price! das ist gar keine Entschuldigung mehr für den Krieg. Denn gerade in diesem letzteren Falle gilt das Ergreifen der Waffen blos für verdammte Widerspenstigkeit.

* * *

Da noch kein Friedenskongreß zu Stande kommt, so wollen wir, um uns zu zerstreuen, uns eines Gedichts von Algarotti erinnern, welches gleichfalls einen Kongreß besingt, nämlich den von Cythere. Drei Damen, eine Engländerin, eine Französin und eine Italienerin, erscheinen als Abgesandte vor dem Richterstuhl der Liebe, und disputiren daselbst recht artig über die verschiedenen, von ihren Nationen angenommenen Sisteme der Kunst zu lieben. Amor soll entscheiden, allein er ist galant, er will es mit keiner der schönen Damen verderben, und erklärt, daß, wie man von jedem Sistem das Schlechte verwerfe, das Gute behalte, so werde eine vollkommene Kunst zu lieben daraus entspringen. — Wollte Gott, es würden auf einem baldigen Friedenskongreß dieselben Grundsätze festgesetzt, so ließe sich hoffen, daß ein vollkommener Friede daraus entspringen würde.

* * *

Wenn in den Minen von Golconda (so erzählte Tavernier) die Kaufleute um Diamanten handeln, so geschieht das mit Beobachtung des tiefsten Schweigens. Käufer und

Verkäufer setzen sich, wie ein paar Schneider, einander gegenüber; der Eine nimmt seinen Gürtel ab, und beide stecken ihre Hände unter diesen Gürtel. Da wird weder mit den Lippen noch mit den Augen gesprochen, sondern blos mit den Händen. Wenn der Käufer des Verkäufers ganze Hand faßt, so heißt das: ich biete dir tausend (Rupien oder Pagoden). So vielmal, als er die Hand drückt, so viele tausende will er zahlen. Nimmt er nur fünf Finger, so heißt das fünfhundert; ein Finger ist hundert; der halbe Finger fünfzig u. s. w. So kann in wenigen Stunden eine Partie Diamanten, in Gegenwart von hundert Zeugen, sieben- und achtmal verkauft werden, ohne daß einer der Zuschauer den Preis erfährt.

* * *

Auf der Küste von Malabar zittert man vor einer sehr giftigen grünen Schlange, die um so gefährlicher ist, da sie gleiche Farbe mit den Blättern hat, unter welchen sie auf die Vorbeigehenden lauert. Reisende lassen deshalb in engen Wegen einen Sklaven vor sich her gehen, der mit einem Stock auf die Büsche schlagen, und allenfalls der ersten Gefahr sich preisgeben muß. So sendet ein kluger Feldherr die fremden Hilfstruppen fein voraus. — Die grüne Schlange ist ziemlich lang, aber kaum so dick als ein Finger. Man erzählt, daß einst der Geleitsmann eines Reisenden schnell von einem solchen dünnen Ungeheuer erhascht und umschlungen wurde, welches ihm zu dem einen Nasenloche hinein und zu dem andern wieder herauskroch, und so wie ein Zwickelbart zu beiden Seiten herabhing.

Der Unglückliche starb auf der Stelle. — Wir haben auch in Deutschland eine solche Schlange, die aber glücklicherweise nur den Telegraphen vergiftet.

* * *

Der Engländer Ovington erzählt mit Wohlgefallen von einem Hospitale in der Nachbarschaft von Surate, wo die sanftmüthigen Verehrer des Brama Kühe, Ziegen, Hunde und allerlei Thiere zu Tode füttern, die krank, verstümmelt oder zu alt sind, um ihr Futter durch Arbeit zu verdienen. Wer etwa einen Ochsen hat, den er aus irgend einer Ursache todt schlagen will, zu dem kommen die Banianen, so bald sie hören, in welcher Gefahr das Thier schwebt, und handeln es ihm, bisweilen um hohe Preise, ab, um es in ihrem Hospital das von der Natur gesteckte Ziel ruhig erreichen zu lassen. — In Europa hingegen wird erzählt, man wisse Beispiele von Wütherichen, welche sogar Menschen, die in ihrem Dienst verstümmelt worden, vollends umbringen lassen, um ihrer los zu werden.

* * *

Einem Triumphator, der etwa seinen Einzug in eine eroberte Stadt auf eine ganz originelle Weise halten will, ist der künstliche Elephant zu empfehlen, dessen sich einst, nach Tavernier's Bericht, der König von Golconda bediente, um in Masulipatam einzuziehen. Dieser Elephant wurde nämlich von neun wohlabgerichteten Freudenmädchen gebildet, deren vier als Füße dienten, vier andere, in einander geschlungen, und von den Füßen ge-

tragen, machten den Rücken, auf dem der Monarch saß, und die neunte stellte den Rüssel vor. (Si fabula vera.)

* * *

Auf den Molucken gibt es auch eine große, aber nicht giftige Schlange, folglich unfähig den Telegraphen herauszugeben, die, wenn sie hungrig ist, sich einer seltsamen List bedient, um sich Nahrung zu verschaffen. Sie sucht nämlich gewisse würzreiche Kräuter, die sie verschluckt. Dann windet sie sich einen Baum hinan, der am Wasser steht, speit das Verschluckte wieder aus, und sogleich sammeln sich Fische, die es verschlingen, und dermaßen davon betäubt werden, daß die Schlange mit ihnen machen kann, was sie will. — So verschluckt ein Despot die wahre Ehre, speit sie vergiftet wieder aus und fängt damit die dummen Fische.

Inhalt.

Seite

Seite

